



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

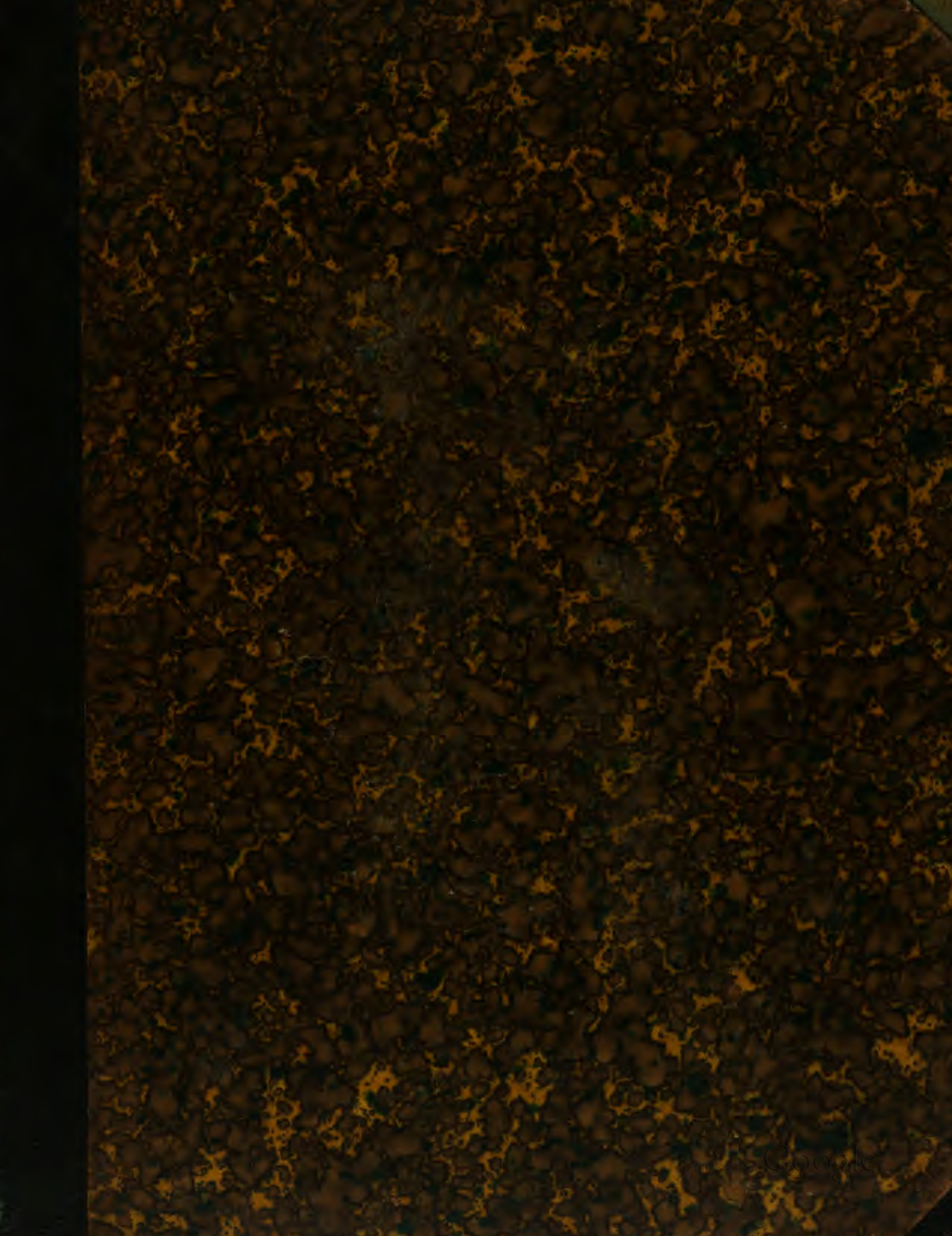
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

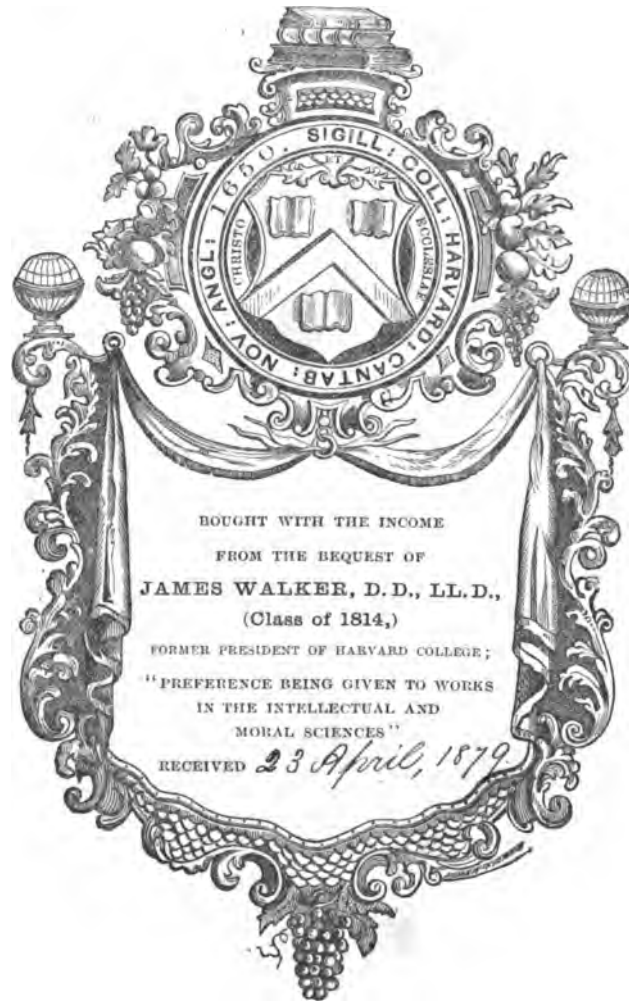
- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Philol. 225







*1878. p. 142.*

0  
.  
**VERHANDLUNGEN**

DER

ZWEIUNDDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

**DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER**

IN

WIESBADEN

VOM 26. SEPTEMBER BIS 29. SEPTEMBER 1877.



*2*' LEIPZIG.

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1878.

30.4

1879, April 23.  
Kachas Fund.

## Inhalt.

	Seite
Verzeichniss der Mitglieder . . . . .	1—8
Festschriften . . . . .	9
<b>Erste allgemeine Sitzung</b> . . . . .	<b>10—24</b>
Eröffnungsrede des Präsidenten Gymnasialdirector Dr. <i>Pähler</i> (Wiesbaden) . . . . .	10—18
Begrüßungen durch die Herren Regierungs-Präsident <i>v. Wurmb</i> (Wiesbaden), Bürger- meister <i>Coufin</i> (Wiesbaden), Präsident Prof. Dr. <i>Usener</i> (Bonn) . . . . .	19—20
Vortrag des Prof. Dr. <i>Ernst Curtius</i> (Berlin) über die Ausgrabungen von Olympia (Auszug)	20—24
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten <i>Pähler</i> . . . . .	24
<b>Zweite allgemeine Sitzung</b> . . . . .	<b>25—42</b>
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten <i>Usener</i> . . . . .	25
Vortrag des Prof. Dr. <i>Steinthal</i> (Berlin) über die Arten und Formen der Interpretation	25—35
Vortrag des Prof. Dr. <i>v. Wilamowitz-Möllendorff</i> (Greifswald) über die Entstehung der griechischen Schriftsprachen . . . . .	36—41
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten . . . . .	41
Rede des Rectors Prof. Dr. <i>Eckstein</i> (Leipzig) „In Fr. Ritachelii memoriam“ (Kurzer Bericht)	41—42
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten . . . . .	42
<b>Dritte allgemeine Sitzung</b> . . . . .	<b>43—70</b>
Vortrag des Gymnasialdirectors Dr. <i>Jäger</i> (Cöln) über die Reguluslegende . . . . .	43—51
Daran geknüpfte Erörterungen . . . . .	51—52
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten <i>Pähler</i> . . . . .	52—53
Wahl des Ortes der nächsten Versammlung (Gera) und des Präsidenten Gymn.-Dir. Dr. <i>Grumme</i> . . . . .	53—54
Vortrag des Dir. Prof. Dr. <i>Genthe</i> (Corbach) über die Bewaffnung eines römischen Legionars	54—60
Vortrag des Privatdocenten Dr. <i>Leo</i> (Bonn) über die Entstehung des delisch-attischen Bundes . . . . .	60—70
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten . . . . .	70
<b>Vierte allgemeine Sitzung</b> . . . . .	<b>70—87</b>
Vortrag des Gymnasial-Oberlehrers Dr. <i>Brieger</i> (Halle) über das wahre und falsche Ideal der Uebersetzung antiker Dichter . . . . .	70—84
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten <i>Usener</i> . . . . .	84
Berichte über die Verhandlungen der Sectionen . . . . .	84—85
Schlusswort des Präsidenten <i>Usener</i> . Dankworte des Prof. Dr. <i>Cäsar</i> (Marburg) . . . . .	85—86
<b>Verhandlungen der pädagogischen Section</b> . . . . .	<b>88—101</b>
Erste Sitzung . . . . .	88
Zweite Sitzung . . . . .	88—95
Thesen des Dir. <i>Spangenberg</i> (Wiesbaden) über den Unterricht in der neuesten Geschichte auf höheren Lehranstalten . . . . .	88—92
Verhandlungen darüber . . . . .	92—95
Dritte Sitzung . . . . .	96—98
Fortsetzung der Verhandlungen über die Thesen Spangenbergs . . . . .	96—97
Verhandlungen über die Thesen <i>Ecksteins</i> betreffend den lateinischen Elementar- unterricht . . . . .	98
Vierte Sitzung . . . . .	98—101
Fortsetzung der Verhandlungen über die Thesen <i>Ecksteins</i> . . . . .	98—101
<b>Verhandlungen der archäologischen Section</b> . . . . .	<b>102—115</b>
Erste Sitzung . . . . .	102
Zweite Sitzung . . . . .	102—108
Verhandlungen über die in der Plenarsitzung von Prof. Dr. <i>Curtius</i> vorgezeigten Sculpturen und Photographien . . . . .	102—105
Vortrag des Prof. <i>Curtius</i> über die Topographie des alten Athen . . . . .	105—107
Vorzeigung verschiedener Gegenstände . . . . .	107—108
Dritte Sitzung . . . . .	108—113
Vortrag des Prof. Dr. <i>Hagen</i> (Bern) über Aventicum . . . . .	108—110
Verhandlungen darüber . . . . .	110
Vorlegung und Besprechung von farbigen Copien pompejanischer Wandgemälde durch Prof. Dr. <i>Robert</i> (Berlin) . . . . .	110—111
Vortrag des Prof. Dr. <i>Stark</i> (Heidelberg) über den Apollo von Speier . . . . .	111—113



	Seite
Vierte Sitzung . . . . .	113—115
Verhandlungen über verschiedene im Alterthumsmuseum zur Prüfung vorgelegte Gegenstände . . . . .	113—115
<b>Verhandlungen der germanistisch-romanistischen Section.</b> . . . . .	116—136
Erste Sitzung . . . . .	116—125
Thesen zur einheitlichen Orthographie der Dialekte von Prof. Dr. <i>Sachs</i> (Brandenburg) . . . . .	116—118
Thesen für die Schreibung der deutschen Dialekte von Prof. Dr. <i>Michaelis</i> (Berlin) . . . . .	118—120
Grundsätze und Forderungen für die Bestimmung der Schriftzeichen für mundartliche Forschung von Dr. <i>Theobald</i> (Hamburg) . . . . .	120—125
Zweite Sitzung . . . . .	125—130
Nekrolog auf Grein von Prof. Dr. <i>Wülcker</i> (Leipzig) . . . . .	125—129
Vortrag des Prof. <i>Sachs</i> über Diez und seine Verdienste um die Wissenschaft . . . . .	129—130
Dritte Sitzung . . . . .	130—135
Verhandlungen über die in der ersten Sitzung vorgelegten Thesen . . . . .	130—132
Mittheilung des Prof. Dr. <i>Creizenach</i> (Frankfurt a. M.) über Goethe . . . . .	132
Vortrag des Prof. Dr. <i>Schmidt</i> (Strassburg) über den handschriftlichen Nachlass des Karlsruher Prinzenerziehers und Hofraths Ring . . . . .	132—133
Vortrag des Dir. Dr. <i>Schauenburg</i> (Crefeld) über ein altes Manuscript . . . . .	133—134
Vortrag des Prof. <i>Creizenach</i> über die Nebeneinanderstellung des Jüdischen und Christlichen in den Kunstwerken des späteren Mittelalters . . . . .	134
Vortrag des Hofraths Prof. Dr. <i>Urtichs</i> (Würzburg) über das Manuscript eines Gedichtes von Lenz . . . . .	134—135
Vierte Sitzung . . . . .	135—136
Berathung üb. d. Fortsetzung d. Frommannschen Zeitschr. „die deutschen Mundarten“ . . . . .	135
Vortrag des Prof. <i>Creizenach</i> über Philipp Wackernagel und Ludwig Ettmüller . . . . .	135—136
Mittheilungen des Prof. Dr. <i>Lucae</i> (Marburg) aus seinen Parzivalstudien . . . . .	136
<b>Verhandlungen der kritisch-exegetischen Section</b> . . . . .	137—167
Erste Sitzung . . . . .	137—138
Einleitende Worte von Prof. Dr. <i>Usener</i> . . . . .	137
Zweite Sitzung . . . . .	138—140
Vortrag des Gymn.-Dir. Dr. <i>Classen</i> (Hamburg) über Dionysius Thrax . . . . .	138—139
Verhandlungen darüber . . . . .	139—140
Dritte Sitzung . . . . .	140—144
Fortsetzung der Verhandlungen über Dionysius Thrax . . . . .	140—142
Vortrag des Prof. Dr. <i>Kiessling</i> (Greifswald) über Hor. <i>carm.</i> I, 20 . . . . .	142
Thesen über die scenische Responsion bei den griechischen Tragikern und Aristophanes von Prof. Dr. <i>Oeri</i> (Schaffhausen), Prof. Dr. <i>Christ</i> (München), Prof. Dr. <i>Prieh</i> (Lübeck) . . . . .	142—144
Vortrag darüber von Prof. Dr. <i>Prieh</i> . . . . .	144—151
Vortrag darüber von Prof. Dr. <i>Oeri</i> . . . . .	152—159
Vortrag darüber von Prof. Dr. <i>Christ</i> . . . . .	159—161
Verhandlungen darüber . . . . .	161
Vierte Sitzung . . . . .	162—167
Vortrag des Privatdoc. Dr. <i>Flach</i> (Tübingen) über das Violarium der Kaiserin Eudokia . . . . .	162
Verhandlungen darüber . . . . .	162—163
Fortsetzung der Verhandlungen über die Responsion . . . . .	163—166
Vortrag des Oberlehrers <i>Meyer</i> (Herford) über Caesar b. g. I, 20 . . . . .	166—167
Vortrag des Prof. Dr. <i>Linker</i> (Prag) über Hor. <i>carm.</i> I, 34 . . . . .	167
<b>Verhandlungen der orientalischen Section (Protokoll-Auszug)</b> . . . . .	168—170
<b>Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section</b> . . . . .	171—196
Erste Sitzung . . . . .	171
Zweite Sitzung . . . . .	172—185
Verhandlungen des Prof. Dr. <i>Günther</i> (Ansbach) über die pädagogisch verwertbaren mathematischen Errungenschaften der Neuzeit . . . . .	172—179
Vortrag des Prof. Dr. <i>Cantor</i> (Heidelberg) über die Lösung der Gleichung $x^y = y^x$ . . . . .	179—180
Vortrag des Rectors Prof. <i>Unverzagt</i> (Wiesbaden) über die Ziele des mathematischen Unterrichts in der Realschule I. O. . . . .	180—185
Dritte Sitzung . . . . .	185—189
Verhandlungen über den Vortrag des Prof. <i>Unverzagt</i> . . . . .	185—189
Vierte Sitzung . . . . .	189—196
Vortrag des Oberlehrers <i>Henrich</i> (Wiesbaden) über die Temperaturbeobachtungen im Bohrloche zu Sperenberg und die daraus gezogenen Schlüsse . . . . .	189—194
Vortrag des Prof. <i>Unverzagt</i> über Quaternionen . . . . .	194—196

## Verzeichniss der Mitglieder.

### Präsidium.

1. Pähler, Dr., Gymnasial-Director. Wiesbaden.
2. Usener, Dr., Professor. Bonn.

### Secretariat.

3. Adam, Dr., Gymnasiallehrer. Wiesbaden.
4. Budde, Dr., Realschul-Oberlehrer. Duisburg.
5. Gebhard, Gymnasial-Oberlehrer. Elberfeld.
6. Flach, Dr., Privatdocent. Tübingen.

### Vorsitzende der Sectionen.

7. Classen, Dr., Gymnasial-Director a. D. Hamburg. (Kritisch-exegetische Section.)
8. Creizenach, Dr., Professor am Gymnasium. Frankfurt a. M. (German.-roman. Section.)
9. Eckstein, Dr., Prof., Rector der Thomasschule. Leipzig. (Pädagogische Section.)
10. Gildemeister, Dr., Professor. Bonn. (Orientalische Section.)
11. Unverzagt, Prof., Rector der höheren Bürgerschule. Wiesbaden. (Mathematisch-naturwissenschaftliche Section.)
12. Urlichs, Dr., Prof. u. Hofrath. Würzburg. (Archäologische Section.)

### Mitglieder.

- |   |   |
|---|---|
| 13. Altenburg, W., Lehrer an der Bürgersch. Eupen.  | 32. Baumbach, Dr. phil., Realschullehrer. Duisburg.   |
| 14. Ammann, A., G.-Oberlehrer. Wiesbaden.           | 33. Bayer, Regierungs- und Schulrath. Wiesbaden.      |
| 15. Andresen, Universitätsprofessor. Bonn.          | 34. Le Beau, Dr. phil. Heidelberg.                    |
| 16. Anhalt, Dr., Gymnasiallehrer. Bernburg.         | 35. van Bebber, Heinr., Oberlehrer. Andernach.        |
| 17. Antell, H. F., Dr. med. Finnland.               | 36. Bechstein, Reinhold, Univ.-Prof. Rostock.         |
| 18. Arnold, Wilh., Gymn.-Oberl. Dresden.            | 37. Beck, Ludwig, Dr. Biebrich.                       |
| 19. Ascherson, Dr., Univ.-Bibl.-Custos. Berlin.     | 38. Beck, Dr., Prof., G.-L. Mainz.                    |
| 20. Aulber, Reallehrer. Erbach a. Rh.               | 39. Beckel, Wilh., Hôtelbesitzer. Wiesbaden.          |
| 21. Averdunk, Oberlehrer. Duisburg.                 | 40. Becker, A., Dr., Gymn.- u. Realschuldir. Worms.   |
| 22. Back, Gymn.-Dir. Birkenfeld.                    | 41. Becker, C., ord. Lehrera. d. Realsch. I.O. Worms. |
| 23. Baer, Seligmann, Dr., Lehrer. Biebrich.         | 42. Becker, Reinhold, Dr., Gymn.-L. Coblenz.          |
| 24. Baer, Simon Leop., Buchhändler. Frankfurt a. M. | 43. Becker, W., Oberlehrer. Weilburg.                 |
| 25. Baerwald, Realschuldir. Frankfurt a. M.         | 44. Becker, Oberschulrath. Darmstadt.                 |
| 26. Baeumlein, Literat. Wiesbaden.                  | 45. Beckermann, W., Lehrer. Solingen.                 |
| 27. Baier, Chr., Dr., Gymn.-L. Elberfeld.           | 46. Beckmann, E., Reallehrer. Olpe (Westfalen).       |
| 28. Bajohr, Lehrer. Ilfeld.                         | 47. Behaghel, W., Dr., Gymn.-Prof. Heidelberg.        |
| 29. Ballheimer, Dr., Gymn.-L. Hamburg.              | 48. Bender, Professor. Tübingen.                      |
| 30. Bars, Dir. der höheren Töchterschule. Siegen.   | 49. Benfey, Theodor, Dr., Univ.-Prof. Göttingen.      |
| 31. Bauermeister, Director. Ribnitz i. M.           | 50. Benrath, Herm., Rect. a. d. h. Bürgersch. Düren.  |
|   | 51. Berblinger, Dr., Oberlehrer. Rendsburg.           |

Verhandlungen der 32. Philologenversammlung.

52. Berch, G.-L. Frankfurt a. M.  
53. Bergmann, Fritz, Buchhändler. Wiesbaden.  
54. Berlé, Ferd., Dr., Banquier. Wiesbaden.  
55. Berlit, Bruno, Gymn.-Lehrer. Hersfeld.  
56. Bernhardt, Gymn.-Dir. Weilburg.  
57. Bigge, H., Gymn.-Dir. Köln.  
58. Bindewald, Reallehrer. Giessen.  
59. Birck, Dr., Realschullehrer. Mülheim a. Rh.  
60. Bockhoff, B., Dr., R.-L. Köln.  
61. Bode, Dr., Oberlehrer. Mülheim a. Rh.  
62. v. Bodenstedt, F., Prof. Wiesbaden.  
63. Böckel, E., Dr., Gymn.-Prof. Karlsruhe.  
64. Böhme, Dr., Prof. Pforta.  
65. Böning, Dr. phil., Gymn.-Oberl. Crefeld.  
66. Börner, H., Dr., O.-L. a. d. Realsch. I. O. Ruhrort.  
67. Bogen, Gymn.-Dir. Düren.  
68. Bohnemann, ord. Lehrer. Köln.  
69. Bohren, E., Dr., o. Lehr. a. d. Realsch. I. O. Köln.  
70. Bone, Dr., Gymn.-Lehrer. Köln.  
71. Bössler, Karl, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.  
72. Brandscheid, Fr., Gymn.-Conrect. Hadamar.  
73. Brandstätter, Dr., Prof. a. städt. Gymn. Danzig.  
74. Brandt, S., Dr., Privatdoc. d. Philol. Heidelberg.  
75. Braun, Anselm, Dr., Gymn.-L. Dillenburg.  
76. Braun, Wilh., Dr., Oberlehrer. Wesel.  
77. Brentano, E., Dr. phil., Lehrer a. Progymn. Frankfurt a. M. \*  
78. Brieger, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Halle a. S.  
79. Brockerhoff, F., O.-L. a. d. h. Bürgersch. Rheydt.  
80. Brockes, Dr., Gymn.-L. Düsseldorf.  
81. Brockmann, Gymn.-Oberl. Cleve.  
82. Broicher, Dr., Oberlehrer. Bonn.  
83. Brück, Dr., Rechtsanwalt. Wiesbaden.  
84. Brüggemann, Jos., Dr., Real-L. Mülheim a. R.  
85. Brüll, Joh., Gymn.-L. Aachen.  
86. Brüll, Dr., Reallehrer. Frankfurt.  
87. Brugman, Karl, Dr. phil., Privatdoc. Leipzig.  
88. Brugman, Oskar, Dr. phil., Oberlehrer am Nicolai-Gymn. Leipzig.  
89. Brusis, Dr., Realschul-Oberl. Bonn.  
90. Buchenau, Dr., Gymn.-Oberl. Marburg.  
91. Buchrucker, ordentl. Lehrer. Sobernheim.  
92. Budde, C., Lic., Privatdoc. d. Theologie. Bonn.  
93. Bücheler, Dr., Univ.-Prof. Bonn.  
94. Bühler, G., Dr., Educations-Inspector. N. D. Bombay (Ostindien).  
95. Bümning, G., Reallehrer. Remscheid.  
96. Bürger, Dr., Apotheker. Wiesbaden.  
97. Büsgen, A., Kgl. Bauführer. Wiesbaden.  
98. Büsgen, Dr., Gymn.-Oberl. Wiesbaden.  
99. Buffum, W., Arnold, Rentner. Boston.  
100. Buhlmann, stud. phil. Wiesbaden.  
101. Bulmerincq, A., Prof., Dr. jur. Wiesbaden.  
102. Burgartz, Rector. Wipperfürth.  
103. Burkart, F., Dr., Institutsvorsteher. Biebrich.  
104. Busch, Progymnasial-Rector. St. Wendel.  
105. Buschmann, Dr., Gymn.-Oberl. Trier.  
106. Buys, Carl, Dr., Oberlehrer. Trier.  
107. Caesar, Julius, Dr., Professor. Marburg.  
108. Caesar, stud. jur. & hist. Detmold.  
109. Cantor, Univ.-Prof. Heidelberg.  
110. Capelle, E., Lehrer. Oberhausen.  
111. Carstanjen, M., Polytechn. Wiesbaden-Zürich.  
112. Caspers, Dr., Gymnasial-Oberlehrer. Hagenau.  
113. Castendyck, W., Realschullehrer. Elberfeld.  
114. Christ, Dr., Univ.-Prof. München.  
115. Christians, Reallehrer. Solingen.  
116. Chun, A., Rector. Diez a. L.  
117. Ciala, Oberlehrer. Neuwied.  
118. Claassen, H., Dr., Prof. a. Realgymn. Mannheim.  
119. Clemm, Wilhelm, Dr., Prof. Giessen.  
120. v. Cohausen, Oberst a. D. u. Conservator. Wiesbaden.  
121. Colombel, Oberlehrer. Hadamar.  
122. Conrad, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Düren.  
123. Conzen, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.  
124. Cornill, Carl, Dr. phil. Marburg.  
125. Coulin, Bürgermeister. Wiesbaden.  
126. Craemer, Dr., Oberlehrer. Barmen.  
127. Cramer, Realschuldirector. Mülheim a. Rh.  
128. Crecelius, Dr., Progymn.-L. Elberfeld.  
129. Creizenach, W., Dr. phil., Assistent a. d. Kgl. Universitäts-Bibliothek. Breslau.  
130. Cuers, Dr., Reallehrer. Elberfeld.  
131. Curschmann, Dr., Gymn.-L. Giessen.  
132. Curtius, Ernst, Dr., Prof. Berlin.  
133. Daub, A., Stud. philol. Neckargemünd.  
134. D'Avis, Dr., Gymn.-L. Coblenz.  
135. Decku, Joseph, Gymn.-Elementarl. Hadamar.  
136. Deussen, Dr., Oberlehrer. Essen.  
137. Deutschmann, Progymn.-L. Brühl.  
138. Dickmann, J., Dr., Gymn.-L. Crefeld.  
139. Diderich, Wilh., Dr., Gymn.-L. Aachen.  
140. Diehl, Dr., Oberlehrer. Kempen.  
141. Dillmann, A., Real-Oberlehrer. Wiesbaden.  
142. Dilthey, C., Dr., Prof. Göttingen.  
143. Ditges, Phil. Joh., Gymn.-Dir. Köln.  
144. Doerkes, Progymn.-L. Boppard.  
145. Doerr, Otto, Probecandidat. Cassel.  
146. Dörr, Franz, Cand. phil. Marburg.  
147. Dörr, V., Stud. math. Kirberg.  
148. Dötsch, Peter, Progymn.-Rector. Malmedy.  
149. Dormann, Steinhauermeister. Wiesbaden.  
150. van Dornick, Gymn.-L. Düren.  
151. Drescher, Alexander, Dr., Gymn.-L. Mainz.  
152. Dresler, Reallehrer. Diez.  
153. Dronke, Ad., Realschul-Director. Trier.  
154. Duden, Dr., Gymn.-Dir. Hersfeld.  
155. Dünbier, Progymn.-Oberlehrer. Malmedy.  
156. Düntzer, Dr. Prof., Bibliothekar. Köln.  
157. Ebbecke, H., Buchhändler. Wiesbaden.  
158. Eberhard, A., Dr., Prof., Gymn.-Dir. Duisburg.  
159. Eberhard, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Köln.  
160. Egelhaaf, Dr., Prof. Heilbronn.  
161. Ehlinger, Jos., Oberl. a. Progymn. Boppard.  
162. Endert, Gymn.-L. Detmold.

163. Engel, Gymn.-L. Elberfeld.  
 164. Esau, Gymn.-L. Corbach.  
 165. Esser, Dr., Regier.- u. Schulrath. Wiesbaden.  
 166. Evers, M., Gymn.-L. Elberfeld.  
 167. Evers, Dr., Oberlehrer. Crefeld.  
 168. Ewald, Rudolf, Gymn.-L. Gotha.  
 169. Fasterding, G., Reallehrer. Oberhausen.  
 170. Fehrs, Dr., Oberlehrer. Wetzlar.  
 171. Felgner, Gustav, Gymn.-L. Gotha.  
 172. Fell, Dr., Gymn.-L. Köln.  
 173. Fellingner, H., Hilfslehrer. Moers.  
 174. Firnhaber, C. G., Dr., Geh. Reg.-Rath a. D. Wiesbaden.  
 175. Fischer, Carl, Dr., Gymn.-Oberl. Attendorn.  
 176. Fischer, Wilh., Dr., Rector. Lennep.  
 177. Fischer, Oberlehrer. Moers.  
 178. Flach, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Wiesbaden.  
 179. Flasch, Dr., Docent. Würzburg.  
 180. Fleckeisen, A., Dr., Conrector u. Prof. Dresden.  
 181. Fleischer, G. L., Dr., Prof. d. morgenländ. Sprachen. Leipzig.  
 182. Fliedner, C., Dr., Oberl. a. d. Musterschule. Frankfurt.  
 183. Fliedner, Dr., Gymn.-Prorector. Hanau.  
 184. Flöck, Dr., Gymn.-L. Bonn.  
 185. Förster, E., R.-L. Essen.  
 186. Forbach, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.  
 187. Fränkel, Dr. phil. Wiesbaden.  
 188. Franke, Progymn.-L. Boppard.  
 189. Frankenbach, Dr., Rector. Hattingen.  
 190. Franz, Gymn.-L. Cassel.  
 191. Fraune, Reallehrer. Mayen.  
 192. Frenkel, E., Dr., Gymn.-L. Halle a. S.  
 193. Fresenius, Heinrich, Dr., Docent am chem. Laboratorium zu Wiesbaden.  
 194. Fresenius, R., Dr., Geh. Hofrath u. Prof. Wiesbaden.  
 195. Freudenberg, Kapellmeister. Wiesbaden.  
 196. Freyer, Prof. Ifeld.  
 197. Frickhöffer, H., Domprediger. Bremen.  
 198. Friderich, Carl, Dr. phil., Rector d. Lyceums zu Reutlingen.  
 199. Fries, H., Realschullehrer. Elberfeld.  
 200. Fries, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Barmen.  
 201. Friedrich, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.  
 202. Fritsch, Adolph, Dr., Oberlehrer. Hamburg.  
 203. Fritsch, L., Gymn.-Oberlehrer. Trier.  
 204. Fritze, Aug., Gymn.-L. Marburg.  
 205. Frost, Dr., Reallehrer. Michelstadt.  
 206. Fürth, Aug., Gymn.-L. Jülich.  
 207. Fuss, Gymn.-Oberlehrer. Bedburg.  
 208. Gantrelle, Prof. Gent.  
 209. Gaquoin, Gr., Gymn.-L. Giessen.  
 210. Gecks, L., Buchhändler. Wiesbaden.  
 211. Geisenheyner, L., Gymn.-L. Kreuznach.  
 212. Gelzer, Dr., Prof. Heidelberg.  
 213. Genssler, G., Gymn.-L. Prüm.  
 214. Genthe, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Corbach.  
 215. Genther, Ludwig, Gymn.-L. Wittenberg.  
 216. Gering, Hugo, Dr., Privatdocent. Halle a. S.  
 217. Gerzmann, Karl, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.  
 218. Gestewitz, Ad., K. K. Hof- und Verlagsbuchh. Wiesbaden.  
 219. Giers, Ant., Dr., Oberlehrer. Bonn.  
 220. Giesen, Dr., Oberlehrer. Bonn.  
 221. Gilbert, Gust., Gymn.-L. Gotha.  
 222. v. Gimborn, E., Gymn.-L. Sigmaringen.  
 223. Glaser, C., Kaufmann. Wiesbaden.  
 224. Glaser, Dr., Real-L. Giessen.  
 225. Glaser, Dr., Gymn.-L. Wetzlar.  
 226. Glücklich, Literat. Wiesbaden.  
 227. Goebel, Karl, Dr. phil., Gymn.-L. Strassburg.  
 228. Goebel, Dr., Gymn.-Dir. Fulda.  
 229. Freiherr v. Goeler, Dr. Baden-Baden.  
 230. de Goeje, M. J., Prof. Leiden.  
 231. Goepel, C., Gymn.-L. Wiesbaden.  
 232. Goeschen, Dr., Assessor. Wiesbaden.  
 233. Götz, Rector. Neuwied.  
 234. Götze, Dr., Staats-Archivar. Idstein.  
 235. Gottbrecht, Gymn.-L. Hamm.  
 236. Graeber, Fr., Gymn.-L. Moers.  
 237. Graevell, Paul, stud. phil. Berlin.  
 238. Grafe, W., Reallehrer. Körne bei Dortmund.  
 239. Graff, H., Dr., Gymn.-Dir. St. Petersburg.  
 240. Grantoff, P., Dr., Gymn.-L. Minden.  
 241. Greef, A., Dr., Gymn.-L. Göttingen.  
 242. Greger, Dr., Gymn.-L. Zerbst.  
 243. Grein, Dr., Gymn.-L. M.-Gladbach.  
 244. Grimm, J., Dr., Prof. Wiesbaden.  
 245. Grimm, Julius, stud. phil. Wiesbaden.  
 246. Grisebach, Hans, Architekt. Wiesbaden.  
 247. Grochowski, C., Kgl. Gewerbeschullehrer. Saarbrücken.  
 248. Groos, Anton, Realschullehrer. Bonn.  
 249. Gropius, Gymn.-L. Weilburg.  
 250. Gross, Dr., Gymn.-L. Kempen.  
 251. Grossmann, Assessor. Wiesbaden.  
 252. Grotefend, H., Dr., Stadtarchivar. Frankf. a. M.  
 253. Grottemeyer, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Kempen.  
 254. Grube, F., Dr. phil., Gymn.-L. Schleswig.  
 255. Günther, S., Dr., Prof. d. Math. u. Phys. Ansbach.  
 256. Gutsche, O., Dr. phil., Gymn.-L. Barmen.  
 257. Gygas, Dr., Arzt. Wiesbaden.  
 258. Haas, P., Rector. Limburg a. L.  
 259. Haeffner, Alexander, Lieutenant. Colmar.  
 260. Haeffner, Gustav, Badhausbes. Wiesbaden.  
 261. Hänisch, B., Dr., Gymn.-Oberlehrer. Wetzlar.  
 262. Hagen, C., Dr., Reallehrer. Crefeld.  
 263. Hagen, H., Dr., Prof. a. d. Univ. Bern.  
 264. Hainebach, F., Gymnasiallehrer-Accessist. Giessen.  
 265. Hainebach, Prof. Giessen.  
 266. Hall, Reallehrer. Wattenscheid.  
 267. Harrass, Dr., Oberlehrer. Coblenz.  
 268. Hartmann, Gfr., Cand. philol. Wiesbaden.  
 269. Hartmann, Gymn.-L. Heilbronn.

270. Hartwig, Dr., Oberlehrer. Cassel.  
271. Hassbach, Dr., R.-L. Köln.  
272. Hebgen, Lehrer. Biebrich.  
273. Heicks, Th., Gymn.-Oberlehrer. Köln.  
274. Heidenreich, Paul, Dr., Realschull. Elberfeld.  
275. Heideprim, Realschullehrer. Frankfurt a. M.  
276. Heilermann, Dr., Realschuldirektor. Essen.  
277. v. Heinemann, Gymn.-Dir. Wolfenbüttel.  
278. Heinz, J., Gymn.-L. Sigmaringen.  
279. Heinzerling, J., Realschullehrer. Siegen.  
280. Heller, Herm., Dr. phil., Oberlehrer. Berlin.  
281. Hemmerling, Oberlehrer. Köln.  
282. Henemann, Dr., ord. R.-L. Frankfurt a. M.  
283. van Hengel, Dr., Gymn.-Oberl. Emmerich.  
284. Hengstenberg, Dr., Rector. Solingen.  
285. Hennes, Dr., Gymn.-L. Bonn.  
286. Hennings, P. D. Ch., Prof. Dr., Oberl. Husum.  
287. Heinrich, Adolf, Dr., Gymn.-L. Emmerich.  
288. Heinrich, F., Oberlehrer. Wiesbaden.  
289. Hensel, C., Buchhändler. Wiesbaden.  
290. Hentze, C., Dr., Gymn.-Oberlehrer. Göttingen.  
291. Hermes, Dr., Gymn.-L. Moers.  
292. Hermes, Dr., Gym.-L. Prüm.  
293. ten Hermesen, Gymn.-L. St. Wendel.  
294. Herrlich, S., Dr. phil., Gymn.-L. Berlin.  
295. Herrmann, Lehrer a. d. h. Bürgersch. Lennep.  
296. Herwig, Dr., Realschul-Dir. a. D. Wiesbaden.  
297. Heskamp, Dr., Rector. Xanten.  
298. Hessel, Carl, Dr., Rector der höh. Töchter-  
schule u. d. Lehrerinnen-Bildungsanstalt. Coblenz.  
299. Hetzel, Oberlehrer. Dillenburg.  
300. Heuser, Prorector der Realschule I. O. Cassel.  
301. Hey'l, F., Curdirector. Wiesbaden.  
302. Heynacher, Dr. phil., Ifeld.  
303. Hildenbrandt, E., Dr., Inst.-Dirig. St. Goars-  
hausen.  
304. Hilgers, Dr., Prof., Dir. d. Realsch. Aachen.  
305. Hillebrand, Gymn.-Oberl. Hadamar.  
306. Hiller, Ed., Dr., Prof. Halle.  
307. Himly, K., Dolmetscher. Halberstadt.  
308. Himmler, Literat. Wiesbaden.  
309. Höffling, Dr., Rector. Dülken.  
310. Hölscher, Aug., Prof. Münster i. W.  
311. Hölscher, Rentner. St. Franzisco.  
312. Hölscher, Dr., Gymn.-Prof. Herford.  
313. Hönick, Ernst, Rentner. Wiesbaden.  
314. Höpfner, Dr., Prov.-Schulrath. Coblenz.  
315. Hoernle, Dr., Prof. Calcutta.  
316. Hoerter, G., Dr., Gymn.-L. Barmen.  
317. Holländer, Dr., Reallehrer. Essen.  
318. Holland, Dr., Prof. Tübingen.  
319. Hollenberg, Joh., Oberlehrer. Moers.  
320. Holzweissig, Fr., Dr., Oberlehrer. Bielefeld.  
321. Hommel, Fr., Dr., Ass. a. d. Staatsbibl. München.  
322. Hottenrott, Oberlehrer. Köln.  
323. van Hout, Dr., Oberlehrer. Bonn.  
324. Hübner, Dr., Gymn.-L. Wesel.  
325. Humpert, Dr., Oberlehrer. Bonn.  
326. Hundius, Dr. phil. Jena.  
327. Jacobi, H., Dr., Prof. Münster i. W.  
328. Jaeckel, Pfarrer. Hohensolms.  
329. Jaeger, Dr., Dir. d. Fried.-Wilh.-Gymn. Köln.  
330. v. Jan, Dr., Oberlehrer. Saargemünd.  
331. Jancovius, M., Dr., Oberlehrer. Dresden.  
332. Jansen, Jos., Reallehrer. Crefeld.  
333. Jessen, Julius, Gymn.-L. Hamburg.  
334. Johnson, Dr., Oberlehrer. Plauen.  
335. Ihne, Dr. Prof. Heidelberg.  
336. Imhoof-Blumer, Dr. phil. Winterthur.  
337. Imme, Dr., Gymn.-L. Cleve.  
338. Ising, Aug., Lehrer. Oberhausen.  
339. Istel, Christ., Kaufmann. Wiesbaden.  
340. Kaiser, W., Oberlehrer. Elberfeld.  
341. Kaiser, Dr., Oberlehrer. Remscheid.  
342. v. Kampen, Dr., Gymn.-L. Gotha.  
343. Karrass, Dr., Realschul.-L. Elberfeld.  
344. Kautsch, Dr., Univ.-Prof. Basel.  
345. Kegel, Gymn.-L. Dillenburg.  
346. Kelchner, E., Dr., Bibliothekar. Frankfurt a. M.  
347. Kemper, W., Gymn.-L. Münster.  
348. Kerber, Gymn.-L. Neuwied.  
349. Kern, H., Prof. Leiden.  
350. Kernich, C., Philologe. Wiesbaden.  
351. Kersten, W., Dr., Seminardirector. Hamburg.  
352. Kessler, Gymn.-L. Kempen.  
353. Keulen, Dr., Gymn.-L. Coblenz.  
354. Kienitz, O., Dr., Prof. a. Gymn. Carlsruhe.  
355. Kiesel, Dr., Gymn.-Dir. Düsseldorf.  
356. Kieserling, Dr., Realschuldirigent u. Schul-  
inspector. Hachenburg.  
357. Kiessling, Ad., Dr., Prof. Greifswald.  
358. Kirachbaum, Dr., Prof. u. Museumsinspector.  
Wiesbaden.  
359. Klaas, Ad., Dr., Generalsecretär des Vereins  
Nass. Land- u. Forstwirthe. Wiesbaden.  
360. Klaas, H., Reallehrer. Duisburg.  
361. Klanke, August, Oberlehrer. Duisburg.  
362. Klappert, W., Rentner. Wiesbaden.  
363. Klaucke, P., Oberlehrer. Landsberg a. W.  
364. Klein, Karl, Dr., Instituts-Vorsteher. Mainz.  
365. Kleine, Gymn.-Dir. Wesel.  
366. Kleissner, Otto, Dr., Reallehrer. Essen.  
367. Klingelhöffer, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.  
368. Klingenburg, J., Reallehrer. Lennep.  
369. Kloppe, Dr., Reallehrer. Nordhausen.  
370. v. Knapp, Dr., Progymn.-L. Deutz bei Köln.  
371. Kniepen, Herm., Gymn.-L. Neuss.  
372. Kniffler, Gymn.-L. Düsseldorf.  
373. Knoke, Oberlehrer. Bernburg.  
374. v. Knorr, Progymn.-L. Rheinbach.  
375. Knott, Dr., Real-Oberlehrer. Mülheim a. Rh.  
376. Knuth, Dr., Realschullehrer. Iserlohn.  
377. Kobbe, Ferd., Kaufmann. Wiesbaden.  
378. Koch, August, Kaufmann. Wiesbaden.  
379. Koch, G., Dr. med. Wiesbaden.  
380. Koch, K., Dr. phil., Oberlehrer. Braunschweig.  
381. Koch, Gymn.-L. Aachen.

382. Koch, Dr., Prof. Grimma.  
 383. Koehler, Karl, Literat. Wiesbaden.  
 384. Köhler, J., Dr., Gymn.-Director. Emmerich.  
 385. Köhler, Reinhold, Dr., Bibliothekar. Weimar.  
 386. Köhler, Gymn.-L. Kassel.  
 387. Köhler, Dr., Gymn.-L. Zerbst.  
 388. König, Dr., Gymn.-L. Göttingen.  
 389. Koester, Dr., ord. Lehrer. Iserlohn.  
 390. Kohl, O., Dr., Oberlehrer. Kreuznach.  
 391. Kolbe, F., Dr., Gymn.-Oberlehrer. Stade.  
 392. Kopf, Prof. Baden-Baden.  
 393. Kortegarn, Dr., Realschuldirektor. Bonn.  
 394. Kossut, Dr. phil. Prag.  
 395. Kownatzky, Reallehrer. Düren.  
 396. Kraemer, Fr., Realschullehrer. Bonn.  
 397. Kramer, K., Wiesbaden.  
 398. Kräuter, J. F., Gymn.-L. Saargemünd.  
 399. Krafft, Ephorus. Maulbronn.  
 400. Krause, Fr., Prorektor. Wiesbaden.  
 401. Krebs, Lic., Dr., Realgymn.-L. Wiesbaden.  
 402. Kreis, Institutsvorsteher. Wiesbaden.  
 403. Kretzschmann, Gymn.-L. Sobernheim.  
 404. Kreutzer, Ed., Zeichenl. u. Maler. Wiesbaden.  
 405. Krüger, Paul, Prof. Königsberg i. Pr.  
 406. Kruse, Rector d. höh. Bürgerschule. Mayen.  
 407. Krumm, Dr., Oberl. der Realschule. Crefeld.  
 408. Krummacher, Dr., Realschullehrer. Elberfeld.  
 409. Kühn, Dr., Real-G.-L. Wiesbaden.  
 410. Künkler, Heinr., Dr., Institutsvorst. Biebrich.  
 411. Küster, Wilh., stud. phil. Wiesbaden.  
 412. Kufal, W., Institutalehrer. St. Goarshausen.  
 413. Kuhl, Progymn.-L. Andernach.  
 414. Kuhl, Dr., Progymn.-Rector. Jüllich.  
 415. Kuhlmeier, Oberlehrer. Wiesbaden.  
 416. Kuhn, Dr., Prof. München.  
 417. Kutscher, Emil, Reallehrer. Goslar.
418. Lade, K. Th., Prof. a. D. Wiesbaden.  
 419. v. Langenbeck, B., Geh. Obermedicinal-Rath, Generalarzt und Professor. Berlin.  
 420. Lauer, Wilh., Dr. phil., Gymn.-L. Wetzlar.  
 421. Lautz, Th., Lehrer. Wiesbaden.  
 422. Leber, P., Dr., Gymn.-L. Bonn.  
 423. Lefarth, Dr., ordentl. Lehrer. Aachen.  
 424. Lefmann, Dr., Prof. Heidelberg.  
 425. v. Lehmann, Gymn.-L. Kreuznach.  
 426. Lehmann, B., Dr., Real-L. Frankfurt a. M.  
 427. Leimbach, Dr., Director. Goslar.  
 428. Lemkes, Dr., Reallehrer. Köln.  
 429. Lenz, Max, Dr., Privatdocent. Marburg.  
 430. Leo, Friedrich, Dr., Privatdocent. Bonn.  
 431. Leskien, Dr., Prof. Leipzig.  
 432. v. Leutsch, E., Dr., Prof. u. Hofr. Göttingen.  
 433. Leutz, Ludwig, Prof. a. Gymn. Carlsruhe.  
 434. Lieck, Dr., Realschul-Oberlehrer. Aachen.  
 435. Liesegang, Dr., Gymn.-Dir. Cleve.  
 436. Limbarth, Chr., Buchhändler. Wiesbaden.  
 437. Linker, Gustav, Dr. phil., Univ.-Prof. Prag.  
 438. Linsenbarth, Oskar, Gymn.-L. Kreuznach.
439. Litter, J., Gymn.-L. Bedburg.  
 440. Lohmann, Consistorialrath. Wiesbaden.  
 441. Lohmeyer, Dr., Realschul.-L. Elberfeld.  
 442. Lohr, Fr., Dr., Gymnasiallehrer. Wiesbaden.  
 443. Looser, Gust., Dr., Reallehrer. Essen.  
 444. Lorscheid, Dr., Prof., Rector. Eupen.  
 445. Loth, Dr., Prof. Leipzig.  
 446. Löhbach, Rudolf, Dr., Gymn.-Dir. Mainz.  
 447. Lucae, Carl, Dr., Prof. Marburg.  
 448. Lücken, Dr., Oberl. a. d. Ritteracad. Bedburg.  
 449. Lungen, Wilh., Dr., Reallehrer. Düren.  
 450. Lütthgen, Dr., Lehrer an der Bürgerschule. Oberhausen.  
 451. Lütjohann, Dr., Gymn.-Lehrer und Privatdocent. Greifswald.  
 452. Lummerzheim, H., Gymn.-Oberl. St. Wendel.
453. Mahr, Dr., Geh. San.-Rath. Wiesbaden.  
 454. Majer, Ludwig, Prof. Stuttgart.  
 455. Maler, Dr., Professor. Heidelberg.  
 456. Mangelsdorf, Dr., Gymn.-Prof. Carlsruhe.  
 457. Manns, Peter, G.-L. Emmerich.  
 458. Manns, Gymnasialhülfslehrer. Cassel.  
 459. Manns, Gymn.-L. Hersfeld.  
 460. Martens, Dr., Gymnasiallehrer. Elberfeld.  
 461. Martin, Gymnasiallehrer. Wesel.  
 462. Martius, Goetz, Dr. phil. Godesberg.  
 463. Mathi, Hilfslehrer. Wiesbaden.  
 464. Matthias, E., Dr., Gymnasiallehrer. Barmen.  
 465. Matthiessen, Dr. phil., Oberl. Husum.  
 466. Matthiessen, E. A., Kaufmann. Wiesbaden.  
 467. Maué, Herm., Dr., Lehrer. Frankfurt a. M.  
 468. Maul, H., Dr., Reallehrer. Offenbach.  
 469. Maur, Anton, Gymn.-Oberlehrer. Düren.  
 470. Maurer, Theodor, Dr., Gymn.-Lehrer. Mainz.  
 471. May, H., Rector. Frankfurt a. M.  
 472. Meister, Prof., Gymn.-Oberl. Hadamar.  
 473. Menge, Carl, Gymnasiallehrer. Köln.  
 474. Mestwerdt, G., Dr., G.-L. Cleve.  
 475. Meurer, Dr., R.-L. Aachen.  
 476. Meyer, Ad., Dr., Gymn.-Dir. Parchim i. M.  
 477. Meyer, Dr., Gymn.-L. Jüllich.  
 478. Meyer, Dr., Oberlehrer. Essen.  
 479. Meyer, Friedrich, Dr., Gymn.-L. Göttingen.  
 480. Meyer, Gustav, Dr., Univ.-Prof. Graz.  
 481. Meyer, Gymn.-Oberl. Herford.  
 482. Meyer, H., Gymnasiallehrer. Coblenz.  
 483. Milner, Ernst, Gymn.-L. Kreuznach.  
 484. Milz, Dr., Prof., Gymn.-Oberl. Aachen.  
 485. Möhring, Wilh., Gymn.-Oberl. Kreuznach.  
 486. Mönch, H. H., Progymn.-L. Boppard.  
 487. Mohr, Eduard, Kaufmann. Wiesbaden.  
 488. Müller, Carl, Volontär an der Univ.-Bibl. Würzburg.  
 489. Müller, F., Gutsbesitzer. Wiesbaden.  
 490. Müller, F. H., Oberlehrer. Ifeld.  
 491. Müller, Gottlieb, Realschul.-L. Elberfeld.  
 492. Müller, Gottlieb, Gymn.-L. Barmen.  
 493. Müller, Hermann, Gymn.-L. Sigmaringen.

494. Müller, Jos., Gymnasial-Religiönl. Köln.  
 495. Müller, J. P., Dr., Oberlehrer der Gewerbeschule. Remscheid.  
 496. Müller, R., Dr., Gymn.-Oberl. Wiesbaden.  
 497. Müller, Wilh., Progymn.-L. Boppard.  
 498. Müller, Gymnasial-Director. Flensburg.  
 499. Müller, Oberlehrer. Elberfeld.  
 500. Münch, Dr., Realschul.-Dir. Ruhrort.  
 501. Münscher, Fr., Gymn.-Dir. Marburg.  
 502. Neubauer, C., Dr., Chemiker, Prof. Wiesbaden.  
 503. Neuendorf, Dr., Real-Oberl. Düren.  
 504. Neuendorff, H., Badhausbes. Wiesbaden.  
 505. Neuendorff, W., Badhausbes. Wiesbaden.  
 506. Neumann, Dr., Realschul.-L. Frankfurt a. M.  
 507. Neumann, K., Dr., Gymn.-Oberl. Barmen.  
 508. Niedner, Jul., Verlagsbuchh. Wiesbaden.  
 509. Odernheimer, Geh. Bergrath. Wiesbaden.  
 510. Oeri, Dr., Gymnasiallehrer. Schaffhausen.  
 511. Oncken, Dr., Prof. Giessen.  
 512. Opel, Carl, Reallehrer. Friedberg.  
 513. Opitz, Regierungsrath. Wiesbaden.  
 514. Opitz, Dr., Oberlehrer. Naumburg.  
 515. Ortmann, Dr., Professor. Schleusingen.  
 516. Osterwald, Prof., G.-Dir. Mühlhausen i. Th.  
 517. Otto, Fr., Oberlehrer am Gymn. Wiesbaden.  
 518. Otto, Cl., Dr., Gymnasiallehrer. Köln.  
 519. Oxé, Oberlehrer. Kreuznach.  
 520. Pöpke, Gymn.-L. Lüneburg.  
 521. Pagenstecher, A., Dr., Sanitätsr. Wiesbaden.  
 522. Paltzer, Gymn.-L. Bonn.  
 523. Pansch, B., Gymn.-L. Rendsburg.  
 524. Pertz, C. A., Gymn.-Dir. Wetzlar.  
 525. Petri, Herm., Gymn.-Dir. Hörter a. d. W.  
 526. Petry, Dr., Realschuldirektor. Remscheid.  
 527. Pesch, Gymn.-L. Coblenz.  
 528. Peter, Dr., Professor, Rector. Meissen.  
 529. Peters, Dr., Gymn.-Director. Hadamar.  
 530. Philippi, Dr., Professor. Rostock.  
 531. Pitsch, Gymn.-L. Barmen.  
 532. Plasberg, A., Dr., Progymn.-Rect. Sobornheim.  
 533. Plattner, Philipp, wissenschaftlicher Hilfslehrer. Wiesbaden.  
 534. Plönnis, Lehrer an der höheren Bürgerschule. Limburg a. L.  
 535. Pohl, Dr., Progymn.-Rector. Linz a. Rh.  
 536. Polack, Rect. d. Bürgersch. a. D. Wiesbaden.  
 537. Praetorius, Dr., Gymn.-Oberl. Cassel.  
 538. Praet, Dr., Oberlehrer. Barmen.  
 539. Pratje, Dr., Gymn.-L. Sobornheim.  
 540. Prien, Carl, Dr., Gymn.-Professor. Lübeck.  
 541. Probst, H., Dr., Prov.-Schulr. Münster i. W.  
 542. Prym, E., Dr., Univ.-Prof. Bonn.  
 543. Pulch, Paul, stud. phil. Wiesbaden.  
 544. Pulch, Philipp, Lehrer. Wiesbaden.  
 545. Pullig, Realschullehrer. Bonn.  
 546. Püttgen, Gymn.-L. Cassel.  
 547. Quosseck, Reallehrer. Crefeld.  
 548. von Raczek, F. W., Dr., Prov.-Schulr. Coblenz.  
 549. Radke, Dr., Literat. Wiesbaden.  
 550. Ramsperger, Präceptor. Tübingen.  
 551. Rau, Fr., Progymnasiallehrer. Jülich.  
 552. Rauch, Wilh., wissenschaftl. Hilfslehrer. Wiesbaden.  
 553. Rausch, Dr., Gymn.-L. Giessen.  
 554. Räscher, Pfarrer. Langenbrand.  
 555. Redslob, Dr., Prof. a. acad. Mus. Hamburg.  
 556. Rehmann, Dr., Gymn.-L. Moers.  
 557. Reifferscheid, Al., Dr., Prof. d. deutsch. Phil. Greifswald.  
 558. Reimer, Hans, Buchhändler. Berlin.  
 559. Reinhard, Professor. Stuttgart.  
 560. Reinhardt, Karl, Dr. phil., G.-L. Bielefeld.  
 561. Reinhardt, Gymn.-L. Neu-Brandenburg.  
 562. Reinke, L., Dr., Gutsbes. Langförden.  
 563. Reinsch, Oberlehrer. Nordhausen.  
 564. Reinstorff, Dr., Prof. Hamburg.  
 565. Renner, Dr., Gymn.-L. Göttingen.  
 566. Renvers, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Münstereifel.  
 567. Reuschle, C., Prof. Stuttgart.  
 568. Reuter, Dr., Ober-Med.-Rath. Wiesbaden.  
 569. Rettig, Reallehrer. Köln.  
 570. Rhode, A., Gymn.-Dir. Wittenberg a. E.  
 571. Ribbeck, Otto, Dr., Univ.-Prof. Leipzig.  
 572. Richter, Gustav, Dr., Gymn.-Dir. Jena.  
 573. Richter, Dr., Oberlehrer. Wesel.  
 574. Richter, J., Reallehrer. Solingen.  
 575. Rieckher, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Heilbronn.  
 576. Riegel, Reallehrer. Mayen.  
 577. Riehm, Eduard, Dr. Prof. Halle a. S.  
 578. Riese, Al., Dr., Professor. Frankfurt a. M.  
 579. Robert, Carl, Dr. phil., a.-o. Prof. d. Archäologie. Berlin.  
 580. Rodenbusch, Reallehrer. Crefeld.  
 581. Roderich, F. W., Religionslehrer. Prüm.  
 582. Rodrian, Ed., Buchhändler. Wiesbaden.  
 583. Rohrmann, Dr., Reallehrer. Harburg a. E.  
 584. Rosbach, Dr., Gymn.-L. Neuss.  
 585. Rossbach, Arth., Buchhändler. Leipzig.  
 586. Roth, Rud., Dr., Univ.-Prof. Tübingen.  
 587. Roth, Wilhelm, Buchhändler. Wiesbaden.  
 588. Rothstein, J. W., Dr., cand. theol. ev. Bonn.  
 589. Roudolf, Dr., Prof., Oberlehrer. Neuss.  
 590. Rovenhagen, L., Oberlehrer. Aachen.  
 591. Röhr, Realschullehrer. Köln.  
 592. Röhl, Dr., Lehrer. Darmstadt.  
 593. Rösen, Dr., Rector. Oberhausen.  
 594. Rudio, Ferdinand, stud. phil. Wiesbaden.  
 595. Rullmann, W., Dr., Literat. Wiesbaden.  
 596. Rumpf, H., Dr., Prof. a. Gymn. Frankfurt a. M.  
 597. Ruppel, O., Cand. prob. a. K. R.-Gymn. Wiesb.  
 598. Sachs, Dr., Prof. Brandenburg.  
 599. Saemann, Oskar, Dr., Arzt. Wiesbaden.  
 600. Saltzmann, Fr., Gymn.-L. Cleve.  
 601. Salzer, Prof., Director. Heidelberg.  
 602. Sauer, Dr., Gymn.-L. Stendal.

603. Sauerwein, Dr., Director. Neu-Brandenburg.  
604. Savelsberg, Dr., Prof., Oberlehrer. Aachen.  
605. Schacht, Dr., Realschul-Dir. Elberfeld.  
606. Schader, Dr., Gymn.-L. Hamburg.  
607. Schaefer, Heinr., Dr. phil., L. an der höh. Bürgerschule. Diez a. L.  
608. Schaefer, Dr., Rect. d. Realsch. zu Biebrich.  
609. Schaefer, Dr., Kreis-Schulinsp. Marburg.  
610. Schäfer, A. Th., Badhausbes. Wiesbaden.  
611. Schäfer, Dr., Gymn.-L. Bonn.  
612. Schanz, Martin, Dr., Prof. Würzburg.  
613. Schauenburg, E., Dr., Realschuldir. Crefeld.  
614. Scheeffer, Eugen, Realschull. Elberfeld.  
615. Schellen, H., Dr., Realschul-Dir. Köln.  
616. Scherling, Friedr., Gymn.-L. Gotha.  
617. Schiller, Herm., Dr., Gymn.-Dir. u. Prof. an der Universität. Giessen.  
618. Schimmelpfeng, Dr., Prof., G.-Dir. Ilfeld.  
619. Schirmer, Heinr., Rentner. Wiesbaden.  
620. Schlüter, Dr., Oberlehrer. Coblenz.  
621. Schmeding, Dr., Prof., Oberl. Duisburg.  
622. Schmidt, Aug., Real-Gymn.-L. Wiesbaden.  
623. Schmidt, Erich, Dr., Prof. Strassburg.  
624. Schmidt, F., Real-Gymn.-Oberl. Wiesbaden.  
625. Schmidt, Ferd., Dr., Lehrer. Wiesbaden.  
626. Schmidt, Dr., Progymn.-Rector. Trarbach.  
627. Schmidtborn, Dr., Real-Gymn.-L. Wiesbaden.  
628. Schmitt, A., Dr. phil., Buchhändler. Leipzig.  
629. Schmitt, H., Lehrer. Wiesbaden.  
630. Schmitt, Herm., Lehramtsprakt. Karlsruhe.  
631. Schmitt, Johann, Progymn.-L. St. Wendel.  
632. Schmitter, Gymn.-L. Köln.  
633. Schmitz, W., Dr., Gymn.-Dir. Köln.  
634. Schneider, H., Dr., Prof., Dir. des Progymn. Forzheim.  
635. Schnell, Gymn.-L. Neuwied.  
636. Schnitzler, Dr., Gymn.-L. Köln.  
637. Schöll, Fritz, Dr., Prof. Heidelberg.  
638. Schöll, Rudolf, Dr., Prof. Strassburg.  
639. Schön, Realschuldir. Oppenheim.  
640. Scholz, Dr., Gymn.-L. Wiesbaden.  
641. Scholz, Dr., Oberlehrer. Ilfeld.  
642. Schrader, Dr., Geh. Regierungsr. Königsberg.  
643. Schrammen, Lehrer, Köln.  
644. Schroeter, Dr., Gymn.-L. Wesel.  
645. Schubach, Dr., Religionslehrer. Coblenz.  
646. Schürmann, Dr., Gymn.-Dir. Kempen.  
647. Schütz, L., Oberlehrer. Burg-Steinfurt.  
648. Schultess, Dr., Oberl. a. prot. G. Strassburg.  
649. Schultz, Ferd., Dr., Geh. Reg.- u. Prov.-Schulrath. Münster.  
650. Schulze, Realschullehrer. Barmen.  
651. Schumacher, Dr., Gymn.-L. Köln.  
652. Schumacher, Gymn.-L. Hamm.  
653. Schugt, Dr., Realschul.-L. Essen.  
654. Schupp, Gust., Kaufmann. Wiesbaden.  
655. Schwabe, Carl, Real-Oberl. Crefeld.  
656. Schwarz, Oskar, Fabrikbesitzer. Dessau.  
657. Schwarz, Dr., Oberlehrer. Siegen.  
658. Schweikert, Dr., Rector. Andernach.  
659. Schwenger, Dr., Gymn.-Dir. Aachen.  
660. Schwering, Carl, Dr., Oberlehrer. Brilon.  
661. Schwörbel, B., Progymn.-Rector. Deutz.  
662. Seibel, Elem.-L. Lennep.  
663. Sempinski, Oberlehrer. Münstereifel.  
664. Sénéchaute, P., Dr., Gymn.-Oberl. Düren.  
665. Sieberger, Dr., Real-Oberl. Aachen.  
666. Siebert, Dr., Reallehrer. Wiesbaden.  
667. Siegers, J., Gymn.-L. Malmedy.  
668. Spamer, R., stud. philol. Wiesbaden.  
669. Spangenberg, Fr., Dir. d. Realgymn. Wiesb.  
670. Spiegelthal, L., Generalconsul z. D. Wiesb.  
671. Spiess, Bernh., Dr., Gymn.-L. Wiesbaden.  
672. Spiess, Prof., Gymn.-Dir., Dillenburg.  
673. Sprenger, Dr., Gymn.-L. Göttingen.  
674. Socin, A., Dr., Professor. Tübingen.  
675. Sonntag, Oberlehrer. Duisburg.  
676. Stadtmüller, Prof. Heidelberg.  
677. Stamm, Adolf, stud. phil. Wiesbaden.  
678. Stark, Dr., Prof. Heidelberg.  
679. Steeg, Dr., Oberl. der Realschule. Trier.  
680. Steiger, Dr., Gymn.-L. Hersfeld.  
681. Stein, Oberlehrer. Köln.  
682. Steinbart, Dr., Realschuldir. Duisburg.  
683. Steinthal, Dr., Univ.-Prof. Berlin.  
684. Stelkens, Gymn.-L. Crefeld.  
685. Stengel, Dr., Prof. Marburg.  
686. Stephan, Constantin, ord. L. a. d. höheren Bürgerschule. Wiesbaden.  
687. Steubing, A., Dr. phil., Lehrer am Institut Hofmann. St. Goarshausen.  
688. Stiepel, Oberlehrer. Lennep.  
689. Stigell, J., Dr., Prof. am Gymn. Mainz.  
690. Stoepler, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.  
691. Stoll, H. W., Gymn.-Prof. Weilburg.  
692. Stoltz, Gr., Gymn.-L. Rheydt.  
693. v. Strauss und Torney, Dr. jur., Polizeidir. Wiesbaden.  
694. Studemund, Dr., Prof. Strassburg i. Els.  
695. Suchier, Dr., Gymn.-Oberl. Rinteln.  
696. Terwelp, Dr., Gymn.-L. Andernach.  
697. Teuffel, Sigmund, Dr. phil. Tübingen.  
698. Theis, Dr., Gymn.-L. St. Hubert.  
699. Thiele, Dr., Oberlehrer. Bochum.  
700. Thilo, G., Dr. Heidelberg.  
701. Thomae, H. Dr., cand. phil. Wiesbaden.  
702. Thorbecke, Dr., Gymn.-L. Detmold.  
703. Thorbecke, H., Prof. Heidelberg.  
704. Trieber, Dr., Gymn.-L. Frankfurt a. M.  
705. Triemel, Ludw., Gymn.-L. Kreuznach.  
706. Tücking, Dr., Gymn.-Director. Neuss.  
707. Uebert, Dr., Oberlehrer. Crefeld.  
708. Uhle, Heinr., Dr., Gymn.-L. Dresden.  
709. Uhlig, Dr., Gymn.-Dir. Heidelberg.  
710. Uihlein, F., Rector d. höheren Bürgerschule. Geisenheim.



711. Unger, G. T., Dr., Univ.-Prof. Würzburg.  
 712. Unger, J., Dr. phil., Gymn.-L. Bonn.  
 713. Ungermann, Dr., Progymn.-Rect. Rheinbach.
714. Valentin, Veit, Dr., Lehrer. Frankfurt a. M.  
 715. Vayhinger, Prof. a. Realgymn. Stuttgart.  
 716. Veil, G., Dr., Gymn.-L. Ulm.  
 717. Venediger, Dr., Gymn.-L. Halle a. S.  
 718. Verner, Karl, Dr., Custos an der Univ.-Bibl. Halle.  
 719. Vieter, Wilh., Dr., Realschull. Düsseldorf.  
 720. Vieter, A., stud. phil. Berlin.  
 721. Vilmar, Oberlehrer. Cassel.  
 722. Vogt, Gideon, Dr., Gymn.-Dir. Cassel.  
 723. Vogt, Edmund, Dr., Gymn.-Dir. Essen.  
 724. Voiss, Dr., Gymn.-L. Düren.  
 725. Volkmann, Dr., Gymn.-Dir. Elberfeld.  
 726. Vollmer, Ad., Dr. phil., Lehrer. Düren.
727. Wachendorf, Dr., Gymn.-Oberl. Neuss.  
 728. Wackermann, Dr., Reallehrer. Biedenkopf.  
 729. Wagner, A., Gymn.-Hilfslehrer. Wiesbaden.  
 730. Wagner, Carl, Gymn.-L. Cassel.  
 731. Wagner, C., Dr., Gymn.-L. Bremen.  
 732. vom Walde, Dr., Progymn.-Rect. Siegburg.  
 733. Waldeyer, Dr., Gymn.-Dir. Bonn.  
 734. Wallenfels, A., ordentl. Lehrer. Wiesbaden.  
 735. Walther, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.  
 736. Wartenberg, Reallehrer. Eupen.  
 737. Warth, Praeceptor. Böblingen.  
 738. Weber, B. C., Inspector. Weimar.  
 739. Wedewer, H., Religionslehrer. Wiesbaden.  
 740. Weidemann, Pfarrer u. Reall. Bockenheim.  
 741. Weidemann, Oberlehrer. Cleve.  
 742. Weidenbusch, H., Dr. Wiesbaden.  
 743. Weidlich, Dr., Prof. Maulbronn.  
 744. Weidner, Dr., Gymn.-Dir. Darmstadt.  
 745. Weiffenbach, Dr., Real.-L. Frankfurt a. M.  
 746. Weiland, L., Dr., a.-o. Prof. Giessen.  
 747. Weinand, Dr. theol., Gymn.-L. Neuss.  
 748. Weismann, H., Dr., Dir. Frankfurt a. M.  
 749. Weismann, Karl, Gymn.-Dir. Coburg.  
 750. Weldert, C., Rector u. Schulinsp. Wiesbaden.  
 751. Welpmann, Karl, Realschull. Lippstadt.  
 752. Welter, F. J., Real.-L. Essen.  
 753. Wendt, Dr., Gymn.-Dir. und Ober-Schulrath. Karlsruhe.  
 754. Wendt, Real.-L. Lennep.  
 755. Wenzel, H., stud. phil. Mainz.  
 756. Werle, J., L. a. d. höheren Bürgersch. Oberlahnstein.  
 757. Werle, Wilh., stud. phil. Wiesbaden.  
 758. Werminghoff, Hôtelbes. Wiesbaden.  
 759. Werneke, Dr., Gymn.-Dir. Montabaur.  
 760. Werr, Dr., Gymn.-L. Düren.
761. Wesener, Dr., Gymn.-Oberl. Colmar.  
 762. Wesener, Dr., Gymn.-L. Wiesbaden.  
 763. Wetzel, Dr., Oberl. Barmen.  
 764. Weyrauch, F., Rentner. Wiesbaden.  
 765. Widmann, S., Dr. phil., Gymn.-L. Wiesbaden.  
 766. Wiedel, Herm., Dr. phil., Realschul.-L. Köln.  
 767. Wiederhold, Dr., Reallehrer. Alzey.  
 768. Wiegand, G., Rector. Bockenheim.  
 769. Wiel, Dr., Gymn.-Dir. Bedburg.  
 770. Wiel, Dr., Gymn.-L. Köln.  
 771. Wiese, Gustav, W. F., Lehrer. Wiesbaden.  
 772. Wieseler, Friedrich, Dr., Prof. Göttingen.  
 773. Wieseler, K., Dr., ord. Prof. u. Consistorialrath. Greifswald.  
 774. v. Wilamowitz-Möllendorff, Ulrich, Dr., Prof. Greifswald.  
 775. Wilke, Oberlehrer. Hamm.  
 776. Wilken, Dr., Gymn.-Dir. Meppen.  
 777. Willert, Progymn.-L. Malmedy.  
 778. Windhaus, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.  
 779. Winkelsesser, Gymn.-L. Detmold.  
 780. Wirz, Hans, Rector d. Realgymn. Zürich.  
 781. Wissing, Th., Gymn.-L. Prüm.  
 782. Wissmann, Ed., Kreisgerichtsr. Wiesbaden.  
 783. Witte, Dr. phil., Lehrer. Wiesbaden.  
 784. Witten, Friedr., Gymn.-L. Erfurt.  
 785. Wittenhaus, Dr., Rector. Rheydt.  
 786. Prinz zu Wittgenstein, H. Wiesbaden.  
 787. Wittich, Dr., Oberlehrer. Cassel.  
 788. Wittmann, Dr., Gymn.-L. Giessen.  
 789. Wizemann, Dr., Gymn.-L. Heilbronn.  
 790. Wöll, Gymn.-L. Weilburg.  
 791. Wolff, Lieut., Reallehrer. St. Goarshausen.  
 792. Wollmann, Dr., Oberlehrer. Köln.  
 793. Wollseiffen, Dr., Gymn.-Dir. Crefeld.  
 794. Wolter, C., Gymn.-L. Sobernheim.  
 795. Worbs, Dr., Gymn.-Oberl. Coblenz.  
 796. Wugk, Heinrich, Realschullehrer. Elberfeld.  
 797. v. Wurmb, Regierungs-Präs. Wiesbaden.  
 798. Wülcker, Ernst, Dr., Archivsecr. Weimar.  
 799. Wülcker, R., Dr., Prof. a. d. Univ. Leipzig.
800. v. Zabern, Carl, Rentner. Wiesbaden.  
 801. Zacher, Dr., Privatdocent. Halle a. S.  
 802. Zahn, Dr., Gymn.-Dir. Moers.  
 803. Zeck, Dr., R.-L. Köln.  
 804. Zickendrath, W., Gymn.-L. a. D. Wiesbaden.  
 805. Ziemssen, Dr., Arzt. Wiesbaden.  
 806. Zoeller, M., Dr., Oberlehrer am Gymn. Mühlhausen i. E.  
 807. Zurborg, Dr., Gymn.-L. Zerst.  
 808. Zuschlag, C., Dr., Gymn.-Oberl. Cassel.  
 809. Zülch, G., ord. L. a. d. höh. Bürgerschule. Oberlahnstein.  
 810. Zülch, Gymn.-L. Cassel.

## Festschriften.

Dieselben wurden entweder bei Empfangnahme der Mitgliedkarte oder in den Sectionen, soweit der Vorrath reichte, an die Mitglieder vertheilt.

- Usener, H., Dr., Prof. (Bonn) *Festschrift zur Begrüssung der XXXII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Wiesbaden*. Anecdoton Holderi. Ein Beitrag zur Geschichte Roms in ostgothischer Zeit. 79 S. Druck der Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn. 1877. [In den Verlag von B. G. Teubner übergegangen und von diesem zu beziehen.]
- Otto, Gymnasialoberlehrer (Wiesbaden) *Geschichte der Stadt Wiesbaden*. Festschrift zur Begrüssung der XXXII. Versammlung etc. 179 S. mit einem historischen Plane der Stadt. Wiesbaden, bei Jul. Niedner. 1877.
- Festschrift der XXXII. Versammlung* etc. zur Begrüssung dargebracht von dem Verein der Alterthumsfreunde im Rheinlande, enthaltend eine Abhandlung von Prof. Dr. Stark (Heidelberg) über den Apollo von Speier und von Gymnasiallehrer Dr. Bone (Köln) über ein antikes Freskomedaillon. 31 S. nebst 2 Abbildungen. Bonn, bei Georgi 1877.
- Heyl, Curdir. (Wiesbaden) *Wiesbadener Fremdenführer*. Der 32. Versammlung etc. als Erinnerungsgabe gewidmet von dem Curverein der Stadt Wiesbaden. Neunte Aufl. 1877. 223 S. nebst 2 Karten.
- Adam, Dr. Gymnasiallehrer (Wiesbaden) *Die älteste Odyssee in ihrem Verhältnisse zur Redaction des Onomakritus und der Odyssee-Ausgabe Zenodots*. Zur Begrüssung etc. 90 S. Wiesbaden, bei Niedner 1877.
- Reuter, Dr., Obermedicinalrath (Wiesbaden) *Zur Geschichte des römischen Wiesbadens*. Römische Wasserleitungen in Wiesbaden und seiner Umgebung. 69 S. Mit 7 Tafeln und einem Plan. Wiesbaden. Roth. 1877. (Festschrift des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung zu Wiesbaden.)
- Schmidtborn, Dr., Realgymnasiallehrer (Wiesbaden) *Darlegung und Prüfung der Kantschen Kritik des ontologischen Beweises für das Dasein Gottes*. Zur Begrüssung etc. Wiesbaden, bei C. Ritter. 1877. 32 S.
- Witte, Dr., Lehrer der höh. Töchterschule (Wiesbaden) *Bemerkungen über das neuangelsächsische Pronomen*. Der Germanistischen Section der XXXII. Versammlung etc. gewidmet. 26. S. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. 1877.
- Festlieder zum 32. deutschen Philologentage*. 29 S. Wiesbaden 1877.

---

Anserdem waren dem Präsidium noch folgende Schriften behufs Vertheilung an die Mitglieder zur Verfügung gestellt:

- v. Wedekind, *Dichtungen des Claudius Claudianus, übersetzt von Freiherr v. W.* Darmstadt, bei Jonghaus. 1868. 381 S. (30 Ex.)
- Linker, *Quaestiones Horatianae*. Prag 1877. 25 S. 4° (30 Ex.)
- Michaelis, *Zeitschrift für Stenographie und Orthographie*. XXV. 1877. Nr. 3. (40 Ex.)
- Bericht über die Delegirtenversammlung des allgemeinen deutschen Realschulmännervereins zu Berlin*. (150 Ex.)
- I. Jahresbericht des allgemeinen deutschen Realschulmännervereins*. Duisburg, bei Mendelssohn. 1877. (200 Ex.)

---

Die erste gesellige Vereinigung und gegenseitige Begrüssung der angekommenen Philologen und Schulmänner fand am Dienstag den 26. September Abends von 7 Uhr ab in den Räumen des Casinos statt, wobei der Wiesbadener Männergesangverein die Freundlichkeit hatte, die festliche Stimmung durch Vortrag einiger Lieder zu erhöhen.

Auf Veranlassung des Präsidiums zeichneten sich die Mitglieder schon an diesem Abende in die aufgelegten Sectionslisten ein.

## Erste allgemeine Sitzung.

Mittwoch, 26. September. 9¼ Uhr.

Der Präsident, Gymnasialdirector Dr. Pähler, eröffnete die Versammlung etwa mit folgenden Worten:

Hochgeehrte Versammlung! Als ich im Herbste des vorigen Jahres von einer Ferienreise heimkehrend die telegraphische Meldung vorfand, dass in Tübingen Wiesbaden zum Sitz der 32. Philologenversammlung erwählt, sowie dass mir das Präsidium mit dem Rechte der Cooptation eines Collegen übertragen sei, trat das Gefühl der Freude über die hohe Auszeichnung, die unserer Stadt und mir persönlich zu Theil geworden, anfänglich zurück vor dem Staunen über die ganz unerwartete Wahl und vor der Empfindung der Beklommenheit wegen der Grösse und Schwierigkeit einer Aufgabe, zu deren befriedigender Lösung meine Kräfte, wie ich mir wohl bewusst, nicht ausreichend waren. Ich sagte mir, dass man dies ehrenvolle Amt in die Hand einer würdigeren und geeigneteren Persönlichkeit hätte legen können, zumal da ich voraussah, dass dienstliche Pflichten, die mir in den letzten Jahren kaum eine freie Stunde zu wissenschaftlichen Arbeiten gelassen hatten, es mir schwerlich gestatten würden, den an mich herantretenden Obliegenheiten mich völlig hinzugeben. Indess die Entscheidung war getroffen, die Tübinger Versammlung bereits geschlossen, so nahm ich denn, obgleich mit schwerem Herzen dankend an. Das Zagen, das mich beherrschte, wich erst dann grösserem Muthe, als es mir gelungen war, in dem Herrn Prof. Dr. Usener, einem mit allen hiesigen Verhältnissen genau bekannten Sohne unseres nassauischen Landes, einen akademischen Lehrer zu gewinnen, der sich bereit erklärte, in das Präsidium einzutreten und die Sorge vorzugsweise für die innere Organisation, für die Auswahl der Vorträge zu übernehmen. Zu der Befriedigung, die mir dies bot, trat hinzu, dass Se. Maj. der Kaiser und König die Genehmigung zur Abhaltung der Versammlung Allerhöchst ertheilte und zur Bestreitung der Kosten eine namhafte Beihilfe huldvollst gewährte. Auch die Stadt Wiesbaden, ihre Vertreter und Beamten kamen mir in freundlicher Weise entgegen. So ging ich frisch ans Werk, unterstützt von einem wackeren Comité, welchem ich für den Eifer, mit dem es sich jeder Mühe unterzogen hat, aufrichtig dankbar bin. Insbesondere aber muss ich gleich heute einem Manne den wärmsten Dank abstatten, der mir von Anfang an mit seinem Rathe zur Seite gestanden und aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung als thätiges Mitglied vieler früheren Versammlungen manchen trefflichen Wink gegeben hat, dem Herrn Geh. Regierungsrath Dr. Firnhaber in Wiesbaden. Endlich bin ich Herrn Dir. Prof. Dr. Eckstein aus Leipzig zur Erkenntlichkeit verpflichtet, dass er, seit einigen Wochen zur Kur sich hier aufhaltend, auf meine Bitte an den letzten Berathungen des Comité's eifrig Theil genommen hat.

Dieser allseitigen Hilfe verdanke ich es, wenn ich glaube heute die Hoffnung aussprechen zu dürfen, dass es Ihnen bei uns gefallen werde, und dass in diesen Tagen an der Stätte der heissen Quellen mit einem reichen wissenschaftlichen Leben ein unge-  
trübter rheinischer Frohsinn sich vereinen werde.

Und so heisse ich Sie denn herzlich willkommen, die Sie hier erschienen sind von den Ufern des Pregel und der Eider bis zu den Quellen des Rheines, von Nord und Süd und Ost und West, so weit die deutsche Zunge klingt, ja über die Grenzen der vaterländischen Gaue weit hinaus. Sie sind zu uns geeilt nicht als Sieche oder Leidende, um durch die aquae mattiacae leiblich zu genesen, sondern gesund an Körper und wohl-  
gemuth, um durch gemeinsame Arbeit neue geistige Frische, neue Lust zu fernem Streben und Schaffen im Dienste der Wissenschaft und der Schule zu gewinnen. Quod deus bene vertat!

Ich begrüsse zunächst die hier anwesenden Lehrer der deutschen Hochschulen.

Es ist auf einem der früheren Congressse ausgesprochen worden, dass auf diesen Versammlungen das Verhältniss der akademischen Docenten zu den Lehrern der Gymnasien und Realschulen im wesentlichen das des Gebenden zum Empfangenden sei. Und in der That ermöglicht ja Ihnen, meine Herren, eine glückliche Lebensstellung, die Wissenschaft in ihrem vollen Umfange zu beherrschen, zur Erweiterung und Vertiefung derselben beizutragen, und so zu wirken für den Fortschritt der Menschheit. Dem praktischen Schulmanne dagegen ist es durchweg weniger vergönnt, sich eine so umfassende Gelehrsamkeit anzueignen und litterarisch in gleichem Grade thätig zu sein, da sein Amt als Lehrer und Erzieher der Jugend den besten Theil seiner Kraft in Anspruch nimmt. Gerade darum aber ist für denselben der Verkehr mit Ihnen so werthvoll, der ihn von neuem anregt, sich von den inzwischen gemachten Fortschritten der Wissenschaft in Kenntniss zu erhalten und sie, soweit als thunlich, für seinen Unterricht zu verwerthen.

Wie wichtig und nothwendig es aber dem Schulmanne ist, fort und fort durch das Bad im Jungbrunnen der Wissenschaft sich zu erfrischen und zu erneuen, bedarf für den keines Nachweises, der sich der Erkenntniss nicht verschliesst, dass dem Lehrer leicht eine grosse Gefahr droht, welche wächst, je älter er wird, die Gefahr der geistigen Verknöcherung und allmählicher Erstarrung seiner Unterrichtsweise zu schablonenhafter, mechanischer Thätigkeit.

Andererseits jedoch wird auch Ihnen der lebendige Gedankenaustausch mit den Männern der Schule nicht unwillkommen sein. Da Sie nicht bloss Gelehrte und Forscher sind, sondern Ihnen auch die hohe Aufgabe obliegt, die zukünftigen Lehrer der Jugend zu bilden, so ruht in Ihrer Hand indirect die Zukunft unserer höheren Lehranstalten. Daher werden Sie über die Forderungen, welche die Schule an die wissenschaftliche Ausbildung ihrer Lehrer stellt, gern mit den Männern verhandeln, die im unmittelbaren Verkehr mit dem heranwachsenden Geschlechte stehen und immerwährend zu beobachten im Stande sind, worauf es beim Unterricht der Jugend besonders ankommt. Freilich erwartet die Schule nicht etwa, dass die akademischen Lehrer in ihren Vorlesungen vorzugsweise den späteren pädagogischen Beruf der zu ihren Füßen sitzenden Zuhörer ins Auge fassen. Die Universität führt den zukünftigen Schulmann lediglich ein in die Wissenschaft seines Faches, und die Methode derselben ist nur aus dem Princip der Wissenschaft selbst zu bestimmen. Steht es somit dem Schulmann keineswegs zu, dem Universitätslehrer Rathschläge zu ertheilen, wie er die Wissenschaft lehren soll, so wird doch bei der un-

leugbaren Thatsache, dass manche junge Männer während ihrer akademischen Studien, ohne an die Aufgaben des gewählten Berufes zu denken, allzu einseitig ihre Hauptkraft auf ein mitunter sehr eng begrenztes und von dem Mittelpunkte ihrer späteren amtlichen Thätigkeit weit abliegendes Gebiet beschränken oder andere verhängnisvolle Missgriffe machen, so wird, sage ich, eine Verständigung zwischen Universität und Schule über die in dieses Gebiet einschlagenden Fragen gewiss beiden Theilen in hohem Grade erwünscht sein.

Schon aus dem Grunde kann eine Vereinigung, die zu Besprechungen dieser Art die beste Gelegenheit gibt, eine fruchtbringende und segensreiche genannt werden. Und in Wahrheit ist der Verein, der vor nunmehr 40 Jahren in den Tagen der Säkularfeier der Universität Göttingen gestiftet wurde, unter glückverheissenden Auspicien ins Leben getreten; — wie konnte es anders sein? — es waren die Auspicien eines Alexander v. Humboldt.

Möge denn auch dieses Mal aus dem Bunde, der die Träger der Wissenschaft und die Männer der Schule auf dem Boden des alten Mattiacum vereint, nach beiden Seiten hin reichlicher Segen erwachsen!

Ich begrüsse sodann die versammelten Schulmänner und freue mich insbesondere, dass die Lehrer der Realschulen, die sich lange Zeit von den Philologentagen ganz fern gehalten oder nur in geringer Zahl daran betheilt haben, unserer Einladung so zahlreich gefolgt sind. Ich rufe denselben ein herzliches Salvete! zu und hoffe, dass zwischen ihnen und den Vertretern der gymnasialen Richtung ein auf gemeinsamer Arbeit, gemeinsamer Festesfreude sich aufbauender freundschaftlicher Verkehr in unserer Stadt sich entwickeln werde. Es ist ja wahr, — wozu nützte es die Thatsache zu verschweigen? — dass der Kampf bezüglich der Gestaltung unseres Schulwesens entbrannt ist und der Gegensatz zwischen den Männern der Realschule und den Verfechtern der gymnasialen Bildung sich hin und wieder sehr scharf ausgeprägt hat. Allein in dieser glänzenden Panegyris möge der Streit um die grösseren oder geringeren Berechtigungen dieser oder jener Anstalt ruhen und für alle ein neutraler Boden geschaffen sein; unsere wissenschaftlichen Debatten aber seien durchdrungen von dem Geiste des Friedens und der gegenseitigen Achtung und mögen geführt werden mit möglichst leidenschaftsloser, nur die Sache verfolgender Objectivität. Lassen Sie uns, meine Herren, alle dessen gedenken, dass wir hier versammelt sind nicht etwa als Realschulmänner und Gymnasiallehrer, sondern als Jünger der Philologie nach ihren verschiedenen Zweigen oder der Mathematik und Naturwissenschaft, namentlich aber als deutsche Schulmänner! Und als solche wissen wir, dass wir ein und dieselbe Pflicht haben, die Pflicht, die Jugend zu erziehen zu regem geistigen Streben, zu Gottesfurcht und guter Sitte, auf dass ein Geschlecht gross werde, das da sei geistig wie sittlich gesund, treu und gehorsam der Obrigkeit und dem Gesetze, voll Liebe zu Fürst und Vaterland, zu Kaiser und Reich, ein Geschlecht, das in den Stunden der Gefahr für die heiligsten Güter der Nation Gut und Blut zu opfern bereit sei. Bleiben wir uns der gemeinsamen Aufgabe bewusst, so ist damit die Grundstimmung gegeben, die uns in diesen festlichen Tagen beherrschen soll, die vielleicht dazu beitragen kann, dass die streitenden Parteien sich näher rücken, und über die Kluft, die sie trennt, die feindlichen Brüder versöhnt die Hand sich reichen. Wie dem auch sei, — zu dem Wunsche, dass Eintracht und Friede unter uns weilen mögen, glaube ich um so mehr

berechtigt zu sein, als in Wiesbaden die sämmtlichen höheren Lehranstalten zu einander in den besten Beziehungen, ihre Lehrer im herzlichsten Einvernehmen, in echt collegialischem Verhältnisse stehen.

Wenn ich mir nun erlaube, noch für einige weitere Augenblicke Ihre Geduld und Nachsicht in Anspruch zu nehmen, so geschieht das, weil der alte Brauch es erheischt, der Eröffnung der Versammlung einige Betrachtungen allgemeinerer Art voranzuschicken. Man wird es begreiflich finden, wenn der Schulmann den Gegenstand dazu aus dem Gebiete wählt, das er beherrscht, der Schule. Ich habe mir vorgenommen, ein paar Worte zu sprechen über den Zweck der classischen Studien auf dem Gymnasium und die rechte Art, sie zu betreiben, nicht als ob ich glaubte, den reichen Stoff bei der kurz bemessenen Zeit erschöpfend behandeln zu können, — ich will nur einige Andeutungen über Punkte geben, die zu berühren und in Bezug auf welche wenigstens ein persönliches Bekenntniss abzulegen mir ein wahres Herzensbedürfniss ist. Ebenso wenig sind es neue Gedanken, die ich Ihnen vorführen werde, — wie wäre das möglich bei einer so oft, so eingehend, von so hervorragenden Denkern erörterten Frage, zumal vor Wissenden, vor Männern, die zum grossen Theile das Studium der classischen Sprachen zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben? — Allein das Thema steht, denke ich, in enger Beziehung zu den Zielen, welche die Stifter dieser Vereinigungen im Auge hatten, und alte Wahrheiten, die leider immer noch nicht hinlänglich beherzigt sind, lassen sich nicht oft genug wiederholen. Bieten doch die Zeitverhältnisse wahrlich Grund genug, in dieser Frage offen Stellung zu nehmen.

In unseren Tagen erschallt der Ruf nach Reformen der höheren Schule überhaupt und des Gymnasiums insbesondere so lebhaft, dass man fast erinnert wird an die Flut reformatorischer Projecte, die das sturmbewegte Jahr 1848 erzeugt hat, freilich glücklicher Weise mit einem Unterschiede. Wenn damals diejenigen, welche die gänzliche Umgestaltung des Gymnasiums selbst ohne jede Rücksicht auf seine historische Entwicklung forderten, auch unter den Fachmännern lauten Beifall fanden, wenn ganze Lehrerversammlungen wiederholt und entschieden sich für die Reform aussprachen, wenn die Stimmen gesunder Reaction sich kaum geltend zu machen versuchten oder doch wirkungslos verhallten, so ist das heute wesentlich anders. Ich glaube, man wird mir nicht widersprechen, wenn ich behaupte, dass die gegenwärtige Organisation der Gymnasien von der Mehrheit der an ihnen wirkenden Lehrer zwar als verbesserungsfähig, vielleicht auch in diesem oder jenem Punkte als verbesserungsbedürftig, dahingegen im grossen und ganzen als durchaus zweckmässig erachtet wird. Indess wenn auch die zahlreichen Pläne der radikalen Reformer in massgebenden Kreisen bisher verhältnissmässig nur geringen Anklang gefunden haben, so wird es doch, wie ich glaube, gerade im jetzigen Zeitpunkte gut sein, ausdrücklich hervorzuheben, dass die bessernde Hand nur im Anschluss an das geschichtlich Gewordene angelegt werden darf, und dass wir an den Grundlagen der bestehenden Organisation nicht gerüttelt wissen wollen. Vor allem wird sich das deutsche Gymnasium eine Schädigung des vortrefflichen Einheitspunktes, den es in dem Studium der classischen Sprachen besitzt, und insbesondere eine Beeinträchtigung des Faches, welches man nicht mit Unrecht das eine Auge des Gymnasiums genannt hat, des Griechischen, nicht gefallen lassen.

Und weshalb halten wir mit solcher Zähigkeit an einem Unterrichtsgegenstande

fest, dessen Zeit, wie manche meinen, längst vorüber ist? Stemmen wir uns dadurch nicht gegen die Forderungen unseres nationalen Lebens, des Zeitgeistes? Gegen die gesunden Forderungen derselben mit nichten. Wir verkennen ja keineswegs den Bildungswerth, den andere Fächer in sich tragen, und ihre Bedeutung für das Leben, wir bestreiten deren Berechtigung im Lehrplane der höheren Schulen nicht, aber wir wollen echte Traditionen nicht aufgeben, indem wir darauf hinweisen, dass die bildende Kraft der Antike bei weitem nicht erschöpft sei, und dass für diejenigen Kreise der Gesellschaft, die aus dem Gymnasium hervorzugehen pflegen, das Studium des Lateinischen und Griechischen nach wie vor von hohem bleibenden Werthe ist.

Was zunächst die formal bildende Kraft gründlicher Beschäftigung mit den alten Sprachen anlangt, so ist dieselbe so häufig erwiesen worden, dass man mir ein γλαυκὸν ἄθηναζε entgegenrufen könnte, wollte ich die zwar oft bekämpften aber bisher nicht widerlegten Gründe ausführlicher entwickeln und zeigen, wie das Erlernen des Lateinischen und Griechischen den Geist des Jünglings in eine heilsame Zucht nimmt, ihn zur selbstständigen Arbeit, zum Denken zwingt und für alle Anstrengungen schult und vorbereitet. Zwar wird das Studium der Grammatik jeder Sprache, wenn es nach strenger Methode, in Verbindung mit mannigfaltigen schriftlichen und mündlichen Exercitien, sowie unter angemessener Benutzung des aus der Lectüre für die Sprachkenntniss zu ziehenden Gewinnes betrieben wird, die Lernfähigkeit des Schülers fördern und entwickeln, aber die altclassischen Sprachen nehmen die bevorzugte Stellung im Lehrplane des Gymnasiums schon um der vorzüglichen Eigenschaften willen, die ihren grammatischen Bau auszeichnen, mit vollem Rechte ein. Die Klarheit und Schärfe der Formen, die wunderbare Fülle und der Wohlklang aller Endungen, der Reichthum und die strenge Gesetzmässigkeit der syntaktischen Verbindungen werden das Lateinische und Griechische stets als besonders geeignete Sprachen erscheinen lassen, an denen der Knabe Verstand und Willen erprobe, dass er die geistige Elasticität und Gewandtheit erringe, wodurch er zu jeder wissenschaftlichen Thätigkeit sich befähigt. Freilich kann und wird die Schule, wenn sie durch sprachliche Bildung wahre und gediegene Geistesbildung wirken soll, die Schreib- und Redetübungen, wie überhaupt die Mittel, deren sie zur Erreichung ihres Zieles bedarf, mögen sie auch von oberflächlichen Beurtheilern noch so sehr geschmäht werden, niemals opfern.

Mit der formalen Seite vereint sich die materiale, die auf gleiche Wichtigkeit wie die erstere Anspruch machen darf, obschon man sie vielfach jener nachgesetzt oder zu wenig berücksichtigt hat.

Der geistige Gehalt des classischen Alterthums hat auf die Gestaltung unserer modernen Cultur einen hoch bedeutenden Einfluss ausgeübt, und sowie der Geist der Alten Jahrhunderte lang unendlich belebend auf unsere Bildung eingewirkt hat, so können wir auch heute noch aus ihm als einem nie versiegenden Borne in Kunst und Wissenschaft die reichsten Anregungen schöpfen. An der griechischen Kunst haben wir die Linien des Ebenmasses und der Schönheit geschaut, und ob sie im Stande ist, in immer neuen Vorbildern uns den Begriff des Schönen vor Augen zu führen, das mag ein Blick auf jene wundervollen Sculpturen darthun, die ein Mann der deutschen Wissenschaft vor kurzem dem Grabe, dem Staube und Moder der Vergangenheit entrissen hat. (Redner zeigt auf die im Saale aufgestellten Köpfe aus Olympia.) Unsere deutsche Litteratur hat

sich aus tiefem Verfall emporgearbeitet an der Litteratur des Alterthums. Die Meisterwerke unserer grössten Dichter sind durchtränkt von griechischer Schönheit, ja mitunter ist gerade das Edelste und Beste, was sie geschaffen haben, nicht völlig zu begreifen ohne das Verständniss der hellenischen Muster. Dass aber auch jetzt noch, nachdem wir Mustergiltiges in unserer eigenen Litteratur besitzen, jene Wirkungen fortdauern müssen, wird jedem einleuchten, der ein Auge dafür hat, wie in der Gegenwart so manches literarische Erzeugniss erscheint, dem das Mass fehlt, das vom classischen Alterthum zu lernen ist.

Wenn das Gymnasium somit seine Zöglinge in eine herrliche Welt einführen, sie mit den vollendetsten Schöpfungen des hellenischen und römischen Geistes vertraut machen, ihnen die Quellen ewiger Schöne, Einfachheit und Erhabenheit erschliessen soll, auf dass sie die Begeisterung für das Ideale aus ihnen in vollen Zügen trinken, so ist ihm damit eine grosse und würdige Aufgabe gestellt, aber auch eine schwere. Um sie zu lösen, kommt es auf die Art der Behandlung vor allem an. Freilich die pedantische, trockene Behandlung der Classiker, die immer nur den Buchstaben kennt, nie den Gehalt beachtet, kann die Jugend nicht gewinnen. Gewiss wird der Schüler den Sinn einer Schriftstelle und ihren Zusammenhang mit dem Vorhergehenden und Folgenden nur dann richtig erfassen, wenn ihm der Satz nach seiner Structur und seinen einzelnen Gliedern völlig klar geworden, gewiss ist genaue Kenntniss der Grammatik dem von nöthen, der die Classiker begreifen will, allein der Lehrer darf nicht Mittel und Zweck verwechselnd über der Form den lebendigen Gedankeninhalt vergessen. Wer einen griechischen Dichter, um mich einmal darauf zu beschränken, lediglich zum Gegenstande einer einseitig grammatischen Exegese macht, verstündigt sich an seinem Amte, verstündigt sich an der Jugend. Es ist durchaus verfehlt, die Schöpfungen eines unsterblichen Sängers unter Vernachlässigung der Gedankenverbindung ausschliesslich oder vornehmlich als einen Stoff zu grammatischen Repetitionen oder zu synonymischen, stilistischen, kritischen Excursen zu benutzen. Einen Homer, einen Sophocles soll der Schüler nicht lesen, um an ihnen die Grammatik zu erlernen. Er soll die unvergleichliche Schönheit des Homerischen Epos nach Inhalt, Anordnung und Darstellung mit dem Verstand und Gemüth erfassen, es soll ihm die grossartige Vollendung der dramatischen Kunst des Sophokles zum Bewusstsein, die Entwicklung der Handlung, die Zeichnung der Charaktere in seinen Tragödien zum vollen Verständniss gebracht werden, er soll Geist und Herz liebevoll versenken in jene ideenreichen Chorgesänge, in denen der Dichter zur Besonnenheit mahnt und auffordert, Reinheit in Wort und That zu bewahren und treu zu leben den νόμοι ὑπίποδες, οὐρανίαν δι' αἰθέρα τεκνωθέντες, ὧν Ὀλυμπος πατήρ μόνος, — kurz, es soll der Schüler zu möglichst klarer Erkenntniss und richtiger Würdigung des poetischen Kunstwerkes, seiner einzelnen Theile und des sie umfassenden und durchdringenden einheitlichen Gedankens geführt werden.

Damit aber dies Ziel erreicht werde, muss es für immer vorbei sein mit jener Art der Erklärung, die dem Jüngling die Lust an dem Schriftsteller verdirbt. Das kann nicht scharf genug betont werden. Denn wie oft und wie nachdrücklich auch von trefflichen Schulmännern vor der vorhin gezeichneten Unsitte gewarnt worden ist, derjenige, welcher unsere Gymnasien aus eigener Beobachtung kennt, wird mir darin Recht geben, dass jene geschmacklose Behandlung der Classiker leider noch immer viel zu viel Vertreter hat.

Gerade daraus oder doch vorzugsweise daraus erklärt es sich, dass so manche Schüler, nachdem sie das Zeugniss der Reife erworben, die classischen Studien wie eine



schwere Last abwerfen und die Schriftsteller zum Trödler bringen, für die sie nicht warm geworden sind. Und doch muss es erstrebt werden und es lässt sich erzielen, dass die Jugend aus der Prima des Gymnasiums scheidet erfüllt von Liebe zum Alterthum, einer Liebe, die keineswegs der nationalen Gesinnung Abbruch thut, keineswegs eine Verkennung dessen nach sich zieht, worin der grosse, eigenthümliche Werth des deutschen Geistes besteht. Wenn der Lehrer das Herz der Jugend für die Herrlichkeit der antiken Ideen zu gewinnen weiss, — und das geschieht nicht durch tönende Ausrufe der Bewunderung, durch überschwängliche Lobreden, sondern durch tief in die Sachen eindringende Darlegungen des Lehrers, durch geschicktes Heranziehen der eigenen Thätigkeit der Schüler — so werden die Stunden der Lectüre nicht bloss Stunden ernster Arbeit, sondern auch Stunden edlen geistigen Genusses, und mit Freuden wird der gereifte Mann an sie als an weihevollen Augenblicke zurückdenken, in denen er die Hochschätzung hellenischer Idealität eingesogen hat, die ihm als bleibender Besitz ins Leben hinaus gefolgt ist.

Ich sagte vorhin, es sei eine schwere Aufgabe, die dem Lehrer der classischen Sprachen gestellt sei. Will er ihr gewachsen sein, so muss er sich schon während der akademischen Studien darauf vorbereiten. Er werde ein tüchtiger Philolog, ein gründlicher Kenner des grammatischen Baues der alten Sprachen, er beschäftige sich mit Sprachvergleichung, so weit er ihrer für seinen zukünftigen Beruf bedarf, er lerne Kritik üben, die ja stets die Grundlage aller Exegese bleiben muss, freilich nur jene besonnene Kritik, die auf fester Basis ruht, nicht diejenige, welche die eigene Subjectivität auf den Leuchter stellt und mit Willkür unzweifelhafte Ueberlieferung und sichere Thatsachen umwirft, er berücksichtige alle Seiten der philologischen Wissenschaft, vergesse jedoch niemals, wo der Schwerpunkt seiner späteren Wirksamkeit liegt; deshalb bilde er den ästhetischen Sinn, deshalb nähre er seine Seele von dem Marke des classischen Alterthums, dass auch ihm etwas vom Spiritus Graiae Camenae daraus erflüsse und er nachher vor seine Schüler trete als ein Mann voll warmer, hingebender Liebe zum Idealen. Wenn er dann beim Unterricht seine ganze Persönlichkeit, seine ganze Kraft einsetzt, so wird er im Stande sein, der Jugend mitzutheilen von dem, wovon er selbst erfüllt ist, und Geist und Begeisterung zu wecken.

Ich schliesse mit dem Ausdruck der Hoffnung, dass auch unsere diesjährige Versammlung für die beste Art der Betreibung der classischen Studien neue Anregungen geben und überhaupt zur Förderung der wahren Bildung der Jugend das Ihrige beitragen werde, und erkläre damit die 32. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet.

Lassen Sie uns nun, hochverehrte Anwesende, der Pflicht gedenken, das Gedächtniss der im verflossenen Jahre geschiedenen Fach- und Berufsgenossen zu ehren. Der Tod hat seit der letzten Versammlung eine reiche Ernte gehalten unter den Philologen und Schulmännern, und manchen herben Verlust haben wir zu beklagen. Gestorben sind — aus der grossen Zahl verdienter Männer kann ich nur einige nennen —: Bonnel, Ettmüller, Giseke, Höck, Pertz, Richter, Rühle, Schmid, Phil. Wackernagel, Witzschel, Zumpt, — Brockhaus, Gerlach, Köchly, Ritschl.

Was alle diese Männer als Gelehrte oder als Bildner der Jugend geleistet haben, des näheren auseinanderzusetzen, gestattet mir leider die Zeit nicht; nur über die vier zuletzt genannten kann ich mir ein paar Worte nicht versagen.

Hermann Brockhaus, geboren zu Amsterdam am 28. Januar 1806, gestorben am 5. Januar 1877 zu Leipzig, war einer der ersten, die in Deutschland das Studium des Sanskrit zu ihrer Lebensaufgabe machten. Ein feiner Sprachkenner hat er sich als Herausgeber und Uebersetzer indischer Literaturwerke verdient gemacht und durch seine Vorlesungen als Professor in Leipzig die sprachwissenschaftlichen Studien erheblich gefördert. Von 1853—1864 redigirte er die Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Franz Dorotheus Gerlach, geboren am 18. Juli 1793 zu Wolfsbehringen im Gothaischen, gestorben Ende Oktober 1876 als Professor in Basel. Er war ein fleissiger Arbeiter und tüchtiger Gelehrter, der sich durch seine Ausgaben des Sallust, der Germania des Tacitus und verschiedene philologisch-historische Schriften einen geachteten Namen gemacht hat. Auch sei nicht unbemerkt gelassen, dass er den Philologentagen namentlich in früheren Jahren als thätiges Mitglied regelmässig beigewohnt und sehr häufig Vorträge gehalten hat. Er präsidirte der zehnten Versammlung.

Herm. Aug. Theodor Köchly, geboren am 5. August 1815 zu Leipzig, starb zu Triest am 3. December 1876. Als Docent hat er namentlich in Heidelberg, wohin er 1864 gerufen wurde, mit grossem Erfolge gewirkt; litterarisch ist er vor allem auf dem Gebiete der griechischen Epiker und des alten Kriegswesens thätig gewesen. Er war Präsident der vierundzwanzigsten Philologenversammlung.

Der schmerzlichste Verlust aber, den die Philologie in den letzten Jahren hat verzeichnen müssen, ist der Tod Friedrich Ritschl's, der, am 6. April 1806 in Gross-Vargula bei Erfurt geboren, am 9. November 1876 zu Leipzig starb.

Das Leben und die Bedeutung des Mannes für die Wissenschaft wird Ihnen, meine Herren, ein Würdigerer als ich morgen in längerem Vortrage darlegen. Ich unterlasse es daher, von den hohen Verdiensten zu reden, die sich Ritschl erworben hat um die Kritik der alten Klassiker, um die historische Behandlung der Grammatik der lateinischen Sprache und um die lateinische Epigraphik, ich schweige von seiner epochemachenden Plautus-Ausgabe, von dem grossartigen Prachtwerke der *Priscae latinitatis monumenta epigraphica* und überhaupt von den Leistungen, durch die der geniale Forscher sich für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Wissenschaft errungen hat.

Allein über ihn als akademischen Lehrer drängt mich das Herz, wenige Worte dankbarer Erinnerung zu sprechen. Als ich im Herbste 1859 in Bonn immatrikulirt war und zum ersten Male in den Hörsaal trat, in welchem Ritschl seine Vorlesungen zu halten pflegte, fand ich ein sehr zahlreiches Auditorium in erwartungsvoller Spannung. In dem vorausgegangenen Sommersemester hatte Ritschl krankheitshalber nicht lesen können, jetzt hatte er wieder angekündigt und zwar über Aeschylus Septem ad Thebas; man hoffte, er werde erscheinen. Jedoch er blieb ungewöhnlich lange aus, und schon flüsterte man: er kommt doch nicht. Da wurde er von einem Diener auf den Armen hereingetragen, ein Bild des Elendes und körperlichen Leidens. Tiefe Bewegung ergriff die Versammlung, und lautlos erhoben sich alle von den Sitzen. Und als dann der sichtlich von Schmerzen gequälte Mann mit Mühe auf den Katheder gelangt war und mit einfachen Worten für die Aufmerksamkeit gedankt hatte, begann er mit der Lebhaftigkeit und Frische, die ihm eigen war, seinen geistvollen Vortrag. Die Stunde wird mir stets unvergesslich sein. Ja er war ein mit seltenen Gaben ausgestatteter Lehrer, der durch die anregende Kraft seiner Methode, durch die Gründlichkeit und den erstaunlichen Scharf-

sinn in der Behandlung wissenschaftlicher Probleme seine Zuhörer zu fördern in ausgezeichneter Weise verstand. Er ist geschieden — aber er hat in einer Reihe trefflicher akademischer Docenten eine Schule hinterlassen, die im Geiste des grossen Meisters wirkt und auch in Zukunft darin wirken möge für und für.

Und so bitte ich Sie denn, sein Andenken und das Andenken der übrigen Todten durch Erheben von Ihren Sitzen zu ehren. (Die Versammlung erhebt sich.)

Unsere nächste Aufgabe ist jetzt die Bildung des Bureaus. Das Präsidium erlaubt sich Ihnen zu Sekretären der Versammlung folgende Herren vorzuschlagen:

Gymnasiallehrer Dr. Adam (Wiesbaden),  
Realschul-Oberlehrer Dr. Budde (Duisburg),  
Gymnasial-Oberlehrer Gebhard (Elberfeld),  
Privatdocent Dr. Flach (Tübingen).

Ich frage die Versammlung, ob sie mit diesen Vorschläge einverstanden ist. — Da kein Widerspruch erfolgt, so betrachte ich die Wahl als vollzogen und ersuche die Herren Sekretäre, die für sie reservirten Plätze am Präsidialtische einzunehmen. (Geschieht.)

Ich habe sodann eine Anzahl von eingelaufenen Schreiben mitzutheilen, zunächst einen Erlass Seiner Excellenz des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten vom 3. Juli c., nach welchem des Kaisers und Königs Majestät mittelst Allerhöchster Ordre vom 18. Juni c. dem Vereine deutscher Philologen und Schulmänner die Erlaubniss, seine diesjährige Versammlung in Wiesbaden halten zu dürfen ertheilt und zur Bestreitung der Kosten eine Beihülfe von 3000 Mark zu bewilligen geruht haben.

Sodann ein Schreiben desselben Herrn Ministers vom 24. August 1877, welches wie folgt lautet:

Indem ich Euer Hochwohlgeboren für die gefällige Uebersendung des Programms der XXXII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner sowie für die Einladung zur Theilnahme an derselben meinen verbindlichsten Dank ausspreche, bedauere ich, der letzteren keine Folge geben zu können, da amtliche Geschäfte mich daran verhindern. Mögen die Ergebnisse der Berathungen der Versammlung für die deutsche Wissenschaft und die deutsche Schule förderlich sein und somit dem gesammten Vaterlande zum Segen gereichen.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.

In Vertretung  
gez. Sydow.

An den Präsidenten der XXXII. Versammlung  
Deutscher Philologen und Schulmänner  
Herrn Gymnasialdirector Dr. Paehler  
Hochwohlgeboren

in Wiesbaden.

Der Herr Oberpräsident unserer Provinz, Freiherr von Ende, spricht in einem Schreiben vom 19. September c. seinen Dank für die an ihn ergangene Einladung aus und bedauert, dass dienstliche Rücksichten ihn verhindern, an der Versammlung Theil zu nehmen.

Ebenso haben die Herren Geheimen Regierungsräthe Dr. Bonitz und Dr. Stauder zu Berlin in Briefen vom 21. und 23. August ihrem Bedauern darüber, dass es ihnen

nicht möglich sei zu erscheinen, und den herzlichsten Wünschen für den Verlauf der Versammlung freundlichen Ausdruck geliehen.

Endlich verliest der Präsident ein Schreiben der Intendantur des Königlichen Theaters, nach welchem des Kaisers und Königs Majestät mittelst Allerhöchster Cabinetsordre vom 22. August c. die Veranstaltung einer Festvorstellung mit freiem Eintritt für die Theilnehmer der Philologenversammlung Allergnädigst zu genehmigen geruht haben.

Präsident Paehler: Ich ersuche nunmehr den Herrn Regierungs-Präsidenten von Wurmb das Wort zu ergreifen.

Reg.-Präsident v. Wurmb (Wiesbaden): Meine Herren! Namens der Königlich Preussischen Regierung begrüße ich die Versammlung und heisse alle Anwesenden herzlich willkommen. Die Königliche Staatsregierung bringt den hingebenden Bestrebungen der deutschen Philologen und Schulmänner, die Bildung zu vertiefen und in immer weitere Schichten unseres Volkes zu tragen, die wärmste Anerkennung entgegen.

Wenn man von der deutschen Nation mit Recht rühmen kann, dass sie in Bezug auf Gründlichkeit und Gediegenheit nicht minder wie auf allgemeine Verbreitung der Bildung viele Völker übertrifft, keinem nachsteht, so verdankt sie das zum grossen Theile Ihrer rastlosen Arbeit. Die Königliche Regierung ist daher hocheifrig, dass in diesem Jahre einer preussischen Stadt die Ehre zu Theil wird, eine Versammlung aufzunehmen, die aus so hervorragenden Männern der Wissenschaft und der Schule besteht und deren Thätigkeit dem Vaterlande von so bedeutendem Nutzen ist. Wir wissen und erkennen es dankbar an, wie reiche Früchte für die Wissenschaft sowie für den Unterricht und die Erziehung der Jugend aus den früheren Congressen erwachsen sind. Mögen die Verhandlungen dieser zweiunddreissigsten Versammlung nicht minder segensbringend sein! (Allseitiges Bravo, die Versammlung erhebt sich).

Präsident Paehler: Da Sie, meine Herren, Ihrem Danke für diese freundliche Begrüssung bereits einen so lebhaften Ausdruck geliehen haben, so bedarf es meiner Worte zu dem Zwecke nicht mehr, und ertheile ich jetzt dem Herrn Bürgermeister Coulin das Wort.

Bürgermeister Coulin: Im Auftrage der Stadt Wiesbaden begrüße ich Sie, meine Herren, und versichere Sie der lebhaftesten Sympathien der hiesigen Einwohnerschaft, welche die ihr gewordene Auszeichnung zu würdigen weiss, dass eine so grossartige Versammlung in ihren Mauern sich vereint hat. Wir danken Ihnen dafür, dass Sie unsere Stadt zum Sitze Ihrer diesjährigen Zusammenkunft sich erwählt und uns dadurch hohe Festesfreude bereitet haben. Wir hoffen und wünschen, dass es uns gelingen werde, Ihnen nach Ihren geistigen Anstrengungen ausgleichende Erholung für das Gemüth zu bieten und Ihnen den Aufenthalt in unserer auf altclassischem Grunde stehenden Bäderstadt so angenehm als möglich zu machen. Meine Herren, die Stadt Wiesbaden heisst Sie herzlich willkommen. (Bravo).

Präsident Paehler: Herr Prof. Usener, mein verehrter College im Präsidium, wünscht das Wort zu ergreifen.

Präsident Usener: Erlauben Sie, meine Herren, dass auch ich Sie begrüße und Ihnen ein herzliches Willkommen biete. Wir haben vorhin die Todten geehrt. Gestatten Sie mir, Ihnen ein Wort der Römer zuzurufen: Vivorum meminimus. Ich rechne auf Ihre Zustimmung, wenn ich mir den Vorschlag erlaube, die Versammlung wolle einem

ehrwürdigen Greise, der neben Böckh und G. Hermann, beider Bestrebungen in sich vereinigend, um die Philologie sich hochverdient gemacht hat, dem Meister der Alterthumswissenschaft, Professor Schömann in Greifswald, ein Zeichen der Anerkennung und Verehrung geben. Lassen Sie uns an denselben, ihm zur Freude, uns zur Ehre, ein begrüssendes Glückwunschtelegramm senden; für welches ich folgende Fassung empfehle: „Die hier tagende XXXII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner sendet ihrem hochverdienten Altmeister verehrungsvollen Grass.“ (Allseitiges Bravo.)

Präsident Paehler: Sie haben durch den Beifall bereits Ihre Zustimmung zu erkennen gegeben, und erkläre ich daher den Vorschlag des Herrn Prof. Usener für angenommen. Ich bitte jetzt den Herrn Prof. Dr. Curtius uns den in Aussicht gestellten Vortrag zu halten.

Prof. Dr. Ernst Curtius (Berlin), durch die lebhaftesten Beifallsbezeugungen empfangen, machte in freier Rede über die Ausgrabungen von Olympia Mittheilungen, deren wesentlicher Inhalt sich so zusammenfassen lässt:\*)

Der Herbst ist die Zeit der Ernte, und es ist eine schöne Volkssitte im deutschen Lande, dass, wenn der Jahresertrag von den Feldern und Weinbergen eingebracht wird, man sich desselben in festlicher Gemeinschaft mit Nachbarn und Freunden freut. Wir haben von den Feldern des Alpheios so eben die zweite Ernte heimgebracht. Als daher das verehrte Präsidium mich aufforderte, der Philologenversammlung darüber einen Vortrag zu halten, bin ich gerne gefolgt. Denn es lockte mich sehr, hier im schönen Rheinlande, auf dessen Hochschule ich selbst in das Verständniss des Alterthums eingeführt worden bin, mit meinen Freunden und Fachgenossen mich des Gewonnenen zu freuen und mit ihnen ein Erntefest zu feiern.

Am 23. September 1876 hat die zweite Ausgrabung begonnen\*\*), die Zahl der Arbeiter, welche diesmal nur aus den umliegenden Dörfern genommen wurden, ist bis auf 260 gesteigert worden. Sie arbeiteten in drei Gruppen unter drei Aufsehern, die von dem Directorium ernannt sind; ein vierter steht im Dienst der königl. griech. Regierung, deren Commissar Dr. Dimitriadis ist, ein in Deutschland gebildeter Philolog, dessen Charakter und ernsten Eifer wir nicht genug rühmen können. Bis Ende 1876 wurde die Ostseite des Tempels bis auf 50<sup>m</sup> freigelegt und die Westfront bis 35<sup>m</sup>. Man fand hier den ersten wohlerhaltenen Frauenkopf, welcher der glückliche Vorbote weiterer Entdeckungen war. Von Ende Januar bis Mitte März wurde die reichste Ernte gehalten. Im Osten kamen die Viergespanne, Sterope, Pelops zum Vorschein: der vermeintliche Poseidontorso vervollständigte sich als Zeus; in der sogenannten Hestia wurde Hippodameia erkannt; der ganze Giebel füllte und ordnete sich. Von dem Westgiebel kam eine Reihe wohlerhaltener Köpfe und Gruppen zu Tage. Endlich wurde die byzantinische Kirche ausgegraben, die auf den Grundmauern eines alten tempelartigen Gebäudes steht und zugleich über die ältesten christlichen Zeiten des Alpheiosthales wichtigen Aufschluss gibt. Nach Osten wurden drei Gräben gezogen, 2 nach Norden, 1 nach Nordost, um

\*) Leider waren die Stenographen nicht im Stande, den Worten des Redners zu folgen, so dass nur eine kurze Inhaltsangabe des 1½ stündigen Vortrages hier mitgetheilt werden kann, der durch Vorzeigen von Sculpturen, Zeichnungen und Photographien erläutert wurde.

\*\*) Unter der archäologischen Leitung von Dr. Gustav Hirschfeld, dem auf seinen Wunsch Dr. Weil beigegeben wurde, unter der technischen Leitung von Herrn Bötticher, dem um Neujahr Baumeister Streichert folgte, und Herrn Steinbrecht.

mit den andern Heiligthümern Föhlung zu erlangen. Der Graben, der nach dem Pelopion gerichtet war, führte zum Heraion, einem der wichtigsten altdorischen Heiligthümer der Halbinsel, dessen Ueberreste sehr gut erhalten sind; erkannt wurde es an der Hermesstatue des Praxiteles, welche Pausanias im Heraion erwähnt. Der Parallelgraben führte zu dem halbkreisförmigen Prachtbau des Herodes Atticus, bei dem man 14 kolossale Marmorstatuen fand; der dritte Graben zu dem Fundamente der Schatzhäuser am Kronion. Die Situationspläne zeigen Ihnen den Stand der Ausgrabungen am Ende der ersten Campagne und den Fortschritt derselben bis Anfang Juni 1877, da die Sonnenhitze im Alpheiosthale den Arbeiten der zweiten Periode ein Ziel setzt. Nach zwei 7 bis 8 monatlichen Arbeitsperioden haben wir also ausser der Nike, dem Hermes, den römischen Statuen, den drei Metopen, den vielen, bemalten Terrakotten, den mehr als 100 Inschriften nicht weniger als 19 Sculpturen des Paionios und 14 des Alkamenes gefunden, lauter ansehnliche Marmorstücke, die sich noch immer mehr ergänzen und vervollständigen werden. Denn bei der Güte des Materials sind die Bildwerke beim Fall wenig zersplittert und die Zusammenfübung gelingt darum sehr wohl. Die Stücke der Ostseite sind fast sämmtlich als Baumaterial benutzt worden, die der Westseite sind mehr an ihrer Fallstätte gefunden.

Eine abschliessende Beurtheilung des Gefundenen wäre voreilig; man kann nur Beobachtungen und Studien geben.

Tempelgiebelwerke haben ein hervorragendes Interesse. In ihnen erkennen wir die höchsten Leistungen hellenischer Kunst; hier gehen Architektur und Sculptur am einträchtigsten zusammen, hier ist Freiheit und Zucht am glücklichsten vereint, hier haben wir den Vortheil, dass die Anordnung der Figuren durch das Mass gegeben wird. In Olympia aber haben wir das besondere Glück, dass wir die Zeit kennen sowie die Meister, dass wir Beschreibungen derselben aus dem Alterthum haben und darauf bezügliche Inschriften. Für die wichtige und schwierige Frage nach der Autorität des Pausanias sind die olympischen Ausgrabungen von entscheidender Bedeutung.

An beiden Giebeln ist die Ungleichheit der Arbeit in technischer und stilistischer Beziehung merkwürdig. Auch das Material ist verschiedenartig. Man unterscheidet nicht nur verschiedene Hände, sondern auch verschiedene Schulen. Für Darstellung des Nackten waren die Kräfte geübter; in der Gewandung sind die senkrechten Falten so wie die straff gezogenen gut, die gepressten Gewandmassen roh gearbeitet. Die Rückseiten sind meistens vernachlässigt; einzelne Theile sind nur in Relief gearbeitet. In beiden Giebeln kehren gewisse typische Stellungen wieder, sitzende, knieende, kauernde, liegende Gestalten. Die Haare sind nur als Masse angedeutet. In Attika machte man andere Ansprüche und hatte andere Kräfte zur Verfügung als in Olympia, wo die künstlerische Ausstattung des Tempelgebäudes den fremden Meistern in Akkord gegeben war.

Im Ostgiebel herrschte strenge Symmetrie, weil man an den Ostfronten grössere Ruhe forderte. Dazu kam die Alterthümlichkeit des Baues, der priesterliche Einfluss und das gegebene Thema, die ἀμύλλα μέλλουσα. Das gespannte Harren auf beiden Seiten war sehr wirkungsvoll dargestellt. Es war keine monotone Anreihung einzelner Parallelfiguren, sondern drei Gruppen: die Zeusgruppe, die Gruppen um die Pferde und die Eckfiguren. Zeus bildet kein starres Centrum, wie wir nach Pausanias annehmen mussten, sondern lebendig, jugendlich, vertraulich steht er da wie unter Seinesgleichen, ohne Blitz und Scepter, die beiden Paare zur Seite, die nebst den Viergespannen mit voller Sicherheit

gruppirt werden können, wie es auf dem Blatte in der Grösse von  $\frac{1}{10}$  veranschaulicht wird. Die Viergespanne waren ohne Wagen dargestellt. Vor den Leibern der Pferde (die naturtreuer dargestellt zu sein scheinen als auf dem Parthenon) sassen die Wagenlenker, der eine hält deutlich den Zügel in der erhobenen Hand. Das Nähere kann erst durch praktische Versuche der Aufstellung ins Reine gebracht werden. Die zwei sitzenden, sinnenden Männer fasse ich, bis ich eines Besseren belehrt bin, als Seher; dann folgen 2 Parallelfiguren, sitzend, den aufgestützten Fuss umfassend; ein Knabe und ein langbekleidetes Mädchen. Ob sie und wie sie zu den beiden Flussgöttern gehören, ist noch zweifelhaft. Wir haben 10 Figuren rechts vom Zeus, 10 links. 21 führt auch Pausanias an. Er zählt richtig, deutet aber falsch.

Die Westgiebelfiguren waren vielleicht zahlreicher; sie sind bewegter, ihre Stellungen unberechenbarer, es liegt keine so genaue Beschreibung vor, die Auffindung ist noch nicht so vollständig; daher ist ihre Gruppierung noch unmöglich. Kämpfe, wie sie in den Metopenbildern des Parthenon vorliegen, sind hier in den Zusammenhang einer grossen Giebelcomposition gebracht. Wir haben lose Gruppenfiguren (vorkämpfende Lapithen, den axtschwingenden Theseus) und geschlossene aus einem Stein gearbeitete Gruppen. Diese Gruppen sind entweder der Art, dass die von den Kentauren Geraubten sich widerstandslos ergeben (so die umklammerte, ermattet den Kopf senkende Frau und der vom Kentaurenarm umschlossene Knabe), oder es sind Gruppen des Conflicts, antispastische Gruppen (eine Frau, welche beide Arme gegen den Kopf des trunkenen Kentauren stemmt, und eine zweite, die sich nach links von dem rechtshin stürzenden frei zu machen sucht). Wir sehen ein grosses Drama vor uns mit Haupt- und Nebenpersonen, eine Fülle der mannigfaltigsten Motive (sinnliche Rohheit halbthierischer Unholde, Bedrängniss, heroische Anstrengung, schmerzliches Verzagen edler Frauen, muthiges Vorkämpfen ihrer Männer, gemeine Angst ihrer Dienerinnen, gleichgültige Neugier zuschauender Personen), welcher eine Reihe von Köpfen entspricht, wie sie in dieser Anzahl und Erhaltung aus der Perikleischen Zeit noch niemals beisammen gewesen sind. Zum ersten Male können wir nun über das, was damals in Gesichtsbildung geleistet wurde, eingehende Studien machen und uns die kunstgeschichtliche Stellung des Alkamenes klarer machen. Der kolossale Götterkopf, in welchem wir nur einen Apollon erkennen können, zeigt eine herbe, alterthümliche Strenge; die Köpfe der Heroenfrauen eine regelmässige Schönheit, welche der Künstler durch keinen Affect hat trüben wollen, der Nymphenkopf volle Naivetät. Bei den Physiognomien der Sklavinnen und der trunkenen Kentauren erkennen wir vollen Naturalismus und lebendige Charakteristik, so dass die Köpfe drei verschiedenen Epochen anzugehören scheinen und uns die rasche Entwicklung der Plastik in der Perikleischen Zeit in ganz neuer Weise veranschaulichen. Die Augen sind hoch gewölbt, von starken Lidern eingefasst, meist länglich gebildet. Es herrscht kein leerer Schematismus; an demselben Kopfe ist das eine Auge verschieden von dem andern, eine Seite von der andern. Am Munde ist das Vortreten der Unterlippe charakteristisch. Männliche und weibliche Köpfe sind nicht immer genau zu unterscheiden.

Eine merkwürdige Uebereinstimmung hat sich zwischen Ost- und Westgiebel herausgestellt. Rathgeber hat in seiner gelehrten Arbeit über Olympia schon die Meinung aufgestellt, es möchte wohl auch im Westgiebel ein Gott die Mitte eingenommen haben. Welcker wies sie zurück, weil Pausanias denselben gewiss nicht übergangen haben würde,

und wer stimmte nicht Welcker hierin bei? Nun stand aber doch, wenn nicht alles täuscht, ein Gott im Centrum, und bei Pausanias liegt entweder eine Ungenauigkeit oder ein Irrthum vor. Es ist keiner der geringsten Vortheile, welchen die Ausgrabungen von Olympia der Alterthumswissenschaft gewähren, dass wir hier zum ersten Male Gelegenheit haben, die Glaubwürdigkeit des Periegeten nach sicheren Kennzeichen zu beurtheilen sowohl in Beziehung auf Inschriften wie auf Bildwerke. Bei letzteren wird nicht zu verkennen sein, dass das wahre Verständniss der grossen Compositionen klassischer Zeit zu Pausanias Zeit sehr verdunkelt und entstellt war. Er nennt als Mittelfigur Peirithoos und scheint, um seine Stelle zu rechtfertigen, seine Abstammung von Zeus hervorzuheben. Wir erkennen aber die für Geschichte der Tempelgiebelcompositionen wichtige Thatsache, dass man aus künstlerischen Rücksichten wie aus religiösem Bedürfniss im Centrum die persönliche Gegenwart einer den Ausschlag gebenden Gottheit verlangte.

So sind zwei Meister der klassischen Kunst wieder lebendig geworden, beide an grossen Originalwerken zu studiren. Der Eine — Paionios —, der uns bis dahin völlig unbekannt war, aus zwei ganz verschiedenartigen Schöpfungen, dem Tempelgiebel, in welchem er sich strengen Normen unterordnete, und der Nike, in welcher er ein Bravourstück kühnster Marmortechnik zur Schau stellte. Der Andere, Alkamenes, war uns als einer der hervorragendsten Zeitgenossen des Pheidias bekannt. Nach dem, was wir von seiner Aphrodite u. A. wussten, konnten wir geneigt sein, ihm einen gewissen weichlichen Charakter zuzuschreiben. Nun erkennen wir in ihm einen Mann von Mark und Kraft, einen Mann von äschyleischem Geist, von erfindungsreicher Kühnheit; wir sehen ihn in seinem Zusammenhang mit der strengen Kunst der alten Zeit und als den Bahnbrecher einer jüngeren Periode, wie sie im phigalischen Fries sich abspiegelt. Für die Kunst nach der Zeit des peloponnesischen Kriegs ist das erste wohlerhaltene Originalwerk des Praxiteles von grösstem Interesse; es zeigt auffallende Uebereinstimmung mit der Gruppe von Eirene und Plutos, die mit Recht dem Vater des Praxiteles zugeschrieben wird.

Soviel in kurzer Andeutung über die kunstgeschichtliche Ausbeute der zweiten olympischen Ausgrabungsperiode.

Hier haben einmal die Philologen Gelegenheit, sich mit dem ganzen Volke über die Fortschritte ihrer Wissenschaft herzlich zu freuen, und dafür dankbar zu sein, dass ein so schwieriges und kostspieliges Werk nicht misslungen ist, wie es ja auch hätte der Fall sein können, oder kärgliche Ausbeute gegeben hat, sondern eine reiche Ernte, deren Verwerthung für die lebendige Kenntniss hellenischer Geschichte noch für Jahrzehnte alle Forscher beschäftigen wird.

Heute betreten die jungen Männer, denen die Leitung der Arbeit an Ort und Stelle übertragen ist, den griechischen Boden\*); am ersten October werden die Arbeiten zum dritten Male beginnen, um vor der Ostfront die mittelalterlichen Gebäude aufzuräumen, in welchen voraussichtlich noch Trümmer von Bildwerken vermauert sind, um von der Westfronte die fehlenden Stücke zu suchen, endlich die Umgegend des Heraion so wie die Abhänge des Kronion weiter auszubeuten.

Wünschen wir ihnen von Herzen Glück zu ihrer in vielen Beziehungen schweren Arbeit im Dienste der Wissenschaft, sprechen wir auch den Männern des Reichstags

---

\*) Dr. G. Treu und Dr. Weil als Archäologen; Baumeister Bohn und Dörpfeld als Techniker.



unsern Dank aus, dass sie ohne alle Parteispaltung dies Werk als ein edles Nationalwerk erkannt und gefördert haben, unsern Dank dem Kronprinzen des Deutschen Reiches, der es kräftig in die Hand genommen hat, und endlich Sr. Maj. dem Kaiser, der auch diesen Friedenslorbeer Seiner Regierung nicht gering achtet, sondern mit persönlichem Antheil das deutsche Werk in Olympia begleitet. (Stürmischer Beifall.)

Präsident Paehler: Meine Herren! Der verehrte Redner hat bei allem Dank, den er verdienter Massen gependet, doch den Mann nicht erwähnt, welchem der Dank für den Beginn und die Förderung dieses nationalen Werkes vor allen anderen gebührt; in edler Bescheidenheit hat er vergessen, dass er selbst es ist, dessen Bemühungen hauptsächlich die Erfolge zuzuschreiben sind, von denen das grossartige Unternehmen bis jetzt begleitet ward. Ich glaube, es ist Pflicht der Versammlung, offen anzuerkennen, dass Ernst Curtius um die Ehre des deutschen Namens sich wohl verdient gemacht hat, und ich ersuche Sie alle, zum Zeichen der Zustimmung von Ihren Sitzen sich zu erheben. (Allseitiges Bravo; die Versammlung erhebt sich.)

Der Präsident erklärt darauf, zu einer Discussion über den Vortrag reiche heute die Zeit nicht aus; auch werde dieselbe besser in die Sitzung der archäologischen Section verlegt, in welcher Herr Curtius auf etwaige Fragen bezüglich des Gegenstandes nähere Auskunft zu ertheilen bereit sei. Die Versammlung ist damit einverstanden.

Hiernach macht der Präsident mehrere geschäftliche Mittheilungen (bezüglich des Festmahles, der Festfahrt nach dem Niederwalde, sowie des Ausfluges nach der Saalburg), bittet um die Ermächtigung, dass eine der bisherigen Sitte gemäss aus den anwesenden Präsidenten der früheren Philologentage, dem gegenwärtigen Präsidium und den von ihm zu cooptirenden Persönlichkeiten bestehende Commission über die Wahl des Ortes für den nächsten Congress das προβούλευμα fasse und fordert, nachdem die Versammlung ihre Einwilligung gegeben, die betreffenden Herren auf, sich am folgenden Tage zu bestimmter Stunde in der Halle auf dem Neroberge zu einer Berathung zusammenzufinden.

Nachdem er sodann bekannt gemacht, dass die Sectionen nach kurzer Pause in den ihnen zugewiesenen Lokalen sich constituiren würden, theilt er die Tagesordnung für die zweite allgemeine Sitzung mit und erklärt die erste Sitzung für geschlossen. (12 Uhr.)

Nach Constituirung der Sectionen fand um 2 Uhr das Festessen im grossen Saale des Kurhauses statt, an welchem ca. 600 Personen theilnahmen. Den Toast auf Seine Majestät den Kaiser und König brachte Präsident Paehler aus, Regierungspräsident v. Wurmb brachte ein Hoch den deutschen Philologen, Präsident Usener Seiner Excellenz dem Herrn Cultusminister Dr. Falk, Bürgermeister Coulin der deutschen Wissenschaft, Director Eckstein der Stadt Wiesbaden, Director Spangenberg den deutschen Frauen.

Der Herr Minister antwortete auf das ihm telegraphisch übermittelte Hoch mit folgender Depesche:

Herzlichen Dank der Versammlung! Möge auch diesmal Ihre Arbeit den von Ihnen gepflegten theuren Gütern zum Gedeihen gereichen! Falk.

Am Abend wohnten die Festgenossen der Festvorstellung im Königlichen Schauspielhause bei (Figaros Hochzeit).

## Zweite allgemeine Sitzung.

Donnerstag, den 27. September, Morgens 11 Uhr.

Präsident Usener eröffnet die Sitzung mit einer Reihe geschäftlicher Mittheilungen und gibt dann dem Professor Dr. Steinthal (Berlin) das Wort zu einem Vortrage über „Die Arten und Formen der Interpretation“.

Prof. Steinthal: Bei allen den mannichfaltigen Fragen um das Wesen, die Aufgaben und die Methode der Philologie liegt es daran, die thatsächlich vorliegenden Leistungen und herrschenden Bestrebungen der Philologen aller Orte und Jahrhunderte in allgemeinen Begriffen zu erfassen. Durch den Gewinn dieser Begriffe (das wird man zugestehen müssen) wird die philologische Tüchtigkeit noch nicht erworben; aber wohl wird sie durch dieselben gelenkt und geklärt und dadurch auch erhöht. Die grössten Philologen haben sich um solche begriffliche Bestimmungen bemüht, und zwar, was wohl bemerkenswerth ist, namentlich dann, wenn sie gefürchteten oder schon erwachten Widerspruch zu dämpfen suchten, wie z. B. Lachmann in seiner Praefatio ad N. T. (und wer wird Lachmann philosophisch dialektischer Gelüste zeihen?), oder wenn sie Lobreden auf verstorbene Meister hielten, deren Werth sie messen wollten. Gerade so werden auch die strengen Formen der Logik bei Angriffen und bei Vertheidigungen, kurz da, wo man die grösste Sicherheit und Unwidersprechlichkeit erstrebt, mit Vorliebe in Anwendung gebracht.

Hieran knüpft sich aber ein noch umfassenderer Gesichtspunkt. Wenn man so oft den philosophischen Bemühungen die Unbeständigkeit ihrer Ergebnisse als besonders klaren Beweis ihrer principiellen und darum ausnahmslosen Ungesundheit vorgeworfen hat, so wird gerade aus unserem Falle klar, dass sich in dem vermeintlichen Wechsel und Umschlagen der philosophischen Principien nur der Fortschritt der menschlichen Entwicklung abspiegelt; denn in den verschiedenen Definitionen der Philologie liegt die ganze Geschichte der Philologie nach ihren Grundzügen angedeutet.

Die Methodologie der Philologie nun insbesondere kann nichts anderes sein, als die möglich schärfste und vollständigste Analyse der philologischen Operationen, welche unsere besten Philologen geübt haben. Ob eine solche Disciplin, die Analyse des philologischen Geistes in seiner Thätigkeit, noch abgesehen von ihrem Nutzen, rein an sich allgemein wichtig und wissenschaftlich anziehend ist, das darf der nicht fragen, dem kein Zweifel besteht, dass es Aufgabe der Wissenschaft ist, jeden Wurm und jeden Pilz zu analysiren, und das wird auch der nicht fragen, der es für unzweifelhafte Aufgabe hält, jedes anakreontische Liedchen und jede Schand-Inschrift von Pompeji zu analysiren.

Wer nun jemals ernstlich an die Bearbeitung der Methodologie der Philologie gegangen ist, wird wohl eben so wie ich das Ziel dieser Disciplin bis zur Verzweiflung schwierig gefunden haben; denn nicht nur erscheinen die Momente, welche in den philologischen Operationen wirksam sind, nicht so gering an Anzahl, sondern sie sind auch so innig in einander geschlungen, dass sie nur sehr schwer dem Blicke Stand halten, der sie isoliren und jedes in seiner besonderen Natur erfassen möchte, um ihr Zusammen-

wirken zu begreifen. Daher ist mir auch das mühselige Ringen, das sich bei Schleiermacher zeigt, der doch auf beiden Gebieten, auf dem der Philosophie wie auf dem der Philologie, eine erste Stelle einnimmt, nur zu erklärlich.

Die Ansicht, die ich Ihnen hier vorzutragen die Ehre habe, ist mir aus der Prüfung von Ast, Schleiermacher und Böckh erwachsen. In kurzer Zeit wird Böckhs Encyclopädie und Methodologie der Philologie erscheinen. Durch die Güte des Herausgebers, des Herrn Prof. Bratuscheck, und der Teubner'schen Verlagshandlung besitze ich die Aushängebogen des Buches bis auf den geringen Theil, der heute noch fehlt. Ueber dieses Grundwerk eines Philologen aus dem Geschlechte der Scaliger ein dürres oder auch in Lobeserhebungen sich ergehendes Urtheil auszusprechen schiene mir nicht angemessen. Ich muss aber auch die Gewohnheit, meine Ansichten so darzulegen, wie sie mir aus der Kritik hervorgegangen sind, an dieser Stelle fallen lassen. Denn in solcher kritischen Darstellungsweise glaube ich zwar erstlich meine Dankbarkeit gegen hervorragende Männer am geeignetsten kund zu geben und zweitens die eigentlichen Motive meines Denkens und die Berechtigung meiner Ansicht dem prüfenden Hörer und Leser so am deutlichsten vorzulegen; aber die blossе Charakterisirung des Böckh'schen Werkes, ja auch nur die kritische Vorführung seiner Ansicht über die Interpretation würde die mir zugemessene Zeit überschreiten. Gehen wir also unmittelbar an unsre Aufgabe.

Philologie ohne Interpretation scheint kaum möglich; mit ihr ist sie ohne weiteres gegeben. So lange wir nur die stummen Erzeugnisse eines Volkes betrachten, so lange z. B. nur die Bauwerke, die Steinbilder, die Malereien, die Geräthschaften der Aegypter oder der Babylonier und Assyrer angeschaut wurden, so lange waren auch jene Völker nur Gegenstand der Anthropologie und Ethnologie, der politischen und der Kunstgeschichte, aber noch nicht der Philologie. Erst seitdem man angefangen hat, die Hieroglyphen, die Keilinschriften zu interpretiren, gibt es eine ägyptische, eine babylonisch-assyrische Philologie. Indem wir das Schriftzeichen beleben, den Sprachlaut wieder erwecken, die verklungene Rede wieder begeistern, gewinnen auch die stummen Zeugen des verschollenen Volkslebens ihren λόγος wieder. So schafft die neu gelungene Interpretation ein neues philologisches Gebiet.

Demgemäss können wir uns auch den classischen Philologen in der Zeit des Wiedererwachens vorstellen, wie ihm zunächst nur eine Menge von Schriftwerken vorlag, die er zu interpretiren hatte. Interpretation war also die erste philologische Function und anfänglich auch die einzige.

Die Kritik gesellte sich bald dazu. Wie man aber auch das Wesen der Kritik bestimmen mag, immer wird sie sei es in Begleitung, sei es in Vorbereitung der Interpretation erscheinen. Wie grosse Genialität der Kritiker auch bethätigen mag, wie schwierig die von ihm überwundenen Hindernisse, wie überraschend und staunenswerth seine Leistungen sein mögen, immer bleibt die Kritik ihrem Begriffe nach im Dienste der Interpretation. Ferner ist leicht zu bemerken, wie die Interpretation ihre Begründung in der Sache, nämlich in der Natur der geschichtlichen Entwicklung der Völker findet, und wir können uns die Geschichte der Menschheit, den Begriff der Humanität nicht denken ohne diese wissenschaftliche Function. Die philologische Kritik dagegen hat ihre Nothwendigkeit nicht in der Natur der Sache, sondern in der Schwäche des Menschen, in der Unsicherheit der Tradition. Die Wichtigkeit der Erkenntniss, dass eine Schrift nicht von dem

durch die Ueberlieferung bezeichneten Verfasser, sondern von diesem oder jenem andern Schriftsteller rühre, oder dass an dieser Stelle einer Schrift nicht so wie überliefert gelesen werden dürfe, sondern so wie die Kritik das Ursprüngliche herstelle — die Wichtigkeit solcher Erkenntnisse kann nicht geleugnet werden; aber sie besteht bloss darin, dass nun erst richtig interpretirt werden kann.

Interpretation und Kritik erschöpfen aber die philologische Thätigkeit noch nicht. Denn wenn man auch nicht zugestehen will, dass die Philologie, wie Böckh sie nimmt (und ich stimme ihm bei), in dem weitesten Sinne als Geschichte des menschlichen Geistes schlechthin zu fassen sei, so würde doch die Behauptung, Interpretation und Kritik bilden die vollständige Thätigkeit des Philologen, nur dann zutreffend sein, wenn man den Begriff der Philologie dahin beschränken wollte, dass damit nur das verständnissvolle Lesen der Schriftwerke benannt würde. Dann wäre ja aber die Philologie vielleicht die Beschäftigung des εὐδαίμων, nur ohne Ergebniss, und also keine Wissenschaft. Sie hätte das werthvollste Object, an dem sie geübt wird, aber keinen Inhalt, den sie erzeugte. Eine Wissenschaft aber muss doch eigenthümliche Werke hervorbringen, die ihr einen Inhalt geben, in dem sie ihren Werth hat. Nehmen wir also die Philologie in dem engsten Sinne, der wenigstens möglich ist, ohne ihr den Charakter einer vollen Wissenschaft zu nehmen, so müssen wir zur Interpretation und Kritik als den philologischen Functionen wenigstens noch Grammatik und Litteraturgeschichte als die eigenthümlichen philologischen Werke hinzudenken. Dann aber erweisen sich jene beiden Functionen augenblicklich als nicht ausreichend, um die Erzeugnisse der Philologie herzustellen. Wenigstens sehe ich nicht ein, wie die Wirkung und Leistungsfähigkeit der Interpretation und Kritik darüber hinausreichen solle, dass man ein Werk der classischen Litteratur nach dem andern liest, dass man womöglich auf's tiefste in jedes Werk eindringt — Grammatik und Litteraturgeschichte wird dadurch nicht geschaffen. Ohne diese Disciplinen ist aber die Interpretation und Kritik sogar unmöglich; die philologische Beschäftigung als solche ist ohne die philologischen Werke undenkbar: welche Function erzeugt also diese Werke? Sicher ist freilich auch, dass Grammatik und Litteraturgeschichte nicht ohne Interpretation und Kritik geschaffen werden können; nur werden sie nicht lediglich aus diesen Functionen erwachsen.

Halten wir also fest, dass Functionen und Werke der Philologen sich einander bedingen, so scheint mir, müsse noch eine besondere, dritte philologische Function angenommen werden, durch welche die philologischen Werke, Grammatik und Litteraturgeschichte, und welche Disciplinen man sonst noch zur Philologie in ihrem weiteren Sinne zählen mag, erst geschaffen, aus Bausteinen, welche durch Interpretation und Kritik gewonnen sind, errichtet werden. Und diese Function mag Construction heissen.

So hätten wir durch eine, wie ich meine, eben so einfache als einleuchtende Betrachtung den Satz gewonnen: dass die Methodenlehre der Philologie drei Abschnitte habe: Methode der Interpretation, Methode der Kritik, Methode der Construction der philologischen Disciplinen.

Für unsern gegenwärtigen Zweck aber, die Richtungen, und also die Formen und Weisen, also kurz die Arten der Interpretation zu bestimmen, ist dieser Satz insofern wichtig, als wir uns nun davor zu hüten haben werden, der Interpretation eine Aufgabe zu stellen, welche sie nicht lösen kann, welche vielmehr der Construction obliegt. Um

dieser Verwirrung zu entgehen, begrenzen wir die Wirksamkeit der Interpretation dahin, dass ihr Object allemal nur ein Redewerk ist, während die Gesammtheit von Werken oder ein Complex homogener Werke, als ein solcher in sich geschlossener Kreis, der Construction anheimfällt. Die Interpretation geht nicht über das einzelne Werk hinaus. Sie mag dabei Rücksicht nehmen auf andre Werke und Kreise von Werken, wie überhaupt die Construction von ihr vorausgesetzt wird: es lässt sich keine Schrift interpretiren, wenn man nicht beachtet, in welchen Kreis sie gehört; aber die Bildung dieses Kreises ist Sache der Construction. Man darf z. B. nie vergessen, dass man ein Drama oder ein Epos interpretirt, den Aeschylus oder Sophokles; aber der Kreis von Dramen oder von Epen, der Charakter dieses oder jenes Dichters wird durch die Construction gestaltet.

Ist hiermit das Object der Interpretation bestimmt, so sagen wir weiter: ihr Ziel ist Verstehen; den Weg aber zum Verständniss, oder die Operation, durch welche das Verständniss erwirkt wird, nennen wir Interpretation oder Deutung. Wir interpretiren oder deuten, um zu verstehen. Verständniss ist zunächst das Ziel; ist dieses Ziel erreicht, so ist das Verständniss ein Ergebniss geworden, unser erworbener Besitz; Deutung ist die Thätigkeit, durch welche wir uns in den Besitz des Verständnisses setzen.

Verstehen schlechthin ist allgemein menschlich, wie sprechen und mittheilen; Verständniss schlechthin ist ein mit dem Begriffe der Sprache nothwendig gesetzter Wechselbegriff. In jedem Augenblicke wird innerhalb der Menschheit unzählig vieles verstanden, sowohl einfache Natur- und Bedürfnissrede, Noth- und Umgangssprache, als die künstlerische Rede eines Gedichts oder eines Volksvertreters. — Von diesem gemeinen Verstehen unterscheidet sich das philologische vor allem durch die künstliche Herbeiführung aller der Bedingungen, unter denen allein das Verständniss möglich ist. Dies muss ein wenig entwickelt werden.

Das gemeine Verstehen geschieht unmittelbar und ist lediglich in dem psychologischen Prozesse enthalten, dass gehörte Sprachlaute oder gesehene Schriftzeichen im Hörenden oder Lesenden dieselben Gedanken erregen, durch welche sie im Sprechenden oder Schreibenden veranlasst waren. Dieser Process mag gar nicht einfach sein, und ihn zu erklären mag die Psychologie immerhin viel Mühe haben; aber er ist mit dem Leben schlechthin gegeben: wer vollsinnig und gesunden Geistes ist und in menschlicher Gesellschaft lebt, der versteht auch. Das gemeine Verständniss ist freilich nicht bedingungslos; aber die Bedingungen sind unmittelbar durch die menschliche Organisation und das gesellige Leben gegeben. Die Formel für solches Verständniss kann darum einfach angesetzt werden: ein Gedankeninhalt  $P$  veranlasst im Redenden eine Lautreihe  $L$ , und diese Lautreihe  $L$  erregt im Hörenden wiederum jenen Gedankeninhalt  $P$ . Also  $P = L$  und  $L = P$ .

Anders das philologische Verstehen. Hier müssen die nicht unmittelbar gegebenen Bedingungen des Verständnisses künstlich herbeigeschafft werden; es ist ein vermitteltes Verstehen. Das gemeine unmittelbare Verstehen ist ein Ereigniss; das philologisch vermittelte ist eine That. Dem Philologen ist streng genommen zunächst nur ein Laut gegeben, und der Geist, der ihn geäussert hat, ist unbekannt; also  $x = L$  und folglich  $L = x$ . Vorausgesetzt wird nun, dass  $x$  ein Moment  $P$  im Geiste des Philologen sei, wie es in dem des Autors war, oder dass es wenigstens im Geiste des Philologen ein solches Moment  $P$  werden könne; und darauf wird die Forderung gegründet, der Philo-

loge solle dem  $x$  das  $P$  substituiren. Das ist eine Rechnung, eine freie wissenschaftliche Thätigkeit, eben Interpretation oder Deutung.

Diese Substitution des  $P$  statt des  $x$  ist nicht möglich durch eine Analyse des  $L$ , denn  $L$  ist eben nur  $x$ , ein Fragezeichen, eine Null; sondern eine Synthesis, eine mehr oder weniger verzweigte, thut noth: das gesuchte  $P$  kann nur durch Vergleichung und Deduction gefunden werden. Daher ergibt sich aus dem ersten, eben dargelegten Unterschied zwischen gemeinem und philologischem Verstehen, der in der Vermittlung liegt, sogleich der andere, dass das gemeine Verstehen nur die einzelne Mittheilung erfasst, das philologische dagegen das Mitgetheilte als ein Einzelnes in seinem allseitigen Zusammenhange mit den allgemeinen Mächten, welche das Bewusstsein constituiren, wissenschaftlich erkennt. Es wird z. B. ein Wort nur dann philologisch verstanden, wenn es auf einen Stamm zurückgeführt wird, der das Allgemeine zu unzähligen einzelnen Wörtern bildet, und auf eine grammatische Bildungsweise, welche in noch höherem Sinne das Allgemeine bildet, in welchem die gegebene Wortform entstanden ist. Darin liegt eben zunächst die Vermittlung des philologischen Verstehens, dass das einzelne gehörte oder gelesene Wort auf Stamm und Formungsregel zurückgeführt wird.

So ergibt sich aber auch ohne weiteres noch ein dritter Unterschied. Indem der Philologe bemüht ist, sich die Bedingungen zum Verständniss künstlich herbeizuschaffen, kann er nur dadurch zum Ziele gelangen, dass er sich die Bedingungen klar macht, unter denen sowohl das  $P$  als auch das  $L$ , der Gedankeninhalt und die Sprachform, im Bewusstsein des Redenden erzeugt sind. Das liegt im Wesen des Verstehens. Soll im Bewusstsein des Philologen die Gleichung  $L = P$  entstehen, so ist dies streng genommen nur dadurch möglich, dass er die primitivere Gleichung  $P = L$  herstellt, d. h. den Process, der im Geiste des Autors stattgefunden hat, in seinem Geiste wiederholt.

Aus diesen Unterschieden wird weiter klar, dass im philologischen Verstehen weit mehr liegt als im gemeinen; während nämlich dieses bloss das enthält, was eben in der Mittheilung lag, trägt der Philologe in sein Verständniss nicht nur den mitgetheilten Inhalt hinein, sondern er hat daneben zugleich die ganze Erkenntniss, die er durch seine Synthesen gewonnen hat. Sein Verständniss ist eine mehr oder weniger reiche deductive Erkenntniss. — Aus gleichem Grunde aber liegt im philologischen, im erkennenden Verstehen auch mehr als in der Rede an sich, und der Philologe versteht den Redner und Dichter besser als dieser sich selbst und besser als ihn die Zeitgenossen schlechthin verstanden haben: denn er macht klar bewusst, was in jenem nur unmittelbar und thatsächlich vorlag.

Soviel über Interpretation überhaupt. Kommen wir nun zu ihren verschiedenen Formen oder Richtungen.

Die Kenntniss der Schrift vorausgesetzt, ist dasjenige, was für den Philologen als Gegebenes gilt, eine Reihe von Lauten. Diese aber haben einen Sinn; sie deuten auf Geist. Den Sinn aufdecken, auf den der Laut deutet, heisst den Laut deuten. Man muss also nicht fragen, was gedeutet werde, der Laut oder der Sinn? Sie werden mit einem Schlage beide gedeutet, indem der Sinn zum Laute gefunden wird.

Die Interpretation beginnt also damit, den Sinn des Wortes, weiter den des Satzes und dann die Verbindung der Sätze zu bestimmen: und so ist die erste Form der Interpretation, welche die Grundlage für alle weitere philologische Operation bietet, die

grammatische Interpretation. So heisst sie, weil sie den geschriebenen Sprachlaut deutet, d. h. den Sinn der Rede entziffert, insoweit er im Worte an sich liegt, in den Sprachelementen.

Der Sinn liegt aber in der That nur zum Theil im Worte an sich. Wir verschweigen beim Reden sehr viel, und zwar sehr Wesentliches, was doch hinzugedacht werden muss, wenn es verstanden werden soll. Wir sprechen immer aus bestimmten Lagen und Verhältnissen, äusseren und inneren, heraus, und erst durch die Beziehung des Gesagten auf diese realen Verhältnisse erhält die Rede ihren concreten Sinn. Das an sich immer nur abstracte Wort wird erst dadurch erfüllt, dass es auf die concreten Anschauungen und Begriffe von Dingen und Sachen bezogen oder gedeutet wird. Jede Mittheilung ist eine Hindeutung des Redenden auf gewisse Punkte der körperlichen oder geistigen Umgebung, von welcher Hindeutung das Wort nur einen abstracten Theil enthält. Die Kenntniss der natürlichen und menschlichen Lebensverhältnisse, in denen der Redner und ebenso der zeitgenössische unmittelbare Hörer athmet und denkt und fühlt, muss vom Philologen künstlich zum Verständniss herangebracht werden. Denn nur insofern sie mittelbar oder unmittelbar vorhanden ist, kann das Verständniss gelingen; und wo sie fehlt, muss Missverständniss eintreten. Dies kann durch philologische Fehler, aber auch ebensowohl durch manche Anekdote aus dem Leben verdeutlicht werden. Ich erinnere der Kürze halber nur an den Soldatenburschen, von dem Reuter erzählt: er sollte die Besuchsfahrt seines Officiers neben dem Kutscher mitmachen und bei den betreffenden Herrschaften die Karten abgeben. Er hatte dazu bei der Abfahrt den Befehl erhalten, die Karten einzustecken. Diesem Befehle kam der Bursche pünktlich nach und reichte bei den Besuchen den Herrschaften bald die grüne Dame, bald Schellensieben u. s. w. ab. Wer dem armen Burschen die wirkliche Aufklärung hätte geben wollen, hätte ihm zu den Worten seines Officiers, deren grammatisches Verständniss er hatte, eine Sacherklärung, die *interpretatio rerum*, geben müssen.

Bei dieser zweiten, der sachlichen Interpretation, erklärt man die Rede durch den gesammten Kreis von objectiven und subjectiven Elementen des Nationalgeistes, also aus den Anschauungen und Begriffen, aus den Vorstellungsweisen, Ansichten, Meinungen und Urtheilen, wie sie sich aus umgebenden Naturgegenständen und Naturverhältnissen und auch aus geschichtlichen Ereignissen, aus Einrichtungen und Sitten, Zuständen und Beschäftigungen im Volksgeiste gebildet haben. Solche Interpretation können die naivsten Schriftsteller am wenigsten entbehren, z. B. Homer. Ohne homerische Alterthümer, homerische Theologie und Ethik wird Ilias und Odyssee nicht verstanden. Ueber „guten Morgen“ mag die grammatische Interpretation viel zu sagen wissen — dies Wort bliebe unverstanden, wenn nicht die sachliche Interpretation lehrte, dass es nach üblicher Sitte eine Grussformel ist. Die reflectirteren Autoren aber wimmeln von absichtlichen Anspielungen auf Personen, Ereignisse, Denkweisen; sie bedienen sich vielfach der Termini und der Schlagwörter. Das ganze Werk verdankt seine Entstehung oft einer geschichtlichen oder gerichtlichen Veranlassung, einem Ereignisse oder einer Sitte: dies alles muss man kennen, um ein Werk zu verstehen.

Die *Interpretatio rerum* soll nicht antiquarische und historische Kenntnisse entwickeln und darstellen: denn das ist Aufgabe der Construction; aber sie hat aus der gewonnenen Kenntniss des Lebens der antiken Völker die vorliegende Stelle eines Schrift-

werks zu deuten: gerade wie die *Interpretatio verborum* nicht Etymologie und Grammatik construiren, sondern aus diesen und aus dem Sprachgebrauch den Sinn des vorliegenden Wortes und Satzes finden soll.

Die grammatische Interpretation wird durch die sachliche ergänzt; sie bedarf aber einer weitem Ergänzung. Sie erklärt das Wort und dessen syntaktische Fügung aus dem allgemeinen Sprachbewusstsein des Volkes, und sie sucht auch den Zusammenhang der Sätze auf; aber das kann sie doch nur, insoweit die Sätze durch Conjunctionen und sprachliche Mittel überhaupt verbunden sind. Sie muss auch ohne solche sprachliche Stützen den Zusammenhang erfassen, weil sie sonst den Sinn der Sätze an sich und der einzelnen Worte nicht finden könnte. Abgeschlossen aber wird diese Bemühung, die sich auf das Ganze richtet, erst durch eine eigenthümliche Form der Interpretation, die stilistische. Wie die Grammatik durch die Stilistik ergänzt wird, so die grammatische durch die stilistische Interpretation. Ihr liegt es ob, den Grundgedanken, die Tendenz des Ganzen, die Einheit des Redewerks darzulegen, und wie sich der Hauptgedanke entweder wie ein rother Faden durch alle Einzelheiten hindurchzieht, oder wie er sich zerlegt und gliedert, sich entwickelt. Ihr Object ist also die Composition des Redewerkes. Wenn die grammatische Interpretation den Sinn in seinem Zusammenhange erfasst, so betrachtet die stilistische das Ganze in seiner Gliederung; jene mag inductiv heissen, dann wäre diese deductiv. Sie erst macht aus Tendenz und Composition jeden Gedanken und den Bau jedes Satzes, die Wortstellung und selbst die Anwendung gerade dieses einzelnen Wortes begreiflich. Sie erklärt auch die Wahl des Metrums oder des Rhythmus.

So haben wir drei Interpretationsweisen gefunden. Man hat auch von einer logischen Interpretation gesprochen. Ich wüsste nicht, welche Aufgabe einer solchen nach der gegebenen Auffassung der grammatischen und der stilistischen Deutung noch zufallen könnte. Wollte man aber eine dieser beiden oder beide zusammengenommen logisch nennen, so wäre das wohl nicht richtig: denn nicht jeder Zusammenhang, wie sehr auch begründet, ist darum logisch, wie so oft in der Poesie.

Mit den drei besprochenen Interpretationsweisen aber deuten wir bloss das Vorliegende ohne jede über dasselbe hinausgehende Rücksicht; deuten es zwar nach seinem Inhalte und seiner Form, deuten es mit allem, was in und an ihm ist, aber lediglich aus drei allgemeinen geistigen Mächten, nämlich aus dem nationalen Sprachgeist, aus dem nationalen praktischen und theoretischen Leben und, was für die Darstellung besonders zu erwägen ist, aus den nationalen Kunstformen, ohne jedoch etwaige besondere Modificationen zu beachten. Auch dies aber ist für das volle und treue Verständniss unentbehrlich. Um eine Rede wahrhaft und vollkommen zu verstehen, muss man auch beachten, wer da spricht: denn *duo cum dicunt idem, non est idem*. Das Redewerk verlangt also nach jenen drei Interpretationen aus dem allgemeinen Geiste oder dem Gemeingeiste viertens auch eine individuelle Interpretation, d. h. Deutung aus der Eigenthümlichkeit des Schriftstellers. Der Grundgedanke, der Zusammenhang der einzelnen Theile, der Fortgang der Gedanken wird oft nur verstanden, und selbst das einzelne Wort nur dann richtig erfasst, wenn die eigenthümliche Denk- und Darstellungsweise des Schriftstellers beachtet wird.

Demnach ist natürlich sowohl die grammatische als auch die stilistische Interpretation von der individuellen häufig beeinflusst; diese dürfen das Wort nicht immer so



fassen, wie es im allgemeinen Volksbewusstsein liegt, sondern zuweilen so, wie der Schriftsteller es individuell gestempelt hat, und müssen beachten, wie die allgemein herrschende Compositionsform individuell umgestaltet ist. Darum aber versteht es sich auch von selbst, dass die individuelle Interpretationsweise gar nicht als eine für sich bestehende Art gedacht werden kann, dass sie nur die drei erst genannten Arten begleitet und modificirt, dass sie also immer nur als individuell-grammatisch oder individuell-stilistisch oder individuell-sachlich geübt werden kann. Ich sage: auch individuell-sachlich: denn wie der Sprachschatz nicht allen Individuen in gleichem Masse zu Gebote steht, so verfügt ja der Schriftsteller noch weniger über den ganzen Schatz von Anschauungen und Begriffen, von Kenntnissen und Urtheilen des Volksgeistes. Dies zu beachten ist namentlich für die Interpretation des Dramas wichtig, bei welchem eine doppelte Individualität zur Erscheinung kommen kann, in der des Dichters auch die der dramatischen Person. Der Charakter einer Rolle aber wird kaum so sehr durch das Wort als durch den Kreis seiner Anschauungen und seine Art, die Dinge anzuschauen, gezeichnet: denn die Anschauungsweise ist das primäre; das Wort ergibt sich erst aus dieser. Dies gilt aber ganz allgemein; wir verstehen die Rede des Demosthenes nicht ohne seine Stellung zu Philipp, und diese nicht ohne Kenntniss seines sittlichen Charakters, seiner Sympathien und Antipathien. Durch Lebensstellung und Charakter wird aber auch Stil und Wort bedingt.

Ja, auf diesem Gebiete, dem Gebiete, welches der sachlichen Interpretation anheimfällt, geschieht es sogar am leichtesten, dass sich ein Schriftsteller dem Geiste seines Volkes widersetzt, dass er sich einen Kreis von Gefühlen und Urtheilen individuell ausbildet, wie wenn z. B. ein Hellene kosmopolitische Ansichten hegt.

Nach dieser Rücksicht auf die Individualität des Autors dürfen wir eine andre nicht lange vermissen, welche in der Natur des philologischen Objects liegt. Der Geist ist geschichtlich, und so verbindet sich die historische Rücksicht mit den vorher genannten vier Formen der Interpretation als eine fünfte Interpretationsweise, die historische. Wir mögen aus dem Gemeingeiste oder einem individuellen Geiste sprachlich, sachlich oder stilistisch interpretiren, immer muss uns gegenwärtig sein: zu welcher Zeit, also unter welcher historischen Beschränkung ist dieser und jener Satz geschrieben? Das Wort und die syntaktische Fügung hatten nicht zu allen Zeiten die gleiche Bedeutung; die Sitten und nationalen Vorstellungsweisen, die politische und die sociale Lage, die Formen der privaten Beschäftigung und Lebenseinrichtung, die Masse, die Kriegführung, die Religion, die Wissenschaft und die Künste, also auch die stilistischen Formen, alles, alles ist dem historischen Wandel unterworfen, und auch das Individuum hat seine Entwicklung. Der junge Plato ist noch nicht der alte; der alte ist nicht mehr der junge. Ja, noch mehr, die ganze Erscheinungsweise von Individualitäten, ich meine diese Weise oder Lebensform des allgemeinen Geistes, sich im Auftreten individueller Geister zu betheiligen, hat eine Geschichte: denn nicht jedes Volk und nicht jede Zeit hat Raum für die Thätigkeit individueller Geister; und sind solche vorhanden, so hat die Individualität nicht überall und immer dieselbe Macht und Bedeutung. Athen und Rom, Athen und Sparta unterscheiden sich hier wesentlich.

Wir haben jetzt drei Interpretationsarten kennen gelernt: die grammatische, sachliche und stilistische, deren jede auf ein andres objectives Moment der Rede gerichtet ist;

und diese drei Arten oder Richtungen der Deutung werden sowohl mit Rücksicht auf die Individualität des Schriftstellers als mit Rücksicht auf die geschichtlichen Verhältnisse des Volkes und auch des Autors gepflegt. Mit all dem kommen wir nicht über die Auffassung des Gegebenen hinaus. Allerdings wird dieses Verstehen vollständig und ein erkennendes sein; kann aber wohl, dies wäre die Frage, der Philologe noch höher steigen? Die deutsche Philologie hat längst die Antwort hierauf gegeben, und zwar in bejahendem Sinne: der Philologe soll das erkennende Verstehen noch zum begreifenden vertiefen. Dies geschieht durch die causale Betrachtung des Redewerkes, welche eine sechste Interpretationsweise ergibt: die psychologische.

Das Redewerk soll nicht bloss aufgenommen und genossen, auch analytisch charakterisirt werden, sondern auch die Genesis desselben soll begriffen, der Schöpfungsact selbst als solcher, der innere Hergang, in welchem das Bild erwuchs, soll durch die psychologische Deutung verstanden werden. Es soll, nach einem Schleiermacherschen Ausdrucke, das Werk und jeder einzelne Gedanke und die Reihung und Verkettung der Gedanken desselben als „ein hervorbrechender Lebensmoment“ begriffen werden. Es gilt einen Blick in die geistige Werkstätte. Erst hierdurch wird erfüllt, dass nicht bloss  $L = P$ , sondern auch  $P = L$  gesetzt wird.

Die psychologische Interpretation setzt nicht nur voraus, dass die früher genannten Weisen ihr Amt schon bis auf einen hohen Grad vollzogen haben; sondern sie ist auch nur in Verbindung mit ihnen allen möglich. So erscheint sie zwar unselbständig; aber sie bringt erst alle zu ihrer vollen Feinheit. Sie soll in die Mechanik des schriftstellerischen Geistes eindringen, indem sie alle an der Schöpfung eines Werkes beteiligten praktischen wie theoretischen, materiellen wie formalen Momente, des Gemeingeistes wie des individuellen Geistes aufzählt, mögen sie in der Zeit des Autors herrschend oder ihm aus der Vergangenheit überliefert gewesen sein; und dann soll sie diese mannichfaltigen Momente in ihrer gegenseitigen Bewegung und in ihrem Zusammenarbeiten betrachten, wie sie sich stärken durch Harmonie, sich schwächen durch Widerspruch, sich zu vollster Klarheit und Macht heben durch den Gegensatz, in den sie sich stellen: wobei es von besonderer Wichtigkeit ist, zu beachten, ob der Autor in einer Zeit des Aufstrebens oder der Reife oder des Verfalls lebte. Das soll aber die psychologische Interpretation nur zum Behufe des bestmöglichen Verstehens: denn ich verstehe am besten, was und wie etwas ist, wenn ich begreife, warum es so ist. Eben darum hat sie keinen besonderen Ort ihres Wirkens; beim durchgebildeten Philologen ist sie allgegenwärtig, und wo immer er das Höchste leistet, sei es in irgend einer Art der Deutung, in irgend einer Construction philologischen Wissens oder in irgend einer Form der Kritik: immer ist sie es, welche dem Unternehmen den eminent wissenschaftlichen Charakter verleiht.

In welchem Masse ein Autor den Schatz der nationalen Sprache an Wörtern und Fügungen beherrschte, muss doch wohl der Philolog erforschen. Leistet er dies in der individuellen Interpretation? Ich meine, er leiste dies allerdings, aber nur dann, wenn sich zur individuellen die psychologische Interpretation fügt. Denn zunächst wird nur erkannt, wie viel Wörter und Fügungen ein Autor vielleicht verwendet, und wie viele er liegen lässt, wie viele er dagegen neu schafft. So weit reicht die einfache Observation. Sie mag noch weiter beachten, wie scharf begrenzt oder wie überschwankend oder auch zu eng der Ausdruck ist, wie fein die Synonyma unterschieden sind. Aber die Observation

muss doch wohl psychologisch werden, wenn weiter gefragt wird, warum hat er neue Wörter gebildet, alten Wörtern neue Bedeutungen gegeben? Entbehrte die nationale Sprache des Ausdrucks für des Autors neuen Gedanken? Wenn dies, warum griff er zu seiner Befriedigung gerade nach diesen Mitteln? wenn aber nicht, welchen Werth haben seine Neuschöpfungen? Um dies zu bestimmen, muss erwogen werden, wie sich des Verfassers Gedankenreichthum zum nationalen Sprachschatz verhielt. War er so reich an Begriffen? und waren diese so neu? und sind seine neuen Gebilde dem nationalen Geiste angemessen? Erst nach alle dem lässt sich sagen, wie er die Sprache beherrscht habe. — Dieselben und ähnliche Fragen kehren wieder in Bezug auf die Darstellung, die Composition. Beherrschte ein Autor die Formen der litterarischen Gattung, in der er schrieb? schreitet er in den gewohnten Geleisen einher, oder hat er sich neue Bahnen geebnet? Hat er neue Stoffe zur Bearbeitung ergriffen, und inwiefern hat er dabei den nationalen Gesichtskreis erschöpft oder gar erweitert? Wie verhält sich die Welt- und Lebensanschauung, die er bekundet, zur nationalen? Ist dies beantwortet, so handelt es sich weiter darum, seine Stärke und seine Schwäche aus dem Blicke des Autors zu erklären, aus der Weite und dem Umfang, aus der Schärfe und Eindringlichkeit oder Stumpfheit und Oberflächlichkeit des Blickes und aus der Eigenthümlichkeit des überblickten Kreises von Objecten, d. h. aus der Richtung des Blickes, ob er mehr in das eigene Innere oder nach aussen, mehr auf Menschen oder mehr auf Sachen, mehr auf Charaktere und Thaten oder auf Ereignisse und Schicksale gelenkt war. Daraus lässt sich dann Inhalt und Form seiner Erkenntnisse und Beurtheilungen, lassen sich seine Sympathien und Antipathien begreifen, lässt sich begreifen, welche Einflüsse ihm befruchtend zuströmen, und welche an ihm unbeachtet und erfolglos vorbeirauschen oder von ihm abprallen mussten. Nicht immer besteht ja zwischen den Momenten, welche das Individuum und sein Werk constituiren, diejenige Harmonie, welche wahrhaft Classisches, Vollendetes hervorbringt; sehr oft sind Auffassungsfähigkeit und Gestaltungskraft nicht in günstigem Verhältniss, und eben so oft stehen Object, Tendenz, Stilform, Nationalsprache, Metrum unter sich oder mit dem geistigen Charakter des Autors in Discrepanz. Dadurch entstehen Hemmungen und Schädigungen des auszuführenden Werkes, wie andererseits durch den Einklang wesentliche Förderungen und Bereicherungen herbeigeführt werden. So begreift sich denn auch hier die Leichtigkeit des Fortgangs, die sachgemässe Entwicklung, voll Grazie im Vorschreiten, dort die Abgerissenheit, das Ringen mit Inhalt oder Form oder beidem; hier die Objectivität, d. h. das Aufgehen der Persönlichkeit in der Sache, dort die Subjectivität. Da zeigt sich denn auch die Macht der Gemüthsstimmung, etwa die Ironie, in welcher der eine mit der Sache, der andere mit seiner Person spielt; die Heiterkeit und die Schwermuth, die Milde und die Bitterkeit; das Einschmeicheln, womit der Leser geführt wird, ohne es zu merken, oder das gewaltige Ergreifen, von dem er unwiderstehlich hingerissen wird. Das Gemüth erklärt den Stil; aber es verlangt auch selbst eine Erklärung: das muss doch wohl psychologische Deutung heissen.

Nur noch ein ganz allgemeiner Punkt mag erwähnt werden. Im Bewusstsein jedes Autors kann die zweckmässige Composition leicht in Widerstreit gerathen mit der rein mechanisch-zufälligen Association, unter deren Mechanismus der Geist immer bleibt: dies ist der Kampf der Freiheit des Geistes mit seiner Unfreiheit. Der Reflexion, welche Gedanken sucht, sich aber dabei in bestimmter Richtung bewegt, und dabei auch der

Logik folgen will, und dann auch noch innerhalb der Compositionsformen gebannt ist, fügt sich der seelische Mechanismus, in welchem Zufall und Gewohnheit eine solche Macht üben, nicht immer derartig, dass er ihr alles darböte, was sie braucht, und gerade nur das, ohne Beimischung: wodurch sie von ihrer gewollten Richtung ganz abgelenkt werden kann.

Vielleicht zeigt sich hier am klarsten der Unterschied zwischen der psychologischen und den übrigen Interpretationsformen, nämlich wo sie in Widerstreit gerathen. Die stilistische und die individuelle Deutung fordern, dass man aus dem Grundgedanken den logischen Accent bestimme, den das Wort, der Satz und der Complex von Sätzen trägt, d. h. den Grad der Wichtigkeit, der jedem für das Ganze zukommt: was Haupt-, was Nebensache ist; was Ausschmückung und Beispiel, was wirkliche und eigentliche Darlegung. Wir würden aber hierbei durch die rein sachgemässe, logische Interpretation zuweilen in Verlegenheit gerathen. Wir sehen klar, wie ein grosser Geist auf diesen Satz fällt, und wie nebensächlich jener ist; im Bewusstsein des Autors aber hat sich das Verhältniss durch irgend einen mechanischen Einfluss verschoben. Das Nebensächliche hat eine Macht gewonnen, die ihm nicht zukommt, und dadurch ein wichtiger Satz seine Bedeutung verloren. So nimmt denn natürlich der Gedankengang eine Wendung, die nach einfacher Interpretation unverständlich wird, und die nur durch psychologische Deutung aufgeklärt wird.

So lehrt die psychologische Betrachtung begreifen, warum ein vielleicht sehr begabter Dichter den Kranz in diesem Falle, aber nicht in jenem erreicht hat. Indem wir aber so die Genesis des Werkes begreifen, verstehen wir erst den Schriftsteller auch genetisch und erst damit vollständig. Allerdings muss sich der Philologe auch zuweilen auf die geistige Pathologie verstehen.

Nach dieser Darlegung der Interpretationsrichtungen wird wohl das vollkommen gerechtfertigt sein, was ich oben über das Verhältniss des philologischen Verstehens zum gemeinen bemerkt habe, und inwiefern in jenem unendlich mehr liegt als in diesem. Das Wichtigste aber scheint mir nun Folgendes zu sein. Das gemeine Verstehen kann richtig sein: so nennen wir es, wenn es die Meinung des Redenden erfasst. Niemals aber kann das gemeine Verständniss wahr heissen. Denn wenn auch eine Wahrheit mitgetheilt wird, so kann auch sie nur richtig verstanden werden; und das Unwahre wird genau eben so richtig verstanden. — Das philologische Verständniss dagegen erhebt sich von der einfachen Auffassung eines Mitgetheilten zur Erkenntniss und zum Begreifen einer geistigen Thatsache. Solch ein genetisches Begreifen einer Rede kann an sich, ohne Rücksicht auf den Werth der verstandenen Rede, wahr und tief, kann eine erhebende Erkenntniss sein, gerade so wie der Werth einer naturwissenschaftlichen Erkenntniss unabhängig ist von dem Werthe des erkannten Wesens. Das philologische Verständniss hat, noch abgesehen von seinem Object, auch an sich einen werthvollen Inhalt. Wo der Philologe seine Aufgabe völlig gelöst hat, da ist sein Verständniss nicht nur kein blosses Ereigniss, und nicht nur eine That; sondern da ist es eine Schöpfung. (Bravo.)

Präsident Usener: Mit Rücksicht auf die vorgerückte Zeit schlage ich vor, von einer Discussion über den Vortrag abzusehen, damit es möglich bleibt, auch die anderen auf der Tagesordnung stehenden Vorträge zu hören. (Die Versammlung stimmt zu.) Ich ertheile jetzt Herrn Prof. v. Wilamowitz-Möllendorff das Wort.

Prof. Dr. v. Wilamowitz-Möllendorff (Greifswald) führt in seiner Rede „Ueber die Entstehung der griechischen Schriftsprachen“ etwa Folgendes aus:\*)

Die Anschauungen, welche ich in Betreff der Fragen, wann, wo und wie sind die griechischen Schriftsprachen entstanden, vortragen werde, mögen wohl Manchem neu und befremdlich erscheinen; gleichwohl meine ich nicht neue Gedanken auszusprechen. Ich will vielmehr die Quellen nennen, die Jedem offen stehen, aus denen nur nicht Jeder schöpfen mag: ich kann allerhöchstens das Verdienst beanspruchen, hie und da eine angesponnenen Gedanken zu Ende gedacht zu haben und natürlich überall auf das urkundliche Beweismaterial zurückgegangen zu sein. Dass wir die Frage nach der Entstehung der griechischen Schriftsprachen überhaupt stellen, verdanken wir einem ganz ausgezeichneten und viel zu wenig berücksichtigten Vortrage von H. L. Ahrens auf der Göttinger Philologenversammlung (über die Mischung der Dialekte in der griechischen Lyrik. Verhandlungen Bd. XIII). Ahrens zuerst hat die Sprache jedes einzelnen Lyrikers, jeder einzelnen Gattung der Lyrik darauf hin untersucht, in wie weit sie den heimischen, in wie weit sie überhaupt einen Dialekt zeigen, der je irgendwo gesprochen worden; fast überall musste die Antwort verneinend ausfallen. Dies war der richtige Anfang; allein einmal waren nur die Sprachen etwa zweier Jahrhunderte, des siebenten und sechsten vor Christo untersucht, während das Leben der griechischen Sprache dieselben Erscheinungen mindestens durch ein Jahrtausend zeigt. Sodann erfordern heute Ahrens' Resultate mannigfache Berichtigung, nicht durch seine Schuld (im Gegentheil, es ist bewundernswerth, wie sicheren Takt er bewiesen hat), vielmehr lediglich wegen der Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit des Materials, mit dem er arbeiten musste. Das Material mit der schärfsten Methode gesichtet und die folgenschweren Schlüsse, die sich daraus unmittelbar ergeben, gezogen zu haben, ist das Verdienst meines hochverehrten Lehrers A. Kirchhoff. Was sich aus einer Combination seiner verschiedentlich über einzelne Punkte geäußerten Ansichten ergibt, habe ich als eine zweite Quelle der Darstellung zu bezeichnen, welche ich im Folgenden gebe, ohne alte und neue Kunde zu scheiden, geschweige denn zu polemisieren.

Kirchhoff hat uns vor allem eins gelehrt, nur zu vertrauen auf die gleichzeitigen Steinschriften, wenn es gilt die wirklich gesprochene Rede kennen zu lernen. Viel tiefer als man ahnen konnte, hat die sonst so vielfach rühmenswerthe grammatische Behandlung im Alterthum hineingeschnitten in das Fleisch der ächten Sprache, und die Gedichte des Alkman und der Korinna, ja ganze Litteraturgattungen, wie die ionische Prosa, liegen uns nur in dem modernisirten oder noch schlimmer archaisirten Gewande vor, das ihnen zum geringeren Theile die Schreiber, zum grösseren die antiken Philologen überzuwerfen für gut befunden haben.

Man redet so viel von einer griechischen Sprache; ob es die überhaupt gegeben hat, will ich hier nicht untersuchen, jedenfalls doch wohl nicht eher, als es ein griechisches Volk gab. Und zur Erkenntniss davon sind die Griechen erst verhältnissmässig spät gekommen, zum mindesten später als es griechische Staaten, griechische Sprachen und griechische Litteraturen gab. In Kleinasien, wo Aeoler, Ionier, Dorer neben einander sassen,

---

\*) Der Vortrag ist von Prof. Wilamowitz nachträglich aus dem Gedächtniss niedergeschrieben worden, doch bemerkt er dazu: „Da ich frei gesprochen und mir nur ein dürftiges Stenogramm vorliegt, so kann das Folgende nur auf bedingte Wahrheit, *отов дн рѣворго*, Anspruch machen.“

ist die Genealogie von Hellen und seinen Söhnen erdacht und geglaubt worden; auf dem Festlande hatte sie keinen Sinn. Aber wie jung sie ist, zeigt sie recht dadurch, dass sie eben erst in Asien entstanden ist; und das Gedicht, in welchem sie zuerst auftritt (die hesiodischen Eöen), ist entstanden, ich weiss freilich nicht wann, aber sicherlich erst als das ionische Epos schon im Verblühen war. Die Ionier also hatten schon Sprache und Litteratur, ehe sie sich als Griechen kannten. Redeten nun ihre Dichter in ihrer Sprache? Nicht im entferntesten. Vielmehr gibt es nur eine kleine Landschaft, wo sich der Prozess der Bildung einer Schriftsprache ganz organisch vollzogen hat, wo die Dichter einmal begonnen und dann fortgefahren haben zu singen wie sie auch redeten. Es ist die Aeolis, Lesbos und sein asiatisches Colonialland, das Land, wo die Nachkommen Agamemnons auf dem Throne von Mytilene und Kyme sassen, das Volk, das um die Ebne des Skamandros und die Burgen der Dardaner und Phryger am Ida schwere Kämpfe schlug. Die Thatsache, dass das Ionische der homerischen Gesänge durchsetzt ist mit Aeolismen, und je älter die Bestandtheile sind, desto stärker, die Thatsache, dass der Dichter der Theogonie und der Erga, Hesiodos, aus Kyme stammt, und dass sich dem entsprechend zwar nirgend ein Boeotismus dagegen massenhafte Aeolismen bei ihm finden, die Thatsache, dass die ältesten ionischen Gesänge nicht ionischen, sondern aeolischen Helden gelten und nicht auf ionischem, sondern auf aeolischem Boden spielen, hat mit Nothwendigkeit zu der folgenschweren Annahme geführt, die man eine Vermuthung eigentlich gar nicht nennen darf, dass das Epos aus Lesbos stammt. Als der ionische Stamm mächtiger wird und von Chios und Kolophon hinübergreift, Erythrai in einer Zeit, von der keine historische Kunde vorliegt, Smyrna in historischer Zeit erobert, da erobert er auch das Epos. Allein so lang es bestand, in Formen wie  $\alpha\upsilon\epsilon\rho\upsilon\alpha\varsigma \alpha\mu\upsilon\mu\omega\nu \epsilon\upsilon\alpha\delta\epsilon\nu$  und wie vielem Gleichen hat es seines Ursprunges Zeugniß bewahrt. Seine Sprache ist nirgend geredet worden; es ist die erste Kunstsprache der Griechen, und nachdem sie einmal geschaffen ist, bedient man sich ihrer in Cypern und in Troizen, in Rhodos wie selbst in Mytilene. Aus dem Epos stammt, und im Epischen, nur leise durch den Ortsdialekt wider Willen der Dichter beeinflusst, hält sich die Elegie, und so gilt auch für sie das Gleiche. Dieselbe Kunstsprache wendet der Ionier Mimnermos, der Athener Solon, der Megarer Theognis, der Lakone Tyrtaios an. Dagegen folgt die andere Gattung recitativer und nur uneigentlich so genannter Lyrik, der Iambus, mehr dem Ortsidiom, so weit man das bei einer auf die Ionier beschränkten Gattung sagen kann: denn wenigstens die einschneidendsten Unterschiede der ionischen Mundarten sind ausgeglichen. Die elegisch-iambische Poesie ist nie untergegangen, sie bildet schliesslich die Grundlage der sg. alexandrinischen Dichtung. — Doch das sind Probleme, zum Streifen zu schwierig, zum Lösen zu langwierig. Nur auf eins möchte ich bei der Elegie hinweisen. In ununterbrochener Reihe sehen wir sie und den Iambus (nie ein nicht recitatives Mass) angewandt auf den Grabsteinen seit dem Anfange des sechsten Jahrhunderts. Hier ist es äusserst bezeichnend, wie zuerst überall die Volkssprache allein gilt, wie, als das Volk gebildeter wird, homerische Reminiscenzen, hie und da auch aus andern Dichtern, in Attika z. B. aus Anakreon, auftreten: erst um die Neige des vierten Jahrhunderts aber dringt jener eigentlich elegische Dialekt, die Kunstsprache, auch in die Schichten des Volkes, denen die Grabepigramme entstammen. Von da ab theilt das Epigramm der Steine die Geschichte der Kunstdichtung, für welche es der lauterste Zeuge bis in die römische Zeit bleibt.

Auch in der eigentlichen, der gesungenen Lyrik ist nur ein Idiom in alter Zeit zur Kunstsprache ausgebildet, und wieder ist es das aeolische. Wohl kennen wir nur aus dem Anfange des sechsten Jahrhunderts Dichter von Angesicht zu Angesicht. Aber wie damals der λέβιος ᾄοιδος πέροχος ἐν ἀλλοδαποις war, so erweist Sprache und Metrik des Alkman gleichermassen, dass mehr als 100 Jahre zuvor an dem Hauptsitze damaliger Bildung unter den Festlandshellenen, in Sparta, Aeoler die lakonische Lyrik gegründet hatten. Als die Eingebornen selbst Hand anlegten, entstand eine Kunstsprache vergleichbar der epischen. In beiden ist der lesbische Zusatz, dort geringer, hier stärker; die Masse namentlich des Vocabelschatzes gibt der einheimische Dialekt, dort der ionische der asiatischen Nordstädte, hier der lakonische. Allein es heisst vorsichtig sein; Alkmans Gedichte liegen in schmähhcher Entstellung vor, und originale Denkmäler gestatten eine scharfe Scheidung des lakonischen vom peloponnesischen für jene Zeit noch nicht. Nur soviel lässt sich sicher sagen, dass die mit dem Aeolischen vereinigte Sprache ein peloponnesischer oder ein norddorischer Dialekt und dass es nicht der argivische war. Mit dem Eintreten der übrigen grossen Dichter, vor allem der Chalkidier Stesichoros und Ibykos, und der nach den Folgen zu urtheilen hochbedeutenden Wirksamkeit des Arion, der Aeolisches frisch hinzuführt, wird dann ein immer weiterer Kreis von Aufgaben dieser Poesie erschlossen: am Ende des sechsten Jahrhunderts ist jene grossartige dorische Poesie erstanden, welche der Inselionier Simonides und der thebanische Aegide Pindaros in wesentlich gleichen Formen üben; in einer Sprache, die scheinbar so aus allen Dialekten gemischt ist, dass man begreift, wie der gute Eustathius sie schliesslich für κοινή erklärt. Es ist gewiss ein denkwürdiges Factum, dass man aus des boeotischen Lyrikers Werken etwaige Boeotismen, falls sie es wirklich sind, herauszucorrigiren hat, wie dasselbe bei dem boeotischen Epiker der Fall wäre, wenn seine Sprache irgend welche Boeotismen zeigte.

Aber am Ende des sechsten Jahrhunderts ist noch eine andere Dichtungsgattung entstanden, weit höher und herrlicher als die chorische Lyrik: die attische Tragödie. Aus dem Dithyrambus stammen ihre Chöre, Pratinas von Sikyon gehört unter ihre ältesten Meister: dem entspricht die älteste Sprache der Chöre, bei Aischylos und noch bei Euripides. Sophokles tritt mehr heraus aus der genetischen Entwicklung, er hat Ionismen und Vulgarismen, welche die Andern vermeiden. Für den Dialog aber griff man, wie natürlich, nach dem recitativischen Masse, dem Trochaeus und Iambus, und man folgte hier denselben Gesetzen, die für diese Dichtungsart galten: die von den Ioniern überkommene iambische Kunstsprache ward bis auf geringe formale mehr als lexicale Unterschiede zur Volkssprache abgetönt; so hatte es schon Solon gehalten. Aber freilich das Drama wuchs zu einer nationalen Poesie von einer Kraft und Schöne, wie sie bisher unerhört war; es ward auch in der Sprache immer nationaler. Und wo alte und neue Grammatiker zumeist von Dorismen fabeln, da haben die Dichter nur, wie es zu allen Zeiten der Dichter Recht und Sitte war, hineingegriffen in die Vergangenheit der eigenen Volkssprache und, der tragischen Würde entsprechend, vollere ältere Formen statt der abgeschliffenen des täglichen Lebens gewählt. Fast zwei Menschenalter nach der Tragödie fand dann das tägliche Leben selbst auch seinen vollsten und reinsten Ausdruck in der attischen Komödie: dem entspricht ihre Sprache; nicht anders war es bei der sicilischen Volkssposse gewesen, die nach kurzer Blüthe verfiel, eben als die attische Komödie begann.

Das fünfte Jahrhundert brachte endlich auch dem griechischen Volke eine Prosa.

Am Ende des sechsten war der milesische Dialekt durch grosse Schriftsteller verschiedener Gebiete zum Range einer Kunstsprache erhoben, deren wir in den folgenden Jahrzehnten und noch bis zum Ende des fünften Jahrhunderts ebensowohl ionische wie mytilenaeische, syrakusische, rheginische Schriftsteller sich bedienen sehen. Dann ändert sich das; es schreiben nur noch Ionier ionisch; wer an die ganze gebildete Welt appellirt, wes Stammes er auch sei, Syrakusaner, Arkader, Kyrenaeer, muss attisch schreiben. Wohl erklärte sich dies durch die unvergleichliche Grösse Athens. Aber hier tritt ein merkwürdiges Schwanken gerade an dem Centralpunkte hervor, der sog. Unterschied zwischen ἀρχαία und νέα Ἀττικ, zwischen Thukydides und Platon. Dort πράω hier πράτω, dort ἦν hier ἔάν u. s. w. Da noch die Lehre galt, die wir bei Strabon ausgesprochen finden, die alte Atthis sei gleich der Ias gewesen, da war das leicht erklärt. Allein diese Vorstellung ist längst überwunden, πράτω und πράω sind gleichberechtigte Fortbildungen einer Grundform und schliessen sich gegenseitig aus. Wir müssen den Spruch vielmehr für sehr viele Fälle, ja z. B. für alle Trübungen von *a* zu *e*, geradezu umkehren, das Attische hat die ältere Form, die einst auch im Ionischen bestanden haben muss, bewahrt. Noch fremdartiger aber, als jenes Einmischen unattischer Formen bei Thukydides, wo die attischen schon bei Lysias stehen, muthet es uns an, dass wenig Jahre bevor Thukydides zu schreiben begann, ein Buch erscheint, das in den Sprachformen und in der ganzen Farbe der Rede zwar den gleichzeitigen Urkunden und der späteren, etwa lysianischen Sprache entspricht, der ἀρχαία Ἀττικ völlig fremd ist: das im Jahr 425—24 geschriebene Büchlein vom Staate der Athener. Und neben Antiphon haben wir Andokides, einen räthselhaften Stilisten, dem man gern aus dem Wege geht, da er weder recht der ἀρχαία noch der νέα zugehört, und den sich die Holländer darum kurzweg mit der Athetese vom Halse geschafft haben. Wir haben also zwei Strömungen, die eine national, die andere bewusst die eigene Sprache ändernd, wie wir jüngst das an den von Thukydides copirten und nun wieder ans Licht tretenden Actenstücken mit Händen haben greifen können. Und die Schrift vom Staate der Athener, die sich genau datiren lässt, schliesst zum Glück die Ausrede aus, dass man etwa zuerst nach der Sprache des tragischen Dialoges (warum auch nicht vielmehr des komischen) gegriffen habe, dann allmählich zu der lebendigen Rede des Lebens übergegangen sei. Nein, wer so zuerst schrieb, der sprach auch ἦν und πράω, wer Thukydides und Antiphon so schreiben lehrte, war derselbe, der ihnen auch die stilistischen und rhetorischen Wege gewiesen hatte, der Mann, der zuerst als Ausländer und nachweislich eher als jene Athener Athenisch schrieb, der Chalkidier Gorgias von Leontinoi. Die Rückkehr zum reinen Attisch ist denn auch entsprechend mit einem Bruche des gorgianischen Stiles verbunden.

Das vierte Jahrhundert sieht als letzte der griechischen Kunstsprachen die attische Prosa den höchsten Gipfel der Vollendung ersteigen, der menschlicher Rede gesetzt scheint. Die Zeit verbeut mir, die Geschieke der griechischen Sprache weiter zu verfolgen. Auch sind die Probleme, welche sich in den folgenden Jahrhunderten uns entgegenstellen, zum grossen Theile anderer Art und modernem Gefühle minder fremdartig. Denn seitdem die griechische Litteratur auf allen Gebieten ihren Höhepunkt erreicht hat — τῆν ἑαυτοῦ φύσιν εἶχεν — vollziehen sich ihre Geschieke in den Phasen, die wir auch an dem Leben anderer Litteraturen und anderer Kunstgebiete beobachten; am vollständigsten an der Geschichte der bildenden Künste in den letzten Jahrhunderten, welche



die angemessenen Namen für diese Stilperioden an die Hand geben. Auf die goldene Zeit der Blüthe folgt der Barokstil und allmählich das Rococo. Drei volle Jahrhunderte braucht es, bis der Saft in dem kräftigen Baume der griechischen Kunst ganz vertrocknet ist. In demselben Momente, wo die cäsarische Weltmonarchie alle Ströme hellenischer und italischer Cultur in ein Bette leitet, kommt die griechische Kunst auf allen Gebieten zu der Erkenntniss, dass ihre Kreise erfüllt sind, das einzige, das ihr bleibt, die Nachahmung ist. Der Classicismus und die Romantik regieren; schliesslich kommt das Nichts.

Doch auch diese lange und meist unerfreuliche Reihe von Jahrhunderten ermangelt gerade auf sprachlichem Gebiete nicht ganz ähnlicher Züge, wie wir sie in der frühesten Zeit beobachtet haben, da die Kunstsprachen sich bildeten. Denn eins ist gleich geblieben: noch immer schreiben die Schriftsteller eine andere Sprache, als sie an der Mutterbrust gelernt haben; ja die Kluft zwischen gesprochener und geschriebener Rede erweitert sich nur. Und wieder lehren uns, namentlich vor dem Auftreten jüdischer und christlicher Litteratur, die Steine allein, wie die Sprache fortlebte oder vielmehr abstarb. Wenn wir zur Zeit des Polybios in Arkadien ἴα γὰρ γὰρ γὰν, in Elis ἀγῶνec ἀγῶνων ἀγῶνοic ἀγῶνec decliniren hören, so staunen wir zunächst über die grässliche Verwilderung; aber bald begreifen wir sie als die naturgemässe Folge davon, dass die Schrift der Gebildeten keine Fühlung mehr hatte mit der Rede des Volkes. Diese Dialekte der Bauern aber sind es, von denen das Mittel- und Neugriechische ihren Ausgang genommen haben. Und mancher von uns, wenn er im ersten Jahrhundert nach Christo einen boeotischen Hirten hören könnte, dürfte sich wohl verwundern, ihn ähnlicher einem heutigen Boeoter denn dem Plutarchos reden zu hören. Eins dieser Volksidiome ist ja dann im Orient auch zum Range einer Schriftsprache erhoben worden und hat die Welt erobert, die sog. κοινή. Und wohl ist es eine merkwürdige Sprache. Denn ganz gedankenlos ist die Annahme, dass die κοινή corruptirtes Attisch sei. Noch in den byzantinischen Volksbüchern springen uns Ionismen aller Art entgegen, und sie fehlen nirgend: oder wären ληζecθαι und ηecαν und τισει und die φιλωcic aus Athen gekommen? Ionier waren die Colonisten des Orients; sie schufen die κοινή, eine Revanche dafür, dass Athens Litteratur die ältere ionische Entwicklung durchbrochen hatte.

Ich habe es versucht, in grossen Zügen die Anschauung zu skizziren, die mir eine nothwendige Folge scheint, wenn man die ermittelten Thatsachen im rechten Sinne betrachtet. Aber auf diesen rechten Sinn kommt es mir allerdings noch bei weitem mehr an als auf die Ergebnisse. Blicken wir zurück, wie man noch am Anfange unseres Jahrhunderts sich die angebliche Dialektmischung zurechtlegte und wie wir es heute thun, so liegt darin ein gut Theil der Geschichte unserer Wissenschaft; erfreulich ist das Ergebniss wohl für die Wissenschaft, minder für den heutigen klarsehenden Arbeiter. Gottfried Hermanns congenialer Natur erschien es selbstverständlich, dass die Dichter, die ihrer Sprache so Aadaequates geschaffen haben, sich eben auch diese Sprachformen in freiem künstlerischen Belieben gesetzt oder gewählt hätten, und ihrem freien künstlerischen Belieben stand es natürlich dann auch frei, die selbstgesetzten Schranken zu durchbrechen. Es kam dann eine Anschauung auf, welche die Entwicklung der griechischen Litteratur, ja des griechischen Volks überhaupt, als den Typus eines organischen Wachstums ansah, wo die Stile, die Gattungen, die Volksstämme sich in einer nach aprioristischen Sätzen praestabilirten Ordnung abzulösen hatten. Für diese Auffassung

war kein Problem unlöslich: die entsprechende Lücke im System wies jeder einzelnen Erscheinung ihren Platz an. Heute stellen wir die Vorfrage urkundlicher Untersuchung an jedem Punkte. Heute glauben wir nichts, ehe wir es nicht voll beweisen können, wir glauben an keine Form, ehe wir nicht wissen, dass sie so und nicht anders lautete. Und wenn wir dies Wissen uns nicht verschaffen können, so haben wir keinen Mantel, der gefällig die Lücke decke, so verschmähen wir sie mit dem billigen Mörtel einer provisorischen Wahrheit zu verstreichen. Bei Archilochos ist mehrfach in dem Pronominalstamm  $\delta\pi\omega\upsilon$   $\delta\pi\omega\upsilon$  das attisch-homerische  $\pi$ , in einem längeren Bruchstücke das achäisch-ionische  $\kappa$  überliefert. Man hat bald für das eine, bald für das andere entschieden. Es wäre eben so wissenschaftlich gewesen, darum zu würfeln. Jetzt liegt ein Stein von Thasos vor; jetzt wissen wir, Archilochos schrieb  $\pi$ . Kaum wird ein Urtheilsfähiger leugnen, dass der Wissenschaft diese reinliche Rechnung fromme, aber für den einzelnen Forscher war es eine frohere Aufgabe, wenn er mit G. Hermann bloss das einzelne Ohr zu befragen brauchte, oder mit Ottfried Müller die grammatischen Minutien leichten Herzens überspringen durfte. Wir Philologen von heute haben eine andere, eine weit bescheidenere Stellung, denn da J. J. Scaliger die ganze Welt der Wissenschaft umspannte, oder die unbeschreibliche Herrlichkeit der griechischen Kunst sich Winckelmann und G. Hermann erschloss; den heutigen Philologen mag man definiren als den *vir bonus discendi peritus*, dem vor der Wucht des zu Lernenden das freudige Gefühl des Wissens und des Könnens erstirbt, dem mancher Tag des Suchens nicht bloss mit dem Geständniss schliesst, dass er das Gesuchte noch nicht gefunden habe, sondern dass es sich überhaupt noch nicht finden lasse. Doch wir können nicht über unsern Schatten springen, wir müssen den Weg gehen, den die Wissenschaft uns und unserer Zeit gestellt hat, und lassen wir uns der Mühe nicht verdriessen, so blüht eine Blume wohl auch hie und da an unserem Wege. (Lebhafter Beifall.)

Auf den Vorschlag des Präsidenten lehnt die Versammlung eine Debatte auch über diesen Vortrag ab. Sodann erledigt der Präsident einige geschäftliche Angelegenheiten und theilt mit, dass von dem verehrungswürdigen Greise, dem die Versammlung am gestrigen Tage einen telegraphischen Gruss gesendet habe, eine Antwort eingelaufen sei, welche gewiss jeder mit wehmüthiger Rührung vernehmen werde:

„Tausend Dank für den freundlichen Gruss von dem alten, lebensmüden  
Schömann.“

Darauf ergreift Rektor Prof. Dr. Eckstein (Leipzig) das Wort zu einer lateinischen Rede „*In Fr. Ritschelli memoriam*“. Nachdem der Redner daran erinnert, dass von den im letzten Jahre Verstorbenen Ritschl, Gerlach und Köchly zu den Präsidenten von Philologenversammlungen gehört haben, ja Ritschl einer der Mitbegründer gewesen sei, bezeichnet er denselben als den *veritatis sectatorem integerrimum*. Er sei nicht G. Hermanns Schüler gewesen; denn in Leipzig habe er als flotter Corpsbursch der Lusaten gelebt und noch in späteren Jahren sei die Erinnerung an diese Zeit ihm lieb und theuer gewesen. Da sich das Corpsleben mit den Studien nicht vereinen wollte, ging Ritschl nach Halle, wo Reisig eben das alte Halle Fr. A. Wolfs wieder herstellte und viele strebsame Jünglinge um sich vereinte. Wehmüthig gedenkt Redner, dass von allen damaligen Schülern, denen Reisig nicht bloss die Wahrheit mittheilte, sondern den Weg zeigte, auf dem man sie finde, nur er selbst, Kiessling und

Büchner noch übrig seien. Docent, dann Professor in Halle, Breslau, Bonn und zuletzt in Leipzig, habe Ritschl den Mittelpunkt seines Wirkens in Bonn gefunden; hier habe er eine Schule gegründet, deren Jünger auf vielen Lehrstühlen des deutschen Vaterlandes jetzt wirkten, deren Förderung auch nach dem Ablauf ihrer Studienjahre durch Rath und That, in Wissenschaft und Leben ihm Herzensangelegenheit gewesen sei. Seine ersten litterarischen Versuche seien durch seine Armuth veranlasst worden und längst vergessen; besser gestellt habe er sich den Studien zugewandt, durch welche er sich unvergängliche Verdienste erworben, dem Plautus, der Erforschung der altlateinischen Sprache; auch habe er die Berliner Akademie veranlasst, die Herausgabe der lateinischen Inschriften an die Herren Mommsen und Henzen zu übertragen. Man habe seine einseitig kritische Richtung wohl getadelt; aber er habe durch seine Leistungen auf diesem Felde erst die Möglichkeit einer wahren Interpretation gegeben. Bis in seine letzten Tage hinein, auch als ihm eine schmerzliche Krankheit die Nachtruhe raubte, sei er unermüdlich thätig gewesen, und immer mit der Frische und Schärfe eines Lessing. Ritschl zähle zu den grössten Philologen aller Zeiten, mit keinem in seiner Eigenart zu vergleichen, nur sich selbst ähnlich, nicht ohne Fehler, aber durch weit mehr Vorzüge geschmückt, wie durch feurigen Eifer nach Erkenntniss, die ausgezeichnete Forschergabe, den reinen und edlen Drang nach Wahrheit. Freilich habe er auch seine Gegner gehabt und seinerseits eine scharfe Feder führen können, doch schmälere das seinen Ruhm nicht. Der Redner schliesst mit der Bitte an die Versammlung, sie möge ihm nicht zürnen, dass er aus dem Stegreife rede; er habe sein Concept verloren, aber trotzdem die Pflicht der Pietät gegen den ihm von Jugend an verbundenen, zuletzt noch in Leipzig wieder nahe gerückten Freund nicht unterlassen zu dürfen geglaubt. (Anhaltender stürmischer Beifall folgte dem Vortrage.)

Präsident Usener macht die Tagesordnung sowohl für die nächsten Sections-sitzungen als auch für die bevorstehende allgemeine Sitzung bekannt und schliesst 1 Uhr 10 Min. die Verhandlungen.

Nachmittags 2 $\frac{1}{2}$  Uhr besichtigte ein Theil der Versammlung, namentlich Mitglieder der archäologischen Section, die Reste der von den Römern etwa 275 n. Chr. in Wiesbaden errichteten sog. „Heidenmauer“, wobei Gymnasialoberlehrer Otto (Wiesbaden) einige Erläuterungen über Alter, Zweck, Bauart u. s. w. gab. Darauf folgte ein gemeinsamer Spaziergang auf den Neroberg. Am Abend vereinte der von der Stadt Wiesbaden gespendete Festtrunk alle Mitglieder im grossen Saale des Kurhauses.

### Dritte allgemeine Sitzung.

Freitag, den 28. September, Morgens 11 Uhr.

Nachdem Präsident Paehler die Sitzung eröffnet hat, hält Gymnasialdirector Dr. Jäger (Cöln) folgenden Vortrag „über die Reguluslegende“.\*)

Hochzuverehrende Versammlung! Wir haben unsere Arbeiten unter dem Eindruck eines Vortrages begonnen, der in einer man darf wohl sagen ergreifenden Weise darlegte, mit welchem Eifer und welchem Erfolg die Wissenschaft bemüht ist, neue Objecte des Erkennens an das Tageslicht zu fördern: vergönne die Nachsicht dieser Versammlung, auch von einer anderen, bescheideneren Art wissenschaftlicher Thätigkeit eine Probe zu geben — jener gleich nothwendigen, wenngleich in der Regel nicht gleich lohnenden, welche darin besteht, das oft Besprochene, Altbekannte, längst Untersuchte immer

\*) Der Vortragende hatte seine Resultate in folgende Sätze zusammengefasst, die gedruckt zur Vertheilung kamen:

1) Die Ermittlung des Thatbestands in Beziehung auf die Sendung des Regulus nach Rom, die bekannte Scene im Senat und die Art seines Todes ist von entscheidender Wichtigkeit für die Würdigung des ganzen Charakters des ersten punischen Krieges.

2) Diese Ermittlung ist möglich, wenn die Quellen methodischer, als bis jetzt geschehen, untersucht werden.

3) Den ältesten Bericht enthält Diodor fr. 19 des 24sten Buchs: derselbe geht auf Philinos von Agrigent (wahrscheinlich zwischen 241—218 v. Chr.) zurück.

4) Der 2te ist Polybios Buch I. Sein Schweigen beweist, neben anderen Indicien, dass man bis 146 v. Chr. in den regierenden Kreisen Roms an ein gewaltsames Ende des Regulus nicht geglaubt hat: dass er über die Sendung nach Rom schweigt, beweist nichts gegen dieselbe.

5) Vielmehr ist diese und die Scene im Senat ein unzweifelhaftes historisches Factum. Der classische Zeuge dafür ist C. Sempronius Tuditanus, Consul 129 v. Chr., Fragment bei Gellius, N. A. VII, 4: welches Fragment den Schlüssel zu dem ganzen Hergang enthält:

Quod satis celebre est de Atilio Regulo id nuperrime legimus scriptum in Tuditani libris: Regulum captum ad ea quae in senatu Romae dixit suadens ne captivi cum Carthaginiensibus permutarentur, id quoque addidisse

venenum sibi Carthaginienses dedisse, non praesentarium, sed eiusmodi, quod mortem in diem proferret, eo consilio, ut viveret quidem tantisper quoad fieret permutatio, post autem grassante sensim veneno contabesceret. Eundem Regulum Tubero (c. 60 v. Chr.) in historiis redidisse Carthaginem novisque exemplorum modis excruciatum a Poenis dicit. — Tuditanus autem somno diu prohibitum atque ita vita privatum refert,

idque ubi Romae cognitum est, nobilissimos Poenorum captivos liberis Reguli a senatu deditos et ab his in armario muricibus praefixo destitutos eademque insomnia cruciatos interisse.

6) Jene Scene im Senat fällt in die 2te Hälfte des Jahres 250 v. Chr., und es ist möglich, mit grosser Wahrscheinlichkeit den Differenzpunkt anzugeben, an welchem die Auswechslungs- resp. Friedensunterhandlung scheiterte.

7) Regulus ist frühestens Ende 250, spätestens Anfang 247 in Karthago eines natürlichen Todes gestorben.

8) Die Quellen nach Tuditanus liefern den Indicienbeweis für die Scene im Senat, sind aber im Uebrigen für die Frage von untergeordnetem Werth.

[Inzwischen hat der Vortragende denselben Gegenstand specieller behandelt in der Beilage zum Osterprogramm (1878) des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Köln: „M. Atilius Regulus. Ein Beitrag zur Geschichte des Völkerrechts.“ Red.]

wieder, Stein um Stein, umzuwenden, abzusuchen, ob nicht doch dieses oder jenes Moment den Vorgängern entgangen oder von ihnen unrichtig verwendet, unrichtig beurtheilt, überschätzt, unterschätzt worden ist. Es ist jenes wohlbekannte historische Problem, welches ich der Kürze wegen die Reguluslegende nennen will, von dem ich diese Versammlung unterhalten möchte — eine cause célèbre schon von alten Zeiten her.

In der That sind die Schicksale des M. Atilius Regulus, Consul 267 und 256 v. Chr. — des ersten Römers, der mit einem Heere den Boden eines fremden Erdtheils betrat, nach einem beispiellos raschen Erfolg der feindlichen Stadt den Fuss auf den Nacken setzte und nach einem ebenso beispiellosen Glücksumschlag als ihr Kriegsgefangener starb — diese Schicksale sind so ausserordentlicher Art, dass wir uns ebensowenig darüber wundern dürfen, dass wir eine sehr reiche, wie darüber, dass wir eine durch Sagen, Anekdoten und rhetorisches Floskelwerk sehr getrübe Tradition über diesen Mann besitzen. Die Versuche, diesen Nebel von Sagen, Anekdoten und Redefloskeln zu lichten, haben verhältnissmässig frühe mit dem französischen Gelehrten Jacob Paulmier gegen Ende des 17. Jahrhunderts angesetzt: in einem runden Dutzend Dissertationen und Programmen in verschiedenen Sprachen ist der Gegenstand bis auf die neueste Zeit monographisch behandelt worden: jede etwas ausführlichere, auf selbständigen Werth Anspruch machende Darstellung des Ganzen der römischen Geschichte widmet ihm eine längere oder kürzere Besprechung: und doch kann ich nicht finden, dass diese Untersuchungen oder Besprechungen über ein sehr summarisches und eklektisches Verfahren hinausgelangt wären. Eine methodische, dass ich so sage, streng juristische Revision dieses berühmten Prozesses bleibt noch anzustellen.

Aber welches tiefere wissenschaftliche Interesse hat denn diese ganze Sache? Es ist an und für sich doch für uns gleichgültig, ob ein Mann, der vor 2000 Jahren das Missgeschick hatte, in feindliche Kriegsgefangenschaft zu gerathen, mit dem Kopfe oben oder unten gekreuzigt worden oder sonstwie gestorben ist. Allerdings. Nicht gleichgültig aber ist für uns die Frage, welches bei dem ersten Zusammenstoss der beiden grossen Stadtrepubliken die Anschauung vom Kriege, — in welcher Weise bei diesen Staaten, deren jeder eine sehr ausgeprägte Volksindividualität vertrat, das Völkerrecht entwickelt war. Niebuhr bestimmt gelegentlich den Unterschied der modernen und der antiken Anschauung vom Kriege dahin: dass nach moderner Anschauung im Kriege die Genien der Staaten miteinander kämpfen, nach antiker aber der Krieg immer auch Feindseligkeit der einzelnen Individuen des einen kriegführenden Staates gegen alle Individuen des andern sei. Er scheint mir damit sehr glücklich den Unterschied der barbarischen und der humanen Anschauung vom Kriege — soweit das Wort human beim Kriege überhaupt anwendbar ist — zu bezeichnen: doch möchte ich nicht so unbedingt hier Alterthum und Neuzeit sich gegenüberstellen. Denn es sind in neuerer Zeit Kriege nach jener barbarischen Anschauung geführt worden, wie etwa der Krieg der Spanier gegen Napoleon I.; und es hat Kriege im Alterthum gegeben, bei welchen die humane Anschauung überwog. Ein solcher war, glaube ich, im Gegensatz zum zweiten und dritten, der erste punische: er kann aber seinem Gesamtcharakter nach nicht richtig gewürdigt werden, ehe diese Regulusfrage nicht erledigt ist — erledigt in dem Sinne, wie der Mann, dessen Arbeitsweise uns gestern so beredt geschildert worden ist (Ritschl), die Dinge zu erledigen pflegte.

Dass unsere Tradition, als Ganzes genommen, die breiten Spuren der Einwirkung

der um 100 v. Chr. aufgekommenen römischen Rhetorenschulen trägt, wie Mommsen hervorhebt, springt in die Augen: es fragt sich nur, ob wir Berichte haben, welche vor dieser Einwirkung verfasst sind und überhaupt auf eine Zeit zurückgehen, in welcher die Wirklichkeit der Dinge noch einigermaßen in der Erinnerung lebte, also etwa bis auf 2, 3 Menschenalter nach den Ereignissen. Solcher Berichte haben wir drei: die Fragmente vom 23ten und 24ten Buche des Diodor; das erste Buch des Polybios; das Fragment des C. Sempronius Tuditanus, Consul 129 v. Chr. bei Aulus Gellius N. A. VII, 4.

Von dem ersten, den Fragmenten des Diodor, ist dies erst zu erweisen. Dieser Theil des Diodor'schen Werkes, das hat schon Niebuhr gesehen, geht auf Philinos von Agrigent zurück, dessen Werk wir uns etwa zwischen 241 und 218 geschrieben denken dürfen: genau wird es nicht zu ermitteln sein, doch nennt Polybios sein Werk neben Fabius Pictor als wichtigste Darstellung des grossen Kampfes, und es ist wohl nicht zu gewagt zu vermuthen, dass diese beiden Darstellungen, die karthagerfreundliche und die römerfreundliche, nicht ohne eine gewisse Beziehung zu einander gestanden haben — vielleicht eine die andere hervorgerufen hat. Zweimal wird Philinos — und er allein — in diesen Fragmenten citirt: die karthagerfreundliche Stimmung, welche durch diese Fragmente geht, passt völlig zu dem, was wir bei Polyb. I, 14. 15 über diesen Schriftsteller lesen: und wenn gerade an den Stellen, wo beide, Polybios und die Fragmente, über Regulus sprechen, eine Uebereinstimmung in der Wahl der Ausdrücke herrscht, die schlechterdings nicht zufällig sein kann, so glaube ich den streng philologischen Beweis führen zu können, dass diese Uebereinstimmung nicht etwa daher rührt, dass Diodor aus Polybios geschöpft hätte, sondern daher, dass beide dieselbe Quelle vor sich hatten: und diese Quelle kann keine andere sein, als Philinos von Agrigent. Man pflegt, seitdem Niebuhr über diesen Schriftsteller sein abfälliges Urtheil kundgegeben, denselben meist bei Seite liegen zu lassen, und man läuft dadurch Gefahr, die sehr werthvollen Notizen, welche die Diodorischen Fragmente über den ersten punischen Krieg geben, nicht nach Gebühr zu würdigen: wir müssen deshalb in diesem Zusammenhange eine kurze Ehrenrettung des Mannes versuchen. Niebuhr, allzusehr gewöhnt mit Hypothesen zu operiren, liest häufig in die Quelle viel mehr hinein als sie einer unbefangenen Betrachtung ergibt. Wenn er sagt, dass Philinos diese Geschichte in einem gegen die Römer höchst feindseligen Sinn geschrieben habe, so steht davon bei Polybios I, 14. 15, der ausführlichsten Stelle, die wir über Philinos haben, nichts. Polybios nennt ihn und Fabius Pictor als diejenigen, welche am sachkundigsten (ἐμπειρότατοι) über diesen Krieg geschrieben hätten: er glaube keineswegs, sagt er, dass sie wissentlich die Unwahrheit gesagt hätten: nur sei ihnen begegnet, was den Liebenden wohl begegne: dem Philinos erscheine alles, was die Karthager gethan, verständig, schön, mannhaft — was die Römer, als das Gegentheil davon, und bei Fabius sei es für seinen römischen Standpunkt ebenso. Er benutzt sie demnach auch, insbesondere den Philinos, als ernsthafte Geschichtschreiber: die Irrthümer, welche er an zwei Stellen dem Philinos nachweist — mit breiter Selbstgefälligkeit nach seiner Weise — sind von der Art, wie sie auch guten und sorgfältigen Schriftstellern begegnen können: im wesentlichen spricht er von jenen beiden nicht anders, als wir etwa von Livius, von Thiers und Macaulay sprechen.

Und so ist denn auch der Bericht Diod. Fr. 19 des 24sten Buches, der sich auf unsere Angelegenheit bezieht, und der aus Philinos geschöpft das älteste Dokument ist,

das wir in der Sache haben, durchaus verständig und auch keineswegs, wie wir sehen werden, „höchst feindselig gegen die Römer“. Die römische Regierung hat der Gattin des Regulus einige vornehme karthagische Gefangene übergeben als Geiseln für anständige Behandlung des Consulars: dieser ist so eben in karthagischer Haft gestorben, die Wittwe glaubt, aus Mangel an genügender Pflege, δι' ἀμέλειαν, und ihre beiden Geiseln Bodostor und Hamilcar werden nun durch ihre Söhne misshandelt, so dass der erstere in Folge der Misshandlungen stirbt: die Sache aber kommt durch Slaven den Tribunen zu Ohren: und nun schreiten die Beamten (οἱ ἄρχοντες) ein gegen die Atilier, weil sie die Ehre Roms compromittirt, ὡς κατασχόνουσι τὴν Ἑρώμη: sie setzen den Hamilcar in Freiheit und schicken die Asche des Bodostor dessen Verwandten nach Karthago. Dies alles ist vollkommen verständlich, und schon Paulmier hat mit richtigem Tact den Werth dieses Berichtes erkannt. Er ist auch nicht gehässig gegen „die Römer“. Denn die Atilier, nicht „die Römer“, haben die Ehre Roms compromittirt, wie denn Einzelne, welche aus Motiven des Hasses und der Rachsucht sich an Wehrlosen vergreifen, überall gefunden werden; die Tribunen aber, das heisst das officiële Rom schreitet gegen das Verfahren ein, welches die Staatsehre blossgestellt hat. Der Bericht hat nur einen Fehler: er ist ein Torso, dem der Kopf fehlt. Ueber die Sendung des Regulus und die Scene im Senat gibt er nichts: wir können nur constatiren, dass er nicht im Widerspruch mit diesen Ereignissen steht.

Das zweite Document der Zeit nach ist Polybios Buch I. Die Abfassung seines Werkes fällt etwa um 146 v. Chr., also 100 Jahre nach Regulus' Consulat. Polybios nun berichtet das Schicksal des Regulus ausführlich bis zu dessen Gefangennahme übereinstimmend mit Diodor und auch aus derselben Quelle wie dieser — aus Philinos\*): er schweigt aber sowohl über dessen Tod, wie über die Sendung nach Rom und die Scene im Senate. Was beweist nun dieses Schweigen? Ich antworte: es beweist alles gegen einen gewaltsamen Tod des Regulus, nichts gegen dessen Sendung nach Rom.

Das erstere, das Schweigen des Polybios über Regulus' Tod, beweist, dass man in den regierenden Kreisen von Rom, mit denen er verkehrte, nicht an ein gewaltsames Ende des Regulus geglaubt hat, dass er also über diesen Tod nichts Besonderes zu sagen hatte, und diesen Theil der Frage können wir im wesentlichen gleich hier erledigen. Der gewaltsame Tod hätte Sinn im Jahre 255 als rasche Gewaltthat einer fanatisch aufgeregten Bevölkerung oder einer von einer solchen Bevölkerung eingeschüchternen Regierung; aber unsere Berichte setzen diesen Tod einstimmig später, — nach der ins Jahr 250 fallenden Sendung nach Rom. Er ist an sich im höchsten Grade unwahrscheinlich, denn die Römer hatten ja vornehme Karthager in Menge in Händen, an denen sie Repressalien nehmen konnten, sie ergriffen ein sehr wirksames Mittel den Consular sicher zu stellen, indem sie gleich für das folgende Jahr einen Atilier zum Consul wählten; bei keiner der folgenden Friedensunterhandlungen ist von einem gewaltsamen Tode des Regulus die Rede. Hamilcar beruft sich im Jahre 241 ganz ruhig dem Consul Lutatius gegenüber auf das Beispiel des Regulus als Beweis, dass man den Bogen nicht zu straff spannen dürfe, wie dieser im Jahre 256 gethan, was unmöglich gewesen wäre, wenn die karthagische Regierung in Bezug auf Regulus ein schlechtes Gewissen gehabt hätte. Begnügen wir uns einstweilen

\*) Dies nachzuweisen behält Verf. sich für eine andere Gelegenheit vor. [S. das angef. Progr. p. 5.]

damit, wir werden den Beweis noch in den weiteren Stadien unserer Untersuchung vervollständigen können: den meisten neueren Schriftstellern genügt — ganz richtig — schon das Schweigen des Polybios.

Polybios' Schweigen über die Friedensgesandtschaft dagegen beweist gegen dieses Ereigniss nichts. Eine Erwähnung dieser Sendung, welche keinen Erfolg und keinen Einfluss auf den Gang des Krieges gehabt hat, war für ihn nach der ganzen Anlage des ersten Buches seiner Geschichte völlig überflüssig. Dreimal betont er in dem entscheidenden Kapitel I, 13, 1. 7. 10, dass er diesen Krieg summarisch — κεφαλαιῶδῶς, ἐπὶ βραχὺ καὶ κεφαλαιῶδῶς, ἐπὶ κεφαλαίων ψαύοντες erzähle. Und so erwähnt er denn überhaupt keine Friedensunterhandlung und keine Gefangenenauswechslung, während wir doch wissen, dass solche stattgefunden haben, — wie es denn auch eine ganz einfache Unmöglichkeit wäre, dass zwei Staaten, wie das damalige Rom und das damalige Karthago, zwischen denen bis zum Jahre 264 v. Chr. ein sehr leidliches Verhältniss bestanden hatte, 23 Jahre mit einander Krieg geführt haben sollten, ohne dass in dieser langen Zeit auch nur der Versuch gemacht worden wäre, den Frieden wiederherzustellen, der denn doch auch im Alterthum als der normale und wünschenswerthe Zustand galt. Am 16. October 1813 wird der österreichische General Meerfeldt von den Franzosen gefangen, Napoleon lässt ihn frei und schickt ihn in der Nacht vom 16. auf den 17. mit Friedensanträgen an seinen Kaiser: ohne Wirkung: würden wir denn ein argumentum ex silentio daraus machen können, wenn ein Historiker — wie Ranke oder Schlosser —, der auf 80 Oktavseiten den Krieg von 1813—15 erzählt, diese für den weiteren Gang des Krieges völlig bedeutungslose Episode unerwähnt liesse? Mommsen sagt nun: die Friedensgesandtschaft sei schlecht bezeugt — dies ist falsch, wir haben für die Sendung nach Rom und die Scene im Senat einen Zeugen, den man, wo nicht im juristischen, so doch im historischen Sinn einen classischen nennen kann, nur ist dieser Zeuge nicht Polybios.

Wir haben nämlich noch einen dritten Bericht, welcher vor der Entwicklung der römischen Schulrhetorik liegt: das Fragment aus den Annalen des C. Sempronius Tuditanus, Consul 129 v. Chr., das uns Gellius aufbewahrt hat. Er ist der erste, welcher die Sendung nach Rom und die Scene im Senat erwähnt, sein Fragment enthält aber überhaupt den Schlüssel der ganzen Reguluslegende, und es ist deshalb auffallend, dass man dieses Document in der Regel bei Besprechung der Sache links liegen lässt oder nur sehr nebenbei berücksichtigt.

Ich habe mir erlaubt, die Stelle Ihnen gedruckt vorzulegen, sie ist in dreifacher Beziehung bemerkenswerth.

Zunächst bringt sie die Scene im Senat zuerst und in ganz einfacher Form, wie etwas Selbstverständliches, Allbekanntes: *Regulum captum ad ea quae in senatu Romae dixit suadens ne captivi cum Carthaginiensibus permutarentur* — —. Es ist auch etwas sehr Einfaches und nichts Absonderliches, was er erzählt, wenn man die Wirklichkeit der Dinge ins Auge fasst und von den späteren Schildereien absieht. Es ist das 14. Kriegsjahr. Die Römer haben endlich, bei Panormos, den entscheidenden Sieg gewonnen, der sie zu Herren von Sicilien macht: nur die älteste und stärkste ihrer Besitzungen, Lilybäum, halten die Karthager noch. Dass man, wenn je, in diesem Augenblicke in Karthago an Frieden dachte und auch einige Ursache hatte vorzusetzen, dass die Römer, welche in den letzten Jahren ihrerseits schwere Verluste erlitten hatten, zu Unterhandlungen über einen



billigen Frieden geneigt sein würden, ehe sie zu der schweren Aufgabe der Eroberung der überaus festen Stellung Lilybäum-Drepana — sie blieb bekanntlich unerobert — schritten, das wäre von vornherein selbst ohne Zeugniß anzunehmen. In diesen Zeitpunkt nun — nach der Schlacht bei Panormos — setzen unsere Quellen mit Ausnahme des gedankenlosen Appian die Sendung. Diese Sendung bezieht sich zunächst auf Gefangenenauswechslung, mit welcher naturgemäss eine Einleitung zur Friedensunterhandlung gegeben ist, die natürlich den letzten und wesentlichen Zweck bildet. Ihren Gesandten gaben sie den gewichtigsten ihrer Kriegsgefangenen, den Regulus, bei — auf Ehrenwort, wie die Cannenser Kriegsgefangenen im Jahre 216 v. Chr. —, man verhandelt im Senat über die Auswechslung, welche den Frieden präjudicirt: dass dabei die Basis der Unterhandlungen über einen eventuellen Frieden auch schon mitspielt, liegt in der Natur der Sache, und um die ganze Lage klar zu stellen, muss ich schon auch den Differenzpunkt verrathen, an welchem die Unterhandlung scheiterte, er ist so klar gegeben, dass kein Scharfsinn dazu gehört, ihn zu finden. Die Karthager — das ist mir so gewiss, als wäre ich dabei gewesen — boten die Abtretung von Sicilien mit Ausnahme von Lilybäum. Die Mehrheit des Senats aber verlangte den Verzicht auf die ganze Insel einschliesslich Lilybäums. Dieser Meinung war auch Regulus: er blieb, ächtrömisch, auf dem Standpunkte, auf welchem er 256 als Sieger bei den damaligen Friedensunterhandlungen gestanden hatte, und der, wie hinzugefügt werden mag, auch bei dem Frieden des Catulus 241 massgebend war. Aus diesem Grunde widerrieth er die Gefangenenauswechslung, d. h. das Eintreten in Friedensunterhandlungen auf karthagischer Basis. Die Mehrheit des Senats beschloss in diesem Sinne, und dass er seinem Ehrenwort, seinem *iusiurandum* getreu, nach Karthago zurückkehrte, versteht sich von selbst.

Ich weiss in der That nicht, was daran unwahrscheinlich sein soll. Diese einfache Sache erwähnt in einfachen Worten ein Mann, der überall als ein ernsthafter Geschichtschreiber — er hat u. a. 3 oder 13 *libri magistratum* geschrieben, was eine sehr ernsthafte Arbeit war — erwähnt wird; ein Mann, dem — denn er war 145 Quästor, 132 Prätor, 129 Consul — die Senatsacten offen lagen, ohne welche er beiläufig seine *libri magistratum* gar nicht hätte schreiben können — ein Mann endlich, dessen Familie, die *Sempronii Tuditani*, seit mehr als einem Jahrhundert zu den regierenden Geschlechtern gehörte, wie denn einer derselben der Amtsvorgänger des Regulus in dessen erstem Consulate war —, er berichtet sie zu einer Zeit, wo ganz abgesehen von allen Senatsprotokollen im Senat Männer genug sassen, deren Grossväter Zeitgenossen und persönliche Bekannte des Regulus waren. Dass ein Mann dieser Art eine Scene der Art wie die vom Jahre 250, die im Senate spielte, hätte erfinden sollen oder ohne weiteres kritiklos hätte nacherzählen sollen, ist genau ebenso unmöglich, wie es unmöglich wäre, dass die berühmte Scene, welche am 7. April 1778 im englischen Oberhause spielte, wo der todtkranke Earl Chatham gegen die Anerkennung der Unabhängigkeit der amerikanischen Colonien sprach und 14 Tage später starb, von Earl Stanhope erfunden sein könnte, der sie im 6. Bande seiner englischen Geschichte (p. 140f. ed. Tauchnitz) erzählt. Ich kann mich auch einfacher ausdrücken: ständen jene Worte des Tuditanus bei Polybios, so wäre die Sache um kein Haar besser bezeugt, denn Polybios hatte keine andere Quellen als Tuditanus, im Gegentheil, über diese Sache — die Thatsache, dass Regulus nach seiner Gefangennehmung noch einmal in Rom war als Gefährte einer karthagischen Ge-

sandschaft und bei der Verhandlung im Senat irgendwie sich gegen Aufnahme von Friedensunterhandlungen aussprach — über diese Sache musste, wer selbst den parlamentarischen Kreisen Roms angehörte, am besten unterrichtet sein.

Der zweite Theil des Fragments bezieht sich auf Regulus' Tod. Er bietet einen bemerkenswerthen Unterschied gegen die späteren Berichte. Die späteren Berichte lassen den Regulus zu Tode martern zur Strafe für sein Auftreten in Rom, und sie brauchen wüthende Elephanten und eiserne Nägel u. s. w.; Tuditanus lässt ihn den Keim des Todes, das schleichende Gift, schon nach Rom mitbringen und ihn dann an Schlaflosigkeit sterben oder durch Schlaflosigkeit getödtet werden. Schleichendes Gift und Schlaflosigkeit! Jede tödtliche Krankheit ist ein schleichendes Gift und Schlaflosigkeit ein gewöhnliches Symptom solcher Krankheit. Ziehen Sie hier den dünnen Schleier des Gerüchtes, das sich an jeden Tod eines namhaften Mannes unter aussergewöhnlichen Umständen anhängt, weg, so haben Sie die nackte Thatsache vor sich — Regulus ist bald nach seiner Rückkehr von Rom in Karthago gestorben. Die Zeit können wir ziemlich genau bestimmen. Die Scene im Senat fällt in die zweite Hälfte des Jahres 250, bei Livius Epit. 19 steht eine *commutatio captivorum cum Poenis* verzeichnet, und die Stellung dieser Notiz zeigt, dass sie identisch ist mit der von Zonaras VIII. 16 unter den Consuln von 247 erwähnten: bei dieser Auswechslung wird Regulus nicht mehr genannt, er ist mithin frühestens spät im Jahre 250, spätestens früh im Jahre 247, wahrscheinlich im Jahre 249 gestorben. Dass die *commutatio captivorum cum Poenis* so bald nach seinem Tode erfolgte, beweist zum Ueberfluss, dass die römische Regierung von einem gewaltsamen Tode nichts wusste.

Der dritte Theil des Berichts ist insofern sehr werthvoll, als er eine römische Bestätigung jenes ältesten Berichts von der Misshandlung karthagischer Geiseln durch die Atilier enthält, den Diodor aus dem Karthagerfreund Philinos schöpfte. Dieser letztere aber ist verständiger, von festeren Umrissen, der Wirklichkeit der Dinge gemässer, als der des Tuditanus, und er ist, beiläufig, für Rom ehrenvoller als der verschwommene und verworrene des römischen Senators.

Man könnte mir nun einwenden: es ist unmethodisch, einem Schriftsteller, der b und c in entstellter, unhistorischer Gestalt bringt, a zu glauben. Dieser Einwurf trifft aber nicht. Man könnte mit gleichem Rechte sagen: einem Schriftsteller, der sagt, dass Karl XII. vor dem belagerten Frederikshald meuchlings erschossen wurde, was erweislich falsch ist, darf man auch nicht glauben, dass er Frederikshald belagert hat. Die Sache liegt einfach so: bei a (*Scene im Senat 'quae in senatu dixit suadens ne captivi cum Carthaginensibus permutarentur'*) sagt Tuditanus, was man im römischen Senat und was somit auch er wusste; bei b (schleichendes Gift und Schlaflosigkeit) sagt er, was ein vielleicht früh aufgekommenes, nach dem zweiten und dritten punischen Kriege gern geglaubtes Gerücht erzählte; bei c (Tödtung der Geiseln) erzählt er in vager Form eine in der Erinnerung halb verblasste Thatsache. Beides aber, c und b, setzt die Sendung nach Rom und die Scene im Senat als Thatsache voraus, während für Erfindung der Friedenssendung und Senatsscene jedes Motiv fehlt, und darin, darin allein liegt — von gewissen Einzelnotizen abgesehen — für uns der historische Werth der nachtuditanischen Quellen, denen noch ein Wort gewidmet werden mag. Diese Quellen, deren Reihe Aelius Tubero, ein Zeitgenosse Ciceros, für uns beginnt, haben eine gewisse Wichtigkeit für die Geschichte der Historiographie, vielleicht auch eine gewisse psychologische Wichtigkeit: man kann

an ihrer Hand studiren, wie ein Gerücht sich zur Sage verdichtete, die Sage dann den Schein wirklicher Geschichte annimmt; für unsere Frage haben sie nur insofern Bedeutung, als sie dem positiven Zeugniß des Tuditanus den Indicienbeweis hinzugesellen. Sie setzen sämmtlich die Scene im Senate voraus, die ganze Geschichte, ja selbst der erste Keim der Geschichte von einem gewaltsamen Tode des Regulus ist völlig unerklärlich, ohne Sinn, wenn diese Scene nicht als Basis, als Kern, um welchen der Nebel der Anekdoten sich legte, gegeben ist. Starb Regulus nach 5 Jahren in karthagischer Gefangenschaft, ohne dass die unter seiner Mitwirkung oder seinem Beisein gescheiterte Friedensunterhandlung hüben und drüben eine gereizte Stimmung erzeugte, so hätte ein Gerücht von einem gewaltsamen Tode gar keinen Boden gehabt, so aber, wo sein natürlicher Tod bald nach dieser Scene erfolgte, ist nichts erklärlicher, als dass in Rom das Gerücht entstand, dass die Karthager der Natur wohl etwas werden nachgeholfen haben.

Beachten wir übrigens noch Eins: die beiden ältesten Berichte, Diodor und Polybios, widmen beide dem Schicksale des Regulus eine ernste moralische Betrachtung, aber sie fassen ihn und sein Geschick im Geiste der alten Tragödie — als Beispiel, wie der Ueberhebung im Glück, der Hybris, die furchtbare Katastrophe folgte, welche den übermüthigen Sieger von gestern heute zum mitleidswürdigen Gefangenen des Feindes macht, hier aber machen sie Halt. Die Späteren dagegen setzen mit ihren Reflexionen und Ausschreitungen erst da an, wo jene Halt machen. Für das Tragische im ganzen Schicksal des Regulus haben sie keinen Sinn, sie suchen das Rührende, die platte Moral, die Effecte, die rhetorischen Floskeln, wo jene alten und ächten Historiker vom Pathos des Gegenstandes selbst ergriffen sind. Es war der Zweck meiner Untersuchung, der Sie mit so viel Nachsicht gefolgt sind, auf jene Bahn der wirklichen Geschichte zurückzulenken. Unser Ergebniss ist erfreulicher Art:

es stellt, was die beiden Völker betrifft, fest, dass der Bericht bei Diodor alt und glaubhaft ist und mithin zwar einige Römer sich schmähhlich vergassen, die römische Regierung aber sofort rasch und entschieden ihre staatliche Ehre wahrte; desgleichen, dass die karthagische Regierung nicht, wie späterer Hass ihr andichtete, an einem wehrlosen Gefangenen, ihrem einstigen Besieger, frevelte; dass beide Völker mithin den Krieg als civilisirte Staaten, nicht als Barbaren führten; was aber den Regulus betrifft, so befreit es uns von dem Romanhelden der Rhetorik, gibt uns dafür aber den strengen, stolzen römischen Mann der wirklichen Geschichte zurück. Gewiss, manches in der überlieferten Geschichte ist zu schön, um wahr sein zu können, zuweilen aber ist denn doch auch das Schöne wirklich geschehen. Ein Mann ist hier, der — schon in seinem zweiten Consulat, also in höherem Alter — die höchste Stufe des Ruhmes ersteigt: Sieger zu Wasser und zu Lande ist er auf dem Punkte, seinem Lande im 8ten Jahre des Krieges den ehrenvollen Frieden zu geben, den dasselbe erst im 23ten wirklich finden sollte: aber ein Glücksumschlag, beispiellos wie der vorhergehende Erfolg, macht ihn zum Gefangenen des Feindes, dem er den billigen Frieden verweigert hat. Nach 5 Jahren zeigt sich ihm die Aussicht, in seiner Vaterstadt den Rest seiner Tage zu verleben, aber der Preis, den die Karthager für den Frieden bieten, ist zu niedrig und er selbst, ein römischer Staatsmann, muss diesen Frieden widerrathen und damit sein eigenes Schicksal besiegeln. Er muss es, muss der staatlichen Nothwendigkeit sich bequemen, er kann nicht anders; aber in dieser harten Welt ist es oftmals Ruhm genug, dass man

kann, was man muss; so kehrt er zurück und stirbt, der Sieger von Eknomos und Adis, der Eroberer von Clupea und Tunes, in karthagischer Kriegsgefangenschaft — ich denke doch, dass dieses Bild eines Helden der wirklichen Geschichte — eines Helden dieser harten, rauhen, unerbittlichen wirklichen Welt — nicht ganz unwürdig ist, neben jenen Heroenbildern aus einer idealen Welt, die uns Meister Curtius erklärt hat, vor dieser Versammlung aufgestellt zu werden. (Lebhafter Beifall.)

Präsident: Wünscht einer der Herren das Wort zu ergreifen zu dem ebengehörten Vortrage? — Herr Prof. Ihne hat das Wort.

Prof. Dr. Ihne (Heidelberg): Ich bin mit den Ausführungen des Vortragenden nicht einverstanden. Ich betrachte die Erzählung von der Gesandtschaft des Regulus und die von seinem Martertod als in innerlichem Zusammenhang stehend. Die erstere ist die Motivirung der zweiten. Man musste einen Grund anführen dafür, dass die Karthager einen römischen Gefangenen so grausam behandelt hatten; denn ihre Sitte war das nicht. Im Gegentheil wurden in der Regel die Gefangenen ausgetauscht oder losgekauft, wie manche Beispiele beweisen.

Der angeführte Grund nun für die Tödtung des Regulus war das angeblich treulose Verfahren desselben. Er hatte übernommen, so wurde erzählt, in Rom für den Frieden zu sprechen, und rieth trotzdem zum Krieg. Diese Gesandtschaft also steht und fällt mit der ganzen Erzählung. Halten wir nun wie der Vortragende den letzteren Theil derselben für erfunden, so muss auch der erstere verworfen werden. — Ausserdem aber ist dieser Theil der Erzählung auch an und für sich unwahrscheinlich, da eine Friedensgesandtschaft unter der Führung eines gefangenen Feindes in der römischen Geschichte sonst nicht vorkommt und ganz undenkbar ist. — Wenn der Vortragende meint, die Scene im Senat hätte nicht erfunden werden können, so ist eine solche Ansicht durch zahlreiche Beispiele widerlegt. Die Eitelkeit der römischen Familien kannte keine Grenzen, und wie die Valerier, Cornelier und andere nachweisbar Heldenthaten der Ihrigen rein erfunden haben, so haben es sicher auch die Atilier sich angelegen sein lassen, erstens den Martertod des Regulus und dann als die Motivirung dazu dessen Friedensgesandtschaft zu erfinden. Das erstere thaten sie, um sich zu rechtfertigen wegen der unerhört grausamen Behandlung der zwei gefangenen Karthager, die ihrer Bewahrung übergeben waren, und die sie so schmähdlich marterten, dass der Senat einschreiten musste. Diese That war eine That der Rache dafür, dass Regulus gefangen war und in der Gefangenschaft starb. Aus diesen beiden Thatsachen also, dem Tode des Regulus und der Marterung der karthagischen Gefangenen durch die Atilier entsprangen die Erzählungen von Regulus, die im Laufe der Zeit ein Hauptthema für den nationalen Stolz wurden und für uns die Verkleinerungs- und Verläumdungssucht documentiren, wodurch sich die Römer stets ihren Feinden gegenüber auszeichneten.

Jäger erwidert: Von einer Führung der Friedensgesandtschaft durch Regulus ist nicht die Rede: die Sache hat eine ganz genaue Analogie an der bekannten Delegation der Kriegsgefangenen nach der Schlacht bei Cannae unter Beigebung eines vornehmen Karthagers. Bei Tuditanus ist ferner die Friedensgesandtschaft ganz und gar nicht das Motiv des Martertodes, da ja Regulus (bei Tuditanus) schon das schleichende Gift in sich hat. Mit der willkürlichen resp. hypothetischen Annahme von Annalisten- und Familienfälschungen beweist man zu viel und mithin nichts; übrigens lenkt Ihne auf

eine Vermischung der verschiedenen Quellen zurück, während mein Standpunkt der ist, die verschiedenen Quellen vor allem nach der Zeit — frühere, spätere — zu scheiden und dadurch Resultate zu gewinnen.

Gymnasial-Director Prof. Dr. Weidner (Darmstadt): Prof. Ihne ist zu weit gegangen, wenn er alle römischen Annalisten ohne Unterschied kurzweg für ungläubwürdige Zeugen erklärt; die Nachrichten der Annalisten sind allerdings nicht selten falsch, wie am besten Nissen gezeigt hat, aber sie müssen eben in jedem einzelnen Fall kritisch geprüft werden.

Jägers Vortrag hat das Verdienst, dass er zuerst eine Quellenanalyse versucht und die beliebte Schlussfolgerung *ex silentio Polybii* zurückgewiesen hat. Denn wollte man ihr Raum geben, so könnte man ebenso gut *ex silentio Polybii* schliessen, dass er die Regulussage in ihren Anfängen gekannt hat, aber ihr nicht entgegen treten wollte, weil die Gesandtschaft des Regulus für den Verlauf des Krieges nicht von Einfluss war. Polybius schrieb etwa ums Jahr 140 und bewegte sich im Kreise der vornehmsten römischen Familien. Tuditanus war 129 Consul. Er hat die Regulussage jedenfalls nicht zuerst erfunden, sondern vorgefunden. Also musste sie 10—15 Jahre vorher auch Polybius in Rom kennen gelernt haben. Und wenn er nicht gegen sie auftritt, so ist er weder ein Zeuge dafür noch dagegen. Im Einzelnen ist noch nicht alles aufgeklärt, und vielleicht auch manche Combination Jägers zu unsicher. Mir scheint die Gesandtschaft des Regulus sicher zu sein, unsicher aber ist es, ob er von den Karthagern oder den römischen Gefangenen abgeordnet worden ist. Für die letztere Ansicht sprechen die späteren Quellen, wie z. B. Horatius.

Präsident Paehler: Meine Herren! Da die Ansichten sich noch so scharf einander entgegenstehen, so wird sich diese schon so viel behandelte Frage heute schwerlich zum Abschlusse bringen lassen. Ich empfehle Ihnen daher, dass wir von einer weiteren Debatte absehen und die streitenden Herren bitten, auf dem gewöhnlichen Wege wissenschaftlicher Discussion die Differenz zum Austrag zu bringen. (Zustimmung.)

Jedenfalls hat der Vortrag des Herrn Director Jäger das Verdienst, dass er zu erneuter Prüfung der Sache anregt, und glaube ich, in Ihrer aller Sinne zu handeln, wenn ich ihm dafür den Dank der Versammlung ausspreche. (Zustimmung.)

Der Präsident macht darauf mehrere Anordnungen bekannt, die mit Bezug auf die Ausflüge nach dem Niederwalde und der Saalburg getroffen seien, und fährt fort:

Ich möchte mir noch eine Bemerkung hinsichtlich eines Gegenstandes erlauben, der zu Klagen Veranlassung gegeben hat. Die Festschriften sind uns leider ausgegangen, so dass wir die Wünsche mancher Herren, die etwas später eingetroffen sind, nach dieser Richtung hin zu unserem Bedauern nicht haben befriedigen können. Wir hatten in dem Mitte August d. J. in ca. 2500 Exemplaren versandten Circulare alle, welche hierherzu gehen beabsichtigten, ganz dringend gebeten, uns baldigst davon Anzeige zu machen, da es für uns aus manchen Gründen von grosser Wichtigkeit war, wenigstens annähernd berechnen zu können, wieviel Theilnehmer wir zu erwarten hätten.

Unserem Wunsche ist von einem Drittel der Erschienenen freundlichst entsprochen worden. Ich kann es nicht unterlassen, diesen Herren für die liebenswürdige Berücksichtigung unserer Bitte eine ganz besondere Anerkennung und den herzlichsten Dank Namens des Präsidiums hierdurch auszusprechen. Die anderen Herren aber, die uns durch

ihr Erscheinen eine freudige Ueberraschung bereitet haben, ermahne ich — es im nächsten Jahre besser zu machen. (Heiterkeit.)

Unter diesen Umständen wird es erklärlich scheinen, dass wir uns in unseren Berechnungen getäuscht haben. Wir zählten auf 400 bis 500 Mitglieder, und die Versammlung umfasst deren über 800. So ist es gekommen, dass von allen Festschriften mit Ausnahme der in sehr starker Auflage gedruckten Usenerschen Schrift der Vorrath erschöpft ist, und hofft das Präsidium deshalb auf gütige Entschuldigung. Von Ottos Geschichte der Stadt Wiesbaden und Hey's Fremdenführer ist es uns möglich gewesen, noch je 100 Exemplare zu beschaffen, die sowohl im Anmelde- wie im Auskunfts-Bureau heute Morgen zur Vertheilung gelangen. (Bravo.)

Gestern Nachmittag hat die in der ersten Sitzung ernannte Commission über die Wahl des Ortes für die nächste Versammlung eine Berathung gehalten, zu der sich freilich nicht alle Mitglieder eingefunden hatten.

Ich ersuche Herrn Rector Prof. Eckstein über das Resultat der Besprechung kurzen Bericht zu erstatten.

Eckstein: Für die Berichterstattung über die Wahl des nächsten Versammlungs-ortes, welche mir übertragen ist, bin ich besser ausgerüstet als für die oratiuncula in memoriam Ritschelii.

Es war nothwendig, vorher die Ermittlungen anzustellen, obgleich wir die Vernachlässigung derselben bei der Wahl Wiesbadens nicht zu beklagen gehabt haben. Das Präsidium hatte sich in Weimar, Lübeck und Oldenburg bereits vergeblich bemüht und beehrte mich mit dem Auftrage, weitere Verhandlungen anzuknüpfen. An eine preussische Stadt konnte nicht gedacht werden, um die preiswürdige Liberalität der preussischen Staatsregierung nicht wieder in Anspruch zu nehmen, an eine südlich gelegene eben so wenig, weil Innsbruck und Tübingen, an eine nördliche nicht, weil Rostock vorangegangen. Das Augenmerk war auf die Mitte Deutschlands zu richten, und ich richtete meine Anfrage an Dessau. Das Ergebniss der Verhandlungen war, dass die Sache dort unausführbar sei, weil es an geräumigen Localitäten für die Hauptversammlung und Diners fehle und weil die Stadt nur einer mässigen Zahl von Besuchern Unterkommen zu bieten vermöge. Von Bremen aus telegraphirte Freund Hertzberg „Völlig unmöglich. Näheres brieflich“ und begründete diese lapidare Negation mit sachlichen und persönlichen Verhältnissen. Da er behauptet, dass die Inszenirung und Leitung einer solchen Versammlung sein Tod sein würde, musste von solcher Herzlosigkeit gegen den wackern Mann, dem wir recht langes Leben wünschen, abgestanden werden. Glücklicher war ich mit einer Anfrage bei dem Ober-Bürgermeister Fischer in Gera; sein Telegramm: „Wenn Unterkommen nicht zu schwierig, herzlich Willkommen!“; ein freundlicher Brief gab weitere Aufschlüsse, die nur vor allzugrossen Erwartungen warnen. Nach den glänzenden Leistungen dieser Stadt werden wir auch die kleineren Verhältnisse gern hinnehmen, zumal Versammlungen in solchen Orten immer viel Reiz gehabt haben. Gera liegt höchst anmuthig im Elsterthale, von waldigen Bergen umgeben, das Schloss über der gewerbthätigen, lebhaften Stadt, die überdies ein blühendes Schulwesen hat. Von allen Seiten ist der Ort durch Eisenbahnen leicht zu erreichen, und sollten Wohnungen fehlen, so ist Jena nahe genug, um Aushilfe zu bieten. Von dort werden auch die Vorsitzenden für die Sectionen genommen werden können. So bleibt mir nichts übrig, als im Auftrage der

Commission Ihnen Gera als nächsten Versammlungsort vorzuschlagen. In das Präsidium einzutreten hat sich Herr Gymnasialdirector Dr. Grumme gern bereit erklärt, wünscht aber den ersten Platz einem der Herren Professoren von Jena übertragen zu sehen. Die Commission ist der Ansicht, Ihnen die Wahl des Dr. Grumme zum Präsidenten vorzuschlagen, diesem die Wahl eines zweiten Präsidenten freizustellen und die Vereinbarung über den Platz den beiden Herrn zu überlassen.

Präsident: Wünscht Jemand zu diesem Vorschlage das Wort zu ergreifen?

Da dies nicht der Fall ist, so frage ich die Versammlung, ob sie die Wahl von Gera und den Antrag bezüglich der Ernennung des Präsidenten billigt. Diejenigen Herren, die dagegen sind, wollen sich erheben! — der Vorschlag ist einstimmig angenommen.

Hierauf hält Gymnasialdirector Prof. Dr. Genthe (Corbach) über das vom römisch-germanischen Museum zu Mainz durch die Freundlichkeit des Directors Lindenschmit ausgestellte Modell der vollständigen Bewaffnung eines römischen Legionars den folgenden Vortrag:

Hochansehnliche Versammlung!

Wenn ich es unternehme, die hier ausgestellten Modelle römischer Kriegswaffen, welche aus den Werkstätten des römisch-germanischen Centralmuseums in Mainz hervorgegangen sind, mit einigen Bemerkungen zu erläutern, so kann ich das zunächst nicht thun, ohne mit Trauer des Mannes zu gedenken, an dessen Stelle mir diese Aufgabe geworden ist. Koechly hatte diese Modelle Ihnen zu erläutern schon versprochen, als eben die ersten Versuche zur Herstellung derselben gemacht wurden. Er hat es im Fortgang der Arbeit nicht an einsichtigem Rath, nicht an wohlwollender Ermuthigung (denn die Schwierigkeiten waren grösser als man meinen sollte), er hat es auch nicht an eifrigem, ungeduldigem Drängen fehlen lassen, wie er ja alles mit jugendlichem Feuer anzufassen pflegte. Wenn ihn gestern Eckstein in seiner Gedächtnissrede auf Ritschl als *vir rerum novarum cupidissimus* bezeichnet hat, so wollen wir das in Erinnerung an die pädagogischen Thesen von 1849 und an so manche stürmische Debatte, welche durch dieselben hervorgerufen ist, gelten lassen, aber bei allen denen, welche den Heimgegangenen näher gekannt, welche seine lebensvollen Vorträge auf den grossen Philologenversammlungen oder in den engeren Vereinigungen der mittelrheinischen Gymnasiallehrer gehört haben, darf ich wohl auf Zustimmung rechnen, wenn ich ihn auch als *vir antiquitatis studiorum amantissimus* bezeichne. Sein Wort in Betreff der Erläuterung dieser Modelle einzulösen hat ihn der Tod gehindert. Da ich die Ehre gehabt habe noch zwei Jahre mit ihm im auswärtigen Vorstande des römisch-germanischen Centralmuseums zu sein, so fiel mir gewissermassen als Erbschaft die Pflicht zu diese Erläuterung zu übernehmen. Ich unterziehe mich der Erfüllung dieser Ehrenpflicht um so bereitwilliger, als der Gegenstand mit meinen eigenen Studien und Forschungen auf das engste zusammenhängt. Ehe ich die Erläuterung selbst vornehme, will ich nicht verfehlen, dem Präsidium der Versammlung besonderen Dank dafür auszusprechen, dass es dieser Demonstration einen Platz in den Verhandlungen des Plenums eingeräumt hat. In der That sind ja mehrere Sectionen, in welchen dieser Vortrag füglich hätte gehalten werden können, fast in gleicher Weise bei dem Gegenstande desselben interessirt; die archäologische Section, weil die ausgestellten Modelle die Summe aller bisher gewonnenen Erkenntniss hinsichtlich der betreffenden römischen Waffenstücke in sich verkörpern; die pädagogische, da für

Anschauungsunterricht hier ein Hilfsmittel ersten Ranges vorliegt; die exegetisch-kritische Section endlich insofern, als diese Modelle der zweiten Seite der Erklärung alter Schriftsteller das reale Element in geklärtester Gestalt bringen, so dass es möglich ist, in die von Professor Steinthal gestern besprochene Formel  $P = L$  statt vieler bisher unbestimmter oder unrichtiger Anschauungen von militärischen Rüstungsgegenständen bestimmte richtige und zugleich lebensvollste Anschauungen einzusetzen. Vielleicht kann die Anordnung des Präsidiums auch noch durch das grosse und allgemeine Interesse veranlasst gelten, welches gegenwärtig weit über die Kreise der eigentlichen Fachmänner hinaus für eine lebensvolle Erfassung der Vergangenheit besteht, und insofern darf ich Sie alle, die Sie in diesem weiten Saale versammelt sind, als Interessenten des Gegenstandes betrachten und begrüssen.

An den ausgestellten Modellen wird dem Sachkenner sofort in manchen Punkten ein Widerspruch mit den herkömmlichen Vorstellungen und Abbildungen von römischen Kriegswaffen auffallen. Was bisher bildlich veranschaulicht oder mit Worten beschrieben worden ist, beruhte seit dem noch heute oft ohne Namensnennung benutzten und popularisirten Werke von Justus Lipsius de militia Romana auf den bekannten Bildwerken an den Siegessäulen des Traianus und Antoninus sowie den Triumphbögen des Titus, Septimius Severus und Constantinus (an dem bekanntlich auch Stücke aus traianischer Zeit befindlich sind) und endlich, mehr als man meinen sollte, auf den Miniaturen des Vaticanischen Vergilius. Diese Darstellungen an den gewaltigen Siegesdenkmälern römischer Kaiser hat man erst in neuester Zeit aufmerksam mit den originalen Fundstücken zu vergleichen begonnen, welche in den zahlreichen römischen Castellen und Niederlassungen auf deutschem, englischem und französischem Boden zu Tage gekommen sind, nicht in Gräbern, wie ich gleich bemerken will, da dem römischen Krieger nicht wie dem germanischen Waffen als Beigabe mit in das Grab gegeben wurden. Der Unterschied, der sich bei dieser Vergleichung herausstellte, war so gross, dass man manche jener Funde, obwohl sie inmitten unzweifelhaft römischer Mauern und Wälle und dicht neben anderen unzweifelhaft römischen Gegenständen gemacht waren, gradezu als unrömisch anzusehen geneigt war. Man dachte an Waffen von germanischen und keltischen Hilfsvölkern. Aber die gefundenen zeigten unzweifelhaft römische Technik und in ihrer genauen Uebereinstimmung sichtlich fabrikmässige Herstellung. Und wie seltsam erschien es, dass neben Werkzeugen, Schmuck- und Gebrauchsgegenständen, neben Ziegeln und Grabsteinen echter Legionarsoldaten nur Waffenstücke von Auxiliaren gefunden sein sollten! Grade die Grabsteine gaben schliesslich den Ausschlag. Man sah aus den sichtlich genau gearbeiteten Darstellungen auf ihnen, dass man es wirklich mit echten Legionarwaffen zu thun hatte und dass also die Verschiedenheit von den auf den Triumphbögen und Siegessäulen Roms dargestellten eine andere Erklärung fordere. Ich finde eine ausreichende Erklärung in folgender Erwägung. Jene Säulen und Bögen sind Monumentalbauten, deren Bilderschmuck, so wenig er auch ein ideal künstlerischer sein sollte, doch immerhin gewissen künstlerischen Forderungen sich fügen musste. Sie waren bestimmt, inmitten einer mit Kunstwerken und künstlerischem Schmuck reich ausgestatteten Umgebung zu wirken und dem Auge eines dafür mit Verständniss und Empfänglichkeit ausgestatteten grossstädtischen Publikums zu genügen. Die Entwürfe, Zeichnungen und Modelle dazu gingen sicherlich von namhaften Künstlern aus, wenn auch die Ausführung dem geschulten Personale einer Bau-



hätte, um mittelalterlich zu reden, anvertraut werden konnte und nicht den Meissel eines Künstlers verlangte. In der Composition sind gewisse künstlerische Impulse unverkennbar. Es kommen Marschordnungen, Stellungen, Bewegungen vor, die durch die Natur kriegsmässiger Waffenführung an sich verworfen werden müssen, die aber sich durch ihre optische Wirkung als nothwendig herausstellten. Auch die äussere Beschaffenheit jener grossartigen Siegesdenkmäler machte gewisse Forderungen geltend. Hoch emporsteigend — die Trajanssäule ist 117 Fuss hoch — zeigten sie ihre Bildwerke dem Auge des Beschauers nicht in der Horizontale oder einer mässigen Erhebung, sondern in einem so spitzen Winkel, dass die optische Wirkung wesentlich beeinflusst wurde. An der Trajanssäule nimmt deswegen selbst die Breite der Reliefstreifen nach oben hin entsprechend zu. Um in solchen Höhen noch angemessen zu wirken, durfte mancher Bewaffnungsgegenstand nicht einfach realistisch wiedergegeben werden. Das Pilum z. B. würde getreu nachgebildet nicht als eine todbringende Waffe, sondern das schmale, lange Klingeneisen würde als blosser Strich erschienen sein. Mit dem Pilum marschirende Kriegerreihen konnten in solchen Höhen als drohende Vertreter römischer Waffenmacht nur dann den gewünschten Eindruck machen, wenn die Klingen stark ins Auge fielen. Man verzichtete daher principiell auf die Darstellung des Pilums und gab den Kriegern eine Lanze mit breiterer Klinge. — In gleicher Weise war der Helm mit seinem Wangen- und Nackenschirme zwar eine vorzügliche Schutzwaffe, aber für die künstlerische Darstellung marschirender oder kämpfender Soldaten, in deren Gesichtszügen wechselnde Charakteristik ausgedrückt und namentlich der Gegensatz zu Barbaren hervorgehoben werden sollte, ganz ungeeignet. Man gab daher den Soldaten einen halbkugelförmigen Helm mit zwei Finger breitem und der Form des Hinterkopfes sich anschmiegendem Nackenschirme und dem einem aufgeschlagenen Visir gleichenden Stirnschutz. Derselbe war höchst kleidsam und liess das Gesicht völlig frei, so dass der gewünschten Charakterisirung der Soldaten völlig Rechnung getragen werden konnte. — Auch das Legionarschwert war nicht dazu angethan, in naturgetreuer Copie verwendet zu werden, wenn es sich darum handelte, Kampfszenen darzustellen. Dazu war die Klinge dicht am Griffe zu breit und der Knauf am Griffe selbst zu plump; fast kugelförmig würden diese ober- und unterhalb der führenden Faust erschienen sein. Man nahm deshalb eine modificirte Form, welche sich zum Theil den durch die griechische Plastik begründeten Traditionen anschloss.

Zu solchen Darstellungen auf den monumentalen Kriegsbildern der Säulen und Bögen bilden nun die auf Grabsteinen römischer Soldaten einen erheblichen Gegensatz. Man hat diesen bescheidenen Sculpturen, die in Deutschland, Frankreich und England in ziemlicher Zahl erhalten sind, wie gesagt, erst in neuester Zeit mehr Aufmerksamkeit zugewendet. Sie sind für unsere Kenntniss aller Details der Ausrüstung und Bewaffnung römischer Soldaten die wichtigste Quelle. Es herrscht völlig realistische Behandlung unter Ausschluss jeder idealisirenden oder ästhetischen Rücksicht. Peinlich treue Wiedergabe der Natur wird in allem und jedem erstrebt. Man sieht, diese Darstellungen waren nicht bestimmt in reich geschmückten städtischen Anlagen und von verwöhnten Augen gesehen zu werden. Für Soldaten und ein Garnisonpublikum waren sie bestimmt. Die Auftraggebenden wie die übrigen Interessenten verlangten die minutiöseste Wiedergabe alles dessen, worauf im Dienste und im Soldatenleben Werth gelegt wurde. Vollständigkeit der Ausrüstung, probemässiges Sitzen der einzelnen Gegenstände, genaue Angabe der

Decorationen wurde in erster Linie gefordert. Ein Fehler darin, wenn auch nur in der Zahl der Knöpfe oder Ringe oder Nieten, in der Anordnung eines Gehänges, der Haltung einer Waffe forderte die Kritik des Soldatenpublikums heraus, die Schusterkritik, wie sie an dem Gemälde des Apelles geübt ward. Wie auf den noch in meiner Jugend verbreiteten Bilderbogen vom reichen Bauer Troll, der sich und sein Weib Marein und seine Töchter abcenterfeien lässt, nichts von dem fehlen sollte, worauf in der Bauernwirthschaft Werth gelegt wurde, so wollten jene Soldaten alles auf dem Steine vollständig sehen, was in ihren Augen Wichtigkeit hatte. Wie sehr dabei jede andere Rücksicht zurücktrat, zeigt an einem ergötzlichen Beispiele jener Grabstein eines Reiters, auf welchem die Phalaren, da sie an ihrer eigentlichen Stelle nicht deutlich und vollständig genug angebracht waren, von dem Steinmetz eigens noch einmal unterhalb des Pferdes angebracht worden sind.

Mit den so peinlich naturgetreuen Darstellungen von Waffenstücken auf diesen Grabsteinen stimmen nun die in den römischen Castellen und Niederlassungen gefundenen Waffen in allen wesentlichen Punkten überein. Wo diese Uebereinstimmung vorliegt, haben wir für alle antiquarischen Untersuchungen über römische Bewaffnung den sichersten Boden.

Was Sie, hochgeehrte Anwesende, hier sehen, ist bis auf drei Stücke originalen Fundstücken nachgebildet. Nur nach Anleitung der Grabsteine sind angefertigt der Mantel, die Lorica und die Tunica. Der Stoff dieser Ausrüstungsgegenstände war zu vergänglich. Keiner der aus wahrscheinlich filzähnlichem Wollenstoffe gefertigten Kriegsmäntel hat sich erhalten. Für den hier ausgestellten wird daher nur hinsichtlich der Grösse und Anordnung Treue in Anspruch genommen. Das Vorbild gaben mehrere Mainzer Grabsteine. — Auch von der Lorica hat sich kein vollständiges Exemplar erhalten, wenn auch die grössere Dauerhaftigkeit des Leders u. a. auch eine Anzahl wohlerhaltener römischer Soldatenschuhe hat auf uns gelangen lassen, an denen wir z. B. die Art des Zweckenbeschlages der Sohlen aufs beste ersehen können. Die hier ausgestellte Lorica ist der wohl erhaltenen Zeichnung auf dem Denkstein eines Signifer der 5. Cohorte der Asturen (Museum in Bonn) nachgebildet. Auf den Verschluss derselben mit einer Reihe von beinernen Knöpfen mache ich besonders aufmerksam. Solche Knöpfe haben sich u. a. in Mainz oft und in grösserer Zahl und in verschiedenen Grössen gefunden. Ihre Verwendung zum Verschlusse der Lorica ist aus Lederresten, in denen sie noch sass, von Lindenschmit mit Sicherheit festgestellt. — Drittens also die Tunica aus weissem Wollenzeuge. Von ihr gilt dasselbe, was oben beim Sagum betont ist. Faser und Farbe des Stoffes kann nicht verbürgt werden, sondern nur Grösse, Schnitt und Sitz, für welche Grabsteine der Sammlung in Kreuznach von dem Gräberfelde bei Bingerbrück die erforderliche Anleitung gaben. Beachten Sie dabei die rechts und links nach den Hüften gezogenen Bogenfalten, die wir, weil sie auf den Grabsteinen mit grosser Regelmässigkeit dargestellt sind, als ordonnanzmässige Anordnung zu betrachten haben. In allen solchen Dingen waren die Römer durchaus Vorläufer echten Commisdienstes mit seinem Fum-Fum, wie es in der Kunstsprache der Caserne bei uns heisst.

Alle übrigen Ausrüstungsgegenstände und Waffenstücke, welche Sie hier sehen, beruhen auf unmittelbarer Nachbildung resp. Abformung von Originalen. Zuerst der eiserne, mit Bronzebeschlägen versehene Helm. Das Original desselben ward in dem

Castell von Niederbieber gefunden und befindet sich jetzt in der fürstlichen Sammlung zu Neuwied. Die Kopf und Hals deckenden Schirme, welche diese Bildung des Helmes in so auffälliger Weise von der auf den stadtrömischen Siegesmonumenten verwendeten Helmform unterscheiden, sind in ganz gleicher Weise auch auf Grabsteinen sichtbar. Zur Vergleichung lasse ich einige Lithographien solcher Grabsteine in der Versammlung circuliren; dieselben können auch der Besprechung der folgenden Waffenstücke dienen. — Der räumlichen Anordnung folgend nenne ich Ihnen nun weiter die bronzene Fibula auf der Schulter, nach einem Mainzer Originale angefertigt; sie ist stärker als die an bürgerlicher Kleidung gewöhnlich verwendeten, so dass sie zugleich eine Verstärkung der Panzerung bildete; im Uebrigen zeigt sie nichts Bemerkenswerthes. — Der Clipeus ist in allen einzelnen Theilen als Umbo, Fulmen und Randbeschlägen nach Details des Mainzer Museums, die dort auf dem Kästricht gefunden sind, hergestellt. Zu beachten ist im Vergleich zu bisher verbreiteten Vorstellungen, dass derselbe völlig flach ist. Es ergab sich das mit Sicherheit aus der Beschaffenheit der Randschienen und des Fulmen, welche keinerlei Krümmung oder Wölbung zeigten. — Dagegen ist die Wölbung des Scutum unzweifelhaft; der Umbo des hier ausgestellten Modells ist eine galvanoplastische Copie des bekannten Buckels in der Sammlung des Rev. Greenwell zu Durham in England. — Ich komme zu dem überaus stattlichen Schwerte. Zur Herstellung dieses Modells sind verwendet worden eine gut erhaltene Klinge des Mainzer Museums, dazu die Scheide des gegenwärtig dem British Museum angehörigen Schwertes, welches in den archäologischen Kreisen unter dem Namen des Tiberiusschwertes bekannt ist, aber nicht eine Waffe des Kaisers, sondern eine gewöhnliche Legionarwaffe gewesen ist, allerdings eine stattlichere und geschmücktere als das Faschinenmesser unseres heutigen Fussvolkes. Der hier ausgestellte Griff ist nach einem Holzgriffe aus der römischen Waffenbeute des Nydamer Bootes (Museum zu Kiel) angefertigt. Das Mainzer Museum liefert das Schwert auch mit einem andern Griffe aus Buchsbaumholz, der nach einem Originale aus Elfenbein (Museum in Mainz) hergestellt ist. Bei diesen Griffen ist besonders auffällig, weil den bisher verbreiteten Ansichten stark widersprechend, die mächtige Ausladung des Griffes über dem Klingenansatz, sowie die starke Bildung des Knaufes. Jene Ausladung, unten fast tellerförmig, nach oben kegelförmig sich bis zur Griffstärke verjüngend, gibt ein äusserst solides Stichblatt ab; der dicke und breite Knauf sicherte ebenso die Faust von oben her und hinderte andererseits auch das Entgleiten des Schwertes bei heftigem Kampfe. Ich will dabei nicht unterlassen darauf hinzuweisen, dass diese Bildung des Griffes als eine Aufnahme oder Fortsetzung der Bildung erscheint, welche aus Funden in Etrurien und Hallstadt (vgl. auch die von Gentzkow und Retzow in Mecklenburg) als etruskische bekannt geworden ist. Da nun auch, um das hier gleich vorweg zu nehmen, in etruskischen Gräbern gefundene Lanzenklingen im wesentlichen alle Eigenheiten des römischen Pilums zeigen, so ergibt sich zu dem schon von den Alten selbst bemerkten und daher bekannten samnitischen Einfluss auf die Art der schweren römischen Legionarrüstung noch eine interessante Parallele etruskischen Einflusses auf die Gestaltung der beiden wichtigsten Trutzwaffen des Legionarsoldaten. — Der stilvolle Pugio ist in Klinge und Scheide Copie eines Originales im Museum zu Speyer; der Griff ist nach einer sehr gut erhaltenen Skulptur auf dem Grabsteine des Flavoleius (Museum zu Mainz) geformt, da sich kein Original erhalten hat. — Schwert und Dolch hängen, ersteres rechts, letzterer links an einem

breiten Doppelgürtel (baltæus), deren Anordnung nach Grabsteinen vom Gräberfelde bei Bingerbrück (Sammlung in Kreuznach) getroffen ist. Die bronzenen Beschlagplättchen der Gürtel, welche dieselben zu einem ebenso prächtigen Ausrüstungsgegenstand wie trefflichen Schutzmittel für Magenröhre und Leib machen, sind nach Originalen geformt.

Es bleibt nun noch das Pilum übrig. Wenn ich an die verschiedenen Constructionen desselben und den leidenschaftlichen Eifer denke, mit welchem dieselben vertheidigt sind, bin ich stark in Versuchung, die Worte 'pila minantia pilis' des Lucanus zu citiren, den in kritischer Gestalt zu liefern ich mich der gelehrten Welt gegenüber noch immer als verpflichtet erachte, nachdem das 'nonum prematur in annum' nun schon zweimal verstrichen ist. Rüstow hatte in neuerer Zeit zuerst eine Construction des Pilums gegeben und durch Abbildung in seinem Buche über Heerwesen und Kriegführung Cäsars besonders in schulmännischen Kreisen heimisch gemacht. Gegen die Richtigkeit derselben bin ich zuerst, soviel ich weiss, aufgetreten. Ich that es bei Gelegenheit einer Besprechung des Werkes des inzwischen verstorbenen Generals von Peucker über germanisches Kriegswesen der Urzeit. Ein glücklicher Zufall liess damals (1863) grade die ersten authentischen Pilumklingen in den Rheinlanden zu Tage kommen, und Fleckeisen verabsäumte es bei seiner bekannten Umsicht und Sorgfalt als Redacteur der Jahrbücher für Philologie nicht, meinem Hinweise auf die Thatsache, dass wir für Kenntniss der weltgeschichtlichen römischen Kriegswaffe nur auf Sculpturen angewiesen seien, in einer Anmerkung die Notiz dieser wichtigen Funde hinzuzufügen. — Was mich gegen Rüstows Construction einnahm, waren sehr praktische Erwägungen. Ein in natürlicher Grösse ausgeführtes Modell derselben ergab keine handliche, wenn auch wuchtige Kriegswaffe, sondern einen Pallisadenpfahl mit langer eiserner Spitze. Man mag mit Kopp, der noch immer dieses Unding von sein sollender Waffe festhält, die übertriebensten Vorstellungen von den gestählten Muskeln römischer Soldaten haben, so hat doch schliesslich alles seine Grenze. Wenn ein von Haus aus kräftiger deutscher Mann, der 26 Jahre hindurch geturnt hat, der in allen Waffentübungen gründlich zu Hause und im Gerwurf auf keinem Männerturnplatze übertroffen ist, mit dem Rüstowschen Pilum nicht weiter als auf 12 Schritte einen sichern Wurf auszuführen vermochte, so wird das auch wohl als Maximalgrenze dessen gelten müssen, was von römischen Soldaten erwartet werden konnte. — Ich will mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit Sie nicht mit Einzelheiten des Pilumstreites weiter ermüden. Dem Richtigen sehr nah kam der französische Gelehrte Quicherat. Was an dessen Annahmen und Constructionen noch zu berichtigen war, hat Lindenschmit umsichtig erledigt. Den Gewinn seiner Untersuchungen sehen Sie in den beiden hier ausgestellten Pilen vor sich. Des einen Schäftung, welche als der ältere Typus gelten kann, stützt sich auf die bekannte Beschreibung des Pilums bei Polybius und die damit übereinstimmende Darstellung auf dem Denksteine des Valerius Crispus im Wiesbadener Museum. Der Knauf mit seiner turnierlanzenähnlichen Verjüngung zeigt deutlich, wie man die Benennung des Wirthschaftsgeräthes (Pilum-Stampfe) auf diese Wurfwaffe übertragen konnte. An dem anderen Pilum, welches den jüngeren Typus vertritt, fehlt der Knauf. Der Schaft ist gleichförmig stark. Die Klinge ist nach einem gut erhaltenen Exemplare gebildet, welches in dem Taunuscastell Hofheim gefunden worden ist und sich jetzt hier im Wiesbadener Museum befindet.

Diese gesammten Modelle, hochverehrte Anwesende, sind auf besondere Veranlassung

der deutschen Reichsverwaltung hergestellt, welche die Unterstützung aus Reichsmitteln, die das Römisch-Germanische Centralmuseum bezieht, mit an die Verpflichtung geknüpft hat, zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke auch solche Veranschauligungsmittel herzustellen. Es wird daher an alle Universitäten und höhere Lehranstalten in nächster Zeit von der Museumsverwaltung ein geschäftliches Circular versendet werden, welches ein Verzeichniss der Gegenstände enthält, welche zum Selbstkostenpreise vom Museum zu beziehen sind. Die Sachen sind theurer, als man meinen sollte, aber eben deswegen sei das Unternehmen Ihrer freundwilligen Unterstützung bestens empfohlen. In Nürnberg beim Jubiläum des Germanischen Nationalmuseums haben die hier ausgestellten Modelle bereits allgemeinen Beifall gefunden. Ein Theil derselben hat auch dem Bundeskanzleramte und dem Reichstage vorgelegen, und es ist Ihnen vielleicht von Interesse und zugleich noch eine Empfehlung der Modelle, wenn ich Ihnen mittheile, dass auch der grösste Stratege unseres Jahrhunderts, Feldmarschall v. Moltke, sich anerkennend über die Kriegstüchtigkeit dieser Waffen ausgesprochen hat. (Lebhaftes Bravo.)

Präsident Paehler: Vielleicht möchte von den Anwesenden der eine oder andere zu dem eben gehörten Vortrage, für den Sie, meine Herren, Ihren Dank schon selbst zu erkennen gegeben haben, eine Frage an den Herrn Collegen Genthe zu stellen geneigt sein. Es wird sich aber meines Ermessens empfehlen, dies bis nach Schluss der Sitzung zu verschieben, da wir dann noch Zeit gewinnen für den Vortrag „Ueber die Entstehung des delisch-attischen Bundes“, zu welchem ich jetzt Herrn Dr. Leo das Wort ertheile.

Privatdocent Dr. Leo (Bonn) führt nach einigen einleitenden Bemerkungen Folgendes aus: Adolf Kirchhoff hat im 11. Bande des Hermes durch eine einfache und schlagende Erwägung die für unsere Kenntniss von der Entwicklung des attischen Reiches überaus wichtige Thatsache festgestellt, dass die Eintheilung des delisch-attischen Bundesgebietes in Verwaltungsbezirke eine unmittelbar nach Stiftung des Bundes getroffene Massregel war und dass die Bildung der einzelnen Bezirke successiv nach Massgabe der fortschreitenden Erweiterung des Bundesgebietes erfolgt ist. Aus den erhaltenen Quotenlisten musste man das Gegentheil folgern. Diese nämlich zählen in den ersten Jahren nach Einsetzung der attischen Polias als Bundesgöttin die Städte in bunter und offenbar zufälliger Reihenfolge auf: in derselben vielleicht, in welcher sich die Abgeordneten bei den Schatzmeistern des Bundes eingefunden hatten, um ihre Zahlungen zu leisten. Erst im 12. Jahre der Tributquoten (Ol. 84, 2), nachdem sich allmählich das Streben nach geographischer Gliederung bemerklich gemacht hat, erscheinen die fünf Rubriken des ionischen, hellespontischen, thrakischen, karischen und Inseltributs; diese Rubriken gelten, bis nach Ausgang des Samischen Krieges das ionische mit dem karischen Gebiet aus dem von Löschcke (*de titulis aliquot atticis quaestiones historicae. Bonnae 1876*) nachgewiesenen Grunde zu einem Verwaltungsbezirk vereinigt werden. Dass dies späte Auftreten der Bezirke in den Listen nicht auf eine erst gleichzeitig damit erfolgte Eintheilung des Bundesgebiets zu deuten ist, beweist die Zugehörigkeit der ganz von karischem Gebiet umschlossenen Insel Nisyros zum ionischen Bezirk; während gleicherweise Lemnos und Imbros nicht zum thrakischen oder hellespontischen, sondern zum Inselbezirk, die Euboea vorgelagerten Inseln Ikos, Skiathos, Peparethos nicht zum Inselbezirk, sondern zum thrakischen gehören. Daraus geht hervor, dass der ionische Bezirk vor dem karischen und der Inselbezirk sicher nicht zugleich mit dem thrakischen, d. h. dass er vor demselben

eingerrichtet wurde; unmittelbar ergibt sich, dass der thrakische erst nach den Unternehmungen Kimons an der thrakischen Küste, der karische erst nach der Schlacht am Eurymedon zum Bunde gekommen ist: mithin sind die Quartiere vor den ältesten uns bekannten Unternehmungen des Bundes, und zwar zu Anfang nur das hellespontische, ionische und Inselquartier eingerichtet worden.

Diese Folgerungen Kirchhoffs sind unwidersprechlich; sie geben uns die erste sichere Grundlage für unsere Kenntniss von den Anfängen des Bundes und seiner Geschichte in der überlieferungslosen Zeit. Die nächste sich erhebende Frage ist die nach der Anzahl der Städte, welche dem Bunde bei seiner Bildung sich anschlossen; mit andern Worten die Frage, ob jene drei Kreise von vornherein die später in den Tributlisten erscheinende Ausdehnung besaßen. Kirchhoff gibt dies für den hellespontischen und Inselbezirk zu; für den ionischen sucht er die Ansicht zu begründen, dass dieser bis zur Schlacht am Eurymedon nur aus den der kleinasiatischen Küste vorliegenden Inseln Lesbos, Chios, Samos mit Amorgos, Ikaros und wahrscheinlich Nisyros bestanden habe.

Die Wichtigkeit der Frage leuchtet ein. Es handelt sich darum zu wissen, ob die hellenischen Pflanzstädte der mysischen und lydischen Küste noch etwa 15 Jahre nach siegreicher Beendigung des grossen Kampfes in den Händen der Perser gelassen wurden, oder ob dieselben schon lange vor Unterwerfung des karisch-lykischen Küstenlandes freie Glieder des delischen Bundes waren. In den bisherigen Darstellungen, deutschen wie englischen, herrscht begreiflicherweise Unklarheit über diese Verhältnisse; um so nothwendiger ist es, zu der sehr klaren Erörterung Kirchhoffs Stellung zu nehmen. Dies wird nur geschehen können, indem wir die überlieferten Daten einer nochmaligen Prüfung unterziehen.

Um einer zweiten Erhebung des ionischen Küstenlandes vorzubeugen, hatten sich nach der Schlacht bei Salamis die Ueberreste der persischen Flotte auf Samos festgesetzt (Herod. VIII, 130). Dass die Griechen, welche sie unbehelligt aus dem Saronischen Busen hatten entkommen lassen, ihnen nach Kleinasien folgen würden, vermutheten sie keineswegs. Und die Peloponnesier waren in der That weit entfernt von solchen Absichten. Dagegen hatte Themistokles den Athenern, deren Gedanken er seit mehr als einem Jahrzehnt auf das ägäische Meer als den Boden zur Bildung einer attischen Macht gelenkt hatte, gleich nach der Schlacht einen Zug gegen den Hellespont und Ionien für das nächste Frühjahr in Aussicht gestellt. Dazu aber das Haupt des Bundes zu bewegen bedurfte es stärkerer Ueberredungsmittel. So ergriffen denn die Ionier, d. h. nach herodotischem Sprachgebrauch die ionisch-äolischen Küstenstädte mit den vorliegenden Inseln, mit oder ohne Einwirkung der Athener, die Initiative. Männer aus Chios, ἰώνων ἄγγελοι (Herod. VIII, 132), gingen zuerst nach Sparta, dann im Frühjahr 479 zur Flotte nach Aegina, um die Hellenen zur Befreiung Ioniens aufzufordern. Mit Mühe brachten sie die Flotte bis Delos; von da aber wollte Leotychides nicht weiter, denn ihm und seinen Landsleuten schien damals noch Samos so weit entfernt wie die Säulen des Herakles (Herod. a. O.); nach Monaten, wohl erst im September, erschienen abermals Gesandte, diesmal von Samos, welche den Abfall aller Ionier bei Erscheinen der hellenischen Flotte in Aussicht stellten. Leotychides liess sie als Bundesgenossen Treue und Eidschwur leisten, dann vertraute er sich ihrer Führung, und so segelten die Griechen nach Samos (Her. IX, 90. 91), während die Perser sich auf das Festland zurückgezogen hatten.

Vor der Schlacht lässt dann Leotychides noch besonders die sämtlichen Ionier durch einen Herold zum Abfall auffordern. Während des Kampfes gehen in der That zuerst die Samier, dann οἱ ἄλλοι Ἴωνες, von denen speciell die Milesier genannt werden, zu den Griechen über. „Und so“ sagt Herodot (IX, 104) „fiel Ionien zum zweitenmale von den Persern ab.“

Dass Ephoros, dessen Bericht im Auszuge bei Diodor vorliegt, die Aeoler (aus Localpatriotismus, wie Kirchhoff erkannt hat,) noch besonders nennt, thut nichts zur Sache (Diod. XI, 36, 5); schon nach Herodots Erzählung steht es fest, dass in der Schlacht bei Mykale die ionischen und äolischen Küsten- und Inselstädte von den Persern abfielen. Und zwar ergibt sich aus dem Ausdrücke des Herodot sowohl wie aus der Nachricht, dass sich die Trümmer des persischen Heeres sofort nach Sardes zurückzogen, besonders aber aus den folgenden Ereignissen, dass die Städte selbst durch Vertreibung der persischen oder persisch gesinnten Machthaber sich der von den Truppen begonnenen Freiheitsbewegung anschlossen.

Als nun die Perser zu Wasser und zu Lande geschlagen und die Ionier zu den Griechen übergetreten waren, da wurde es den Peloponnesiern klar, wie unbequem und gefährlich die Folgen dieser Umwandlung des Vertheidigungs- in einen Angriffs- und Befreiungskrieg zu werden drohten. Die nächste Verpflichtung war, die abgefallenen Städte in den bei Beginn des Krieges unter spartanischer Führung geschlossenen panhellenischen Bund aufzunehmen; aber jetzt das Bundesgebiet bis über die kleinasiatische Küste auszudehnen, erschien den Peloponnesiern begreiflicherweise als ein unmögliches Beginnen. Sie fanden eine für die damalige spartanische Politik sehr bezeichnende Auskunft. „Nach der Schlacht“ erzählt Herodot (IX, 106) „landeten die Hellenen in Samos und beriethen — nicht etwa über die Aufnahme in den Bund, sondern — über die Umsiedelung der Ionier und über die Orte im eignen Lande, an denen sie wieder angesiedelt werden sollten. Denn es schien ihnen unthunlich fortwährend als Wache vor der ionischen Küste zu liegen; ohne diesen Schutz aber waren die Ionier der Rache der Perser hoffnungslos ausgesetzt. Deshalb hatten die Führer der Peloponnesier vor, die hellenischen Völkerschaften, die es mit den Persern gehalten hatten, aus ihren Hafenplätzen zu vertreiben und den Ioniern das Land zur Bewohnung zu geben. Da aber erklärten sich die Athener sowohl gegen die Umsiedelung der Ionier, als auch überhaupt dagegen, mit den Peloponnesiern über das Schicksal ihrer eigenen Colonien zu berathen. Dem heftigen Widerstande der Athener gaben die Peloponnesier nach und nahmen so die Samier, Chier und Lesbier und die andern Inseln, welche mit den Hellenen gekämpft hatten, in die Bundesgenossenschaft auf, nachdem sie sich auf Treue und Eidschwur verpflichtet hatten, im Bunde bleiben und nicht abfallen zu wollen. Darauf segelten sie gegen den Hellespont, um die Brücken abzubrechen.“

Diese Darstellung Herodots ist natürlich unbedingt glaubwürdig. Alle Einzelheiten, der Plan der Peloponnesier, das Scheitern desselben an dem Einspruch der Athener, der Compromiss demzufolge nur die Inseln in den Bund aufgenommen werden, all dies steht auch widersprechenden Nachrichten gegenüber, die alsbald ihre Erledigung finden werden, fest. Freilich bedeuten die samischen Beschlüsse nichts Geringeres als die völlige Preisgebung der ionischen Küste von Seiten des Bundes, die Preisgebung nach einem entscheidenden Siege über Heer und Flotte der Barbaren, nachdem die Auffor-

derung zum Abfall von den hellenischen Führern selbst geschehen war, nachdem, was mehr ist, die ionischen Städte auf das Andringen der Athener in ihren Wohnsitzen verblieben waren.

Dass im Widerspruch hiermit Diodor nach Ephoros erzählt (XI, 37, 1), Leotychides und Xanthippos hätten die Aeoler und Ionier zu Bundesgenossen gemacht, dann hätten, sie sie überredet nach Europa umzusiedeln, die Aeoler und Ionier wären auch schon bereit dazu gewesen, als die Athener ihre Meinung geändert und ihnen gesagt hätten, wenn auch keiner der Hellenen ihnen beistehe, so würden sie, die Athener, als ihre Stammesgenossen ihnen beistehen, und darauf hätten die Ionier beschlossen in Asien zu bleiben — diese Darstellung des Ephoros kann uns nicht irre machen; erstens ist, wie Kirchhoff bemerkt, der Vorgang hier in unmöglicher Weise dargestellt — denn wie konnte man den Ioniern noch nach ihrer Aufnahme in den Bund die Umsiedelung zumuthen? — und zweitens ist der ganze Bericht des Ephoros als eine Verquickung der herodotischen und der gleich anzuführenden thukydeischen Erzählung, versetzt mit den gewöhnlichen Willkürlichkeiten des Isokrateers, ohne Mühe nachzuweisen.

Nun folgt aber daraus, dass die Erzählung Herodots wahr ist, nicht mit Nothwendigkeit, dass sie auch vollständig sei. Und es ist in der That nicht zu verkennen, dass in dem Berichte von den Verhandlungen auf Samos eine wesentliche Lücke besteht. Wir begreifen es, dass die Peloponnesier, nachdem ihnen der geschickt angelegte Plan, durch Wiederverpflanzung der Ionier ins Mutterland die Nordgrenze gegen den Feind zu sichern, der peloponnesischen Symmachie see tüchtige Glieder zu gewinnen und so der Abhängigkeit von der athenischen Flotte ein Ende zu machen, nachdem ihnen dieser Plan durch den Einspruch der Athener misslungen war, nun auch den Athenern ihre Colonien und die Colonien den Athenern überliessen. Dass aber die Athener, die doch gesehen hatten, dass hier um die eigentliche Lebensfrage ihres Staates verhandelt wurde, sich mit dem engherzigen Beschluss der Peloponnesier sollten zufrieden geben und ihre von ihnen selbst als solche beanspruchten Schutzbefohlenen noch 15 Jahre sollten in der Macht der Perser gelassen haben, das ist nimmermehr zu glauben. Wenn hier also die einfache Betrachtung der Verhältnisse einen wichtigen Umstand vermissen lässt, so wird uns die Richtigkeit dieses Urtheils bei den zunächst folgenden Ereignissen durch Thukydides bestätigt.

Nach den Verhandlungen auf Samos begeben sich die Hellenen an den Hellespont, um die Brücken abzubrechen. Als sie aber fanden, dass ihnen diese Arbeit vorweggenommen war, schien es, wie Herodot berichtet (IX, 114), den Peloponnesiern unter Leotychides gut, nach Hause zu segeln. Die Athener aber setzten von Abydos nach der Chersonnes über und belagerten Sestos.

Es würde an und für sich nicht befremden, wenn die Athener allein im Hellespont geblieben wären, um sich der noch vor kurzem von attischen Dynasten beherrschten und ihnen politisch wie commercieell überaus wichtigen Landstrecke zu bemächtigen (vgl. Kirchhoff Abh. Berl. Akad. 1873 S. 24). Wir erfahren aber durch Thukydides, dass die Athener nicht allein vor Sestos lagen. Dieser nämlich erzählt (I, 89), dass nach der Schlacht bei Mykale der Flottenführer Leotychides mit den peloponnesischen Bundesgenossen nach Hause zog, οἱ δὲ Ἀθηναῖοι καὶ οἱ ἀπὸ Ἰωνίας καὶ Ἑλλησπόντου σύμμαχοι ἤδη ἀφεστηκότεσ ἀπὸ βασιλέωσ ὑπομείναντεσ Σηστὸν ἐπολιόρκουν Μήδωσ ἐχόν-



των, καὶ ἐπιχειμάσαντες εἶλον αὐτήν — καὶ μετὰ τοῦτο ἀπέπλευσαν ἐξ Ἑλλησπόντου ὡς ἕκαστοι κατὰ πόλεις.

Die vom Könige abgefallenen Ionier und Hellespontier belagerten also mit den Athenern zusammen Sestos. Dass Diodor (XI, 37, 4) die Ionier und νησιῶται nennt, darf auf sich beruhen, denn Ephoros hat die ganze Stelle aus Thukydides abgeschrieben und diesen zugleich dahin missverstanden, dass er die Peloponnesier gleich von Samos nach Hause segeln lässt. Unter den Ioniern bei Thukydides in erster Linie die von Samos und Chios zu verstehen, wie Kirchhoff will (p. 9), verbietet der Zusatz ἤδη ἀφεστηκότες ἀπὸ βασιλέως: denn wir wissen aus Herodot, dass alle Ionier vom Könige abgefallen waren. Unter den bei Mykale abgefallenen Contingenten der hellespontischen Städte befanden sich gewiss auch die von Sestos und den andern chersonnesischen Orten. Die Athener haben also, da die ionischen Städte in unmittelbarer Folge der Schlacht sich selbst befreiten und das ionische Küstenland von den persischen Truppen verlassen wurde, mit den nicht in den Bund aufgenommenen Ioniern und Hellespontiern die Befreiung der noch in persischer Macht befindlichen Städte am Hellespont unternommen, d. h. sie haben gethan, was die Peloponnesier sich von vornherein zu thun geweigert hatten, sie haben als Schutzmacht der hellenischen Küstenstädte gehandelt.

Wir sind nun im Stande, den Bericht Herodots von den Vorgängen auf Samos dahin zu ergänzen, dass die Athener nicht nur dem Leotychides entgegentraten, sondern gleichzeitig auch mit den ionischen Städten unterhandelten und dieselben veranlassten, unter dem Schutze Athens in ihren Wohnsitzen zu verbleiben. Dass dieses Uebereinkommen durch Verträge schon damals bekräftigt wurde, müsste man freilich aus Thukydides' Worten καὶ οἱ ἀπ' Ἰωνίας καὶ Ἑλλησπόντου ξύμμαχοι ἤδη ἀφεστηκότες ἀπὸ βασιλέως schliessen; es ist aber eine durchaus richtige Bemerkung von Wilamowitz (Herm. XII, 338), dass ξύμμαχοι in diesem Satze interpolirt ist; es ist aus dem im selben Satze vorhergehenden Λεωτυχίδης — ἔχων τοὺς ἀπὸ Πελοποννήσου ξυμμάχους entnommen. Auch war vielleicht ein Vertrag zwischen Athen und den ionischen Städten, die als Gründungen der Kodrossöhne zu Athen in einem bestimmten, wenn auch fingirten, staatsrechtlichen Verhältniss standen, nicht unter allen Umständen erforderlich. Die ionischen Städte haben sich also, weil Athen ihnen den von der hellenischen Symmachie verweigerten Schutz zusagte, dem Umsiedelungsplan widersetzt und waren somit der That nach schon jetzt Bundesgenossen Athens. Xanthippos handelte ganz im Geiste des Themistokles und that den eigentlich entscheidenden Schritt für die Zukunft seiner Vaterstadt.

Es mag hier daran erinnert werden, dass auch Diodor nach Ephoros berichtet, die Ionier und Aeoler seien im Vertrauen auf den ihnen von Athen zugesagten Schutz in ihren Wohnsitzen verblieben. Als Zeugniß kann dies, wie oben bemerkt worden, nicht betrachtet werden; aber auch kaum als Gegenargument: Ephoros hat eben, wie wir, seine Schlüsse aus Herodot und Thukydides gezogen.

In den folgenden Ereignissen und der eigentlichen Stiftung des attischen Bundes findet die hiermit begründete Annahme ihre Bestätigung. Denn nicht nur an der Belagerung von Sestos — einem Unternehmen übrigens, das man unter diesem Gesichtspunkte nicht mit Kirchhoff als ein verfrühtes wird betrachten dürfen, obschon es den definitiven Besitz der Chersonnes noch nicht herbeiführte — auch an den zunächst

folgenden Unternehmungen gegen die Perser nahmen die nicht zum hellenischen Bunde gehörigen asiatischen Städte Theil.

In einem der nächsten Jahre setzt Pausanias mit 20 Schiffen der Peloponnesier und 30 der Athener (Ephoros, der auch dies nachlässig aus Thukydides ausschreibt, gibt den Peloponnesiern 50 Schiffe, d. h. die Gesamtzahl, und überdies den Athenern ihre 30 Schiffe) den Angriffskrieg gegen die Perser fort. Ausserdem nahmen am Zuge Theil τῶν ἄλλων εὐμμάχων πλῆθος (Thuk. I, 94); das sind also die vor und nach der Schlacht zum Bunde getretenen Inseln ionischer und dorischer Zunge. Dass sich aber auch, später wenigstens, andre Contingente bei der Flotte befanden, erfahren wir im Verlauf der Expedition. Pausanias unterwirft den grössten Theil von Kypros, dann zieht er in die hellespontischen Gewässer — von Unternehmungen an der anatolischen Küste wird nichts berichtet — und belagert Byzanz. Hier kommt die Rebellion gegen den spartanischen Feldherrn zum Ausbruch; denn, so berichtet Thukydides, „wegen der rauhen Behandlung, die sie von Pausanias erfuhren, waren sowohl die andern Hellenen als auch besonders die Ionier und die eben erst vom Könige Befreiten (οἱ ἴωες καὶ ὄσοι ἀπὸ βασιλέως νεωτὶ ἡλευθέρωντο) aufgebracht; sie gingen zu den Athenern und forderten sie auf als Stammesgenossen ihre Führung zu übernehmen und sie gegen etwaige Zwangsmittel des Pausanias zu vertheidigen. Die Athener nahmen den Vorschlag an und erboten sich sie zu beschützen, das Uebrige aber nach ihrem Ermessen einzurichten.“ Inzwischen wird Pausanias abberufen, und die Contingente mit Ausnahme des peloponnesischen begeben sich unter athenische Führung.

Hier nun unter ἴωες nur die Inseln ionischer Zunge zu verstehen lässt weder der Sprachgebrauch des Thukydides noch der Zusammenhang zu; auch Thukydides bezeichnet durch ἴωες stets in erster Linie die Ionier des Festlandes, von denen er meist die νηϊῶται getrennt aufführt; um so weniger aber konnte er hier unter ἴωες ohne nähere Bezeichnung allein die Inselionier verstehen, als er einige Capitel vorher die ἀπὸ Ἰωνίας ἤδη ἀφεστηκότεσ ἀπὸ βασιλέως mit den Athenern hatte gegen Sestos ziehen lassen: der Leser kann hier nicht an andere Ionier als an die dort genannten denken. Unter den „soeben vom Könige Befreiten“ aber können nach Lage der Sache, da von Kypros aus bekannten Gründen keine Rede sein kann, nur Anwohner des Hellesponts und der Propontis verstanden werden. Daraus folgt nun zunächst, dass Städte, welche noch nicht im hellenischen Bunde sein konnten, sich unter dem Commando des Pausanias bei der Flotte befanden. Dasselbe gilt ohne Zweifel auch von den ionisch-äolischen Küstenstädten, die sich als Schutzbefohlene der Athener eingestellt hatten, unter spartanischem Befehl also nur so lange standen, als die Athener sich demselben unterwarfen. Die eigentliche Meuterei war auf Seiten der wirklich zum hellenischen Bunde gehörigen Inseln; daher treten denn auch die Lesbier, Chier und Samier bei Plutarch (Arist. 27) namentlich auf. Nachdem aber diese vom Oberbefehl der Spartaner sich formell losgesagt hatten, stand thatsächlich die vor Byzanz versammelte Flotte mit Ausnahme der Peloponnesier und der Kykladen dorischer Zunge unter dem Befehl der attischen Strategen. Da ferner entweder die einzelnen Befehlshaber Instruction von Hause besaßen oder ihr Vorgehen in den Städten selbst allgemeine Billigung fand, konnte das Verhältniss kurz darauf durch Verträge zu einem dauernden gemacht werden.

Damit theilte sich der panhellenische Bund, welcher freilich dem Namen nach

noch bis in den Anfang der 80. Olympiade mit Athen als Mitglied bestand, in der That in zwei Sonderbünde: den peloponnesischen, welcher auch bisher immer fortexistirt hatte, und den delischen, welcher vor Byzanz unter athenischer Führung gebildet wurde. Zu dem letzteren gehörten also bei seiner Stiftung:

1. Die Kykladen ionischer Zunge, die schon vor der Schlacht bei Mykale dem allgemeinen Bunde angehört hatten.

2. Lesbos, Chios, Samos mit Amorgos und eine Reihe anderer Inseln, die wahrscheinlich nach der Schlacht bei Mykale in den Bund aufgenommen wurden, darunter Nisyros, Lemnos, Imbros und Ikaros, nach Kirchhoffs überzeugender Erörterung.

3. Die ionischen und äolischen Küstenstädte von Sigeion bis Teichiussa.

4. Die schon befreiten Städte am Hellespont und der Propontis.

Diese Städte wurden in drei Verwaltungsbezirke eingetheilt, den ionischen, hellespontischen und Inselbezirk. Nach den Unternehmungen Kimons an der thrakischen Küste trat der thrakische, nach der Schlacht am Eurymedon der karische Bezirk hinzu.

Aus der litterarischen Ueberlieferung geht somit die ursprüngliche Zugehörigkeit der ionisch-äolischen Küstenstädte zum delischen Bunde hervor, obgleich dieselben zur panhellenischen Symmachie noch nicht zugelassen waren. Die für diese Anschauung sprechenden negativen Gründe sollen nicht ins Feld geführt werden. Der wichtigste derselben wäre, dass von der Schlacht bei Mykale bis zu der am Eurymedon, den Feldzug des Pausanias eingeschlossen, nichts von hellenischen Unternehmungen an der mysisch-lydischen Küste berichtet wird; auch nichts von persischen Unterwerfungsversuchen; während doch als Grund für die Umsiedelung vorgebracht worden war, dass ohne beständigen Schutz die ionischen Städte der Rache der Perser hoffnungslos ausgesetzt wären. Auch soll kein Gewicht darauf gelegt werden, dass Themistokles bei Diodor (XI, 41, 4) vor dem Hafenaufbau von den ionischen Küstenstädten als befreiten im Gegensatz zu den andern Hellenen in Asien spricht — denn was von diesen Dingen Herodot und Thukydides nicht sagen, das pflegt auch Ephoros nicht zu wissen —; aber wenigstens zwei Momente, welche zur positiven Bestätigung der entwickelten Ansicht dienen, bietet die monumentale Ueberlieferung.

Zunächst die Zusammensetzung des ionischen Kreises, welcher, wie die Lage der Insel Nisyros inmitten des späteren karischen zeigt, zu den erstgebildeten gehört haben muss. Aus welchen Gliedern bestand dieser ionische Bezirk? nach Kirchhoff „lediglich aus den vorliegenden Inseln.“ Nun beruht es auf Annahme, dass Samos mit Amorgos, Chios und Lesbos zum ionischen Bezirk gehörten; denn ihrer Stellung gemäss erscheinen sie nicht in den Tributlisten. Sobald man einen ionischen Bezirk bildete, der aus Küstenstädten vorwiegend bestand, ist es allerdings wahrscheinlich, dass diese Inseln zu jenem wären geschlagen worden: wie es denn in der That auch wohl geschehen ist; wenn aber diese Voraussetzung nicht eintraf, so ist die grössere Wahrscheinlichkeit dafür, dass man auch diese Inseln in den Inselbezirk eingeschlossen hätte; wie es ja mit Lemnos und Imbros geschehen ist, weil ein thrakischer Bezirk noch nicht gebildet werden konnte. Die einzigen sicheren Glieder des vorausgesetzten ionischen Quartiers sind Nisyros und etwa Ikaros; von beiden gilt das eben Gesagte in höherem Grade, wie ja Nisyros in der That im 28. oder 29. Jahre unter dem Inseltribut erscheint (CIA I, 257 v. 19). Es

ist also auch von dieser Seite nicht wahrscheinlich, dass die genannten Inseln zum delischen Bunde gehörten, ehe demselben auch die Küstenstädte beigetreten waren.

Das Zweite ist die eigenthümliche Zutheilung der in der Troas befindlichen Bundesstädte zu den hier aneinanderstossenden beiden Verwaltungsbezirken. Von den an der westlichen und südlichen Küste vom Eingang des Hellespont bis zum Ida und am Skamandros angesiedelten ionischen Städten erscheinen die ersteren (Sigeion Lamponeia Neandreia Kebrene) im hellespontischen, die südlichen (Hessos Gargara Astyra) im ionischen Tribut. Für diese Absonderung des südlichen Landstrichs wird sich schwerlich der entscheidende Grund noch finden lassen; nur auf den ersten Anblick könnte man dafür anführen, dass Antandros, eine lesbische Besitzung, zwischen Gargara und Astyra an der Küste lag; denn Rhoiteion, ebenfalls ein lesbischer Ort, lag im hellespontischen Quartier und nicht minder als tributzahlende Stadt Sigeion, welches auch früher den Lesbiern, dann den Athenern gehört hatte. Da aber die hellespontischen Städte unbestritten von vornherein Glieder des Bundes waren, so lässt sich soviel mit Bestimmtheit sagen, dass der Südrand der Troas nur dann von der übrigen Landschaft getrennt werden konnte, wenn man schon damals einen festländischen ionischen Bezirk bildete. Mit andern Worten: die Tributlisten lehren, dass der ionische Bezirk nicht zu Anfang bloss aus den Inseln bestand; wenn das aber zugegeben ist, so wird sich die ursprüngliche Mitgliedschaft auch der übrigen, Chios und Samos gegenüberliegenden Bundesstädte nicht mehr in Abrede stellen lassen.

Dem so ermittelten Resultat scheinen zwei aus der Zeit vor der Schlacht am Eurymedon berichtete Ereignisse entgegenzustehen, deren eines Kirchhoff (p. 6) für positiv beweisend hält, während er das andere nicht erwähnt, wahrscheinlich weil es ihm, und mit Recht wie sich herausstellen wird, unerheblich dünkte. Das erste ist die Flucht des Themistokles nach Ephesos. „Als unmittelbar vor der Schlacht am Eurymedon, während die athenische Flotte vor Naxos lag, der von seinen Landsleuten geächtete Themistokles nach Asien flüchtete, schiffte er sich zu Pydna auf einem Kauffahrer ein, der nach Ionien unter Segel ging, und landete nach Thukydides' Bericht in Ephesos (I, 137), um später von da sich an den persischen Hof zu begeben; er würde es nicht haben wagen dürfen, Ephesisches Gebiet zu betreten, wenn die Stadt damals schon zum attischen Bunde gehört hätte, ja von vornherein eine Landung an irgend einem Punkte der ionischen Küste gar nicht in Aussicht genommen haben, wenn dieselbe wirklich Bundesgebiet gewesen wäre.“ Dazu ist Folgendes zu bemerken: Als Themistokles in Argos, Kerkyra und Thessalien keine bleibende Aufnahme finden konnte, war er genöthigt nach Asien zu gehen. Es ist nun kaum fraglich, ob damals schon der persische Boden für ihn sicherer war als der hellenische; gewiss liegt der sagenhaft ausgeschmückten Ueberlieferung bei Plutarch (Them. 24) die Thatsache zu Grunde, dass ihn nur der königliche Schutz vor dem ihm von den Persern bestimmten Schicksal bewahrte. Dagegen durfte er in den griechischen Städten nicht nur auf Gesinnungsgenossen rechnen, sondern stand auch mit denselben gewiss seit lange in Verbindung, wie sein Aufenthalt in Argos und die später geglückte Rettung seiner Güter, die doch durch Bundesgebiet nach Asien geschafft werden mussten, zeigt (Thuk. I, 137. Plut. Them. 24. 25). Dass es nun in allen oder den meisten Städten des asiatischen Bundesgebiets damals und später noch mederfreundliche Parteien gab, ist nicht nur litterarisch mit Sicherheit nachzuweisen —

und grade für Ephesos gibt es mehrere darauf bezügliche Andeutungen —, sondern ergibt sich auch aus dem Vertrage mit den Erythräern, welcher kurz nach der Schlacht am Eurymedon geschlossen sein muss. Hier finden wir in dem Eide, welchen die erythräischen Senatoren schwören müssen, die mit Sicherheit gelesene Stelle (CIA I 9, 25) οὐδὲ τῶν φυγόντων δέξομαι οὐδὲ ἓνα, οὔτ' αὐτὸς ἐγὼ οὔτ' ἄλλω πείσομαι, τῶν ἐκ Μήδου φευγόντων, ἄνευ τῆς γνώμης τῆς Ἀθηναίων καὶ τοῦ δήμου. Es gehörte also zu den häufig vorkommenden Ereignissen, dass Hochverräthern, wirklichen oder unschuldig verurtheilten, in ionischen Bundesstädten Vorschub geleistet wurde. Dass dasselbe mit Themistokles geschah, erfahren wir ausdrücklich durch Plutarch: wie es sich mit Kyme und Aigai verhält, wohin er sich nach der Landung gewendet haben soll, bleibe dahingestellt; aber sein Aufenthalt in Ionien wurde aufs äusserste geheim gehalten (Plut. ὑπὸ πάντων ἀγνοούμενος πλὴν τοῦ ζένου Νικογένου), er verkehrte nur mit vornehmen und perserfreundlichen Männern, welche ihn verbargen (Νικογένου ὅς Αἰολέων πλείστην οὐσίαν ἐκέκτητο καὶ τοῖς ἄνω δυνατοῖς γνώριμος ὑπῆρχε), und diese beförderten ihn auf persisches Gebiet (Thuk. καὶ μετὰ τῶν κάτω Περσῶν τινοσ πορευθεῖς ἄνω). Es liegt also hier ein Vorgang vor, welcher auch bei der Annahme, dass Ephesos damals schon Bundesstadt gewesen sei, seine ausreichende Erklärung findet.

Die zweite, von Kirchhoff, obgleich sie seine Auffassung zu bestätigen scheint, nicht berücksichtigte Ueberlieferung ist eine bei jüngeren Schriftstellern vielfach auftretende Nachricht von der Zerstörung des didymäischen Heiligthums der Milesier, dann auch sämmtlicher kleinasiatischen Tempel ausser dem ephesischen Artemision durch Xerxes. Der Gegenstand ist in letzter Zeit besonders zwischen Brunn und Ulrichs hin und her besprochen worden, da er für die Baugeschichte des Didymaion und Artemision in Betracht kommt (vgl. Brunn Künstlergesch. II 382 ff. Ber. d. bair. Akad. 1871 p. 522 ff. Kunst bei Homer Abh. d. 1. Kl. Bd. XI. Ulrichs Rhein. Mus. X p. 1 ff. Skopas p. 228 ff. Anfänge der griech. Künstlergesch. Progr. Würzburg 1871). Der grösste Theil dieser inhaltlich gleichen Erzählungen geht auf einen Geschichtsschreiber Alexanders und zwar, wie aus Strabon XVII p. 814 hervorgeht, auf Kallisthenes zurück. Sicher gilt dies von Plutarch (de sera num. vind. p. 557 B), Curtius (VII, 23, 28), Strabon und, doch durch einen Schriftsteller περὶ προνοίας hindurchgegangen (Aelian frg. 54 Herch.), von Suidas unter Βραγχίδαι. Alle diese berichten nämlich die Zerstörung der kleinen von Xerxes angelegten Branchidenstadt in Sogdiana durch Alexander, der dadurch den von den Vorfahren der Branchiden an Milet begangenen Verrath zu rächen dachte. Ausserdem aber gab es auch eine milesische Localtradition über die durch Xerxes erfolgte Zerstörung des Didymaion und Wegführung des Apollobildes (diese tritt bei Pausanias auf: VIII, 46, 3) und schliesslich eine erweiterte Tradition, derzufolge Xerxes sämmtliche Heiligthümer ausser dem ephesischen zerstört haben sollte: dies erzählt an einer anderen Stelle Strabon (XIV, p. 634) und aus diesem Solin (40, 2). Es leuchtet ein, dass die ionischen Städte, wenn Xerxes ungestört so gründlich Rache an ihnen nehmen konnte — und dies könnte selbstverständlich nur nach der Schlacht bei Mykale geschehen sein — nicht schon damals unter dem Schutze Athens oder in Symmachie mit ihm und seinen Bundesgenossen gestanden haben; vielmehr würde dies ein Beweis dafür sein, dass die ionischen Städte nach der Schlacht bei Mykale wirklich der Rache der Perser schutzlos überlassen worden seien. Zunächst aber werden wir uns von vornherein bedenken, dem Kallisthenes Dinge

zu glauben, von denen die zeitgenössischen Historiker nichts wissen: bei Herodot aber ziehen die Ueberreste des persischen Heeres nach der Schlacht bei Mykale ins Innere, nach Sardes, und von weiteren Unternehmungen an der ionischen Küste hören wir, wie oben bemerkt, kein Wort. Sodann aber wissen wir, dass unter Dareios, nach dem Aufstande der Ionier, dasselbe geschehen ist, was hier von Xerxes erzählt wird. Und in der That ist es durch Analyse der Zeugnisse und Vergleichung derselben mit Herodots Nachrichten über die wirkliche Zerstörung der Heiligthümer (VI, 19; 32) mit Leichtigkeit nachzuweisen, dass hier eine grosse, in Milet heimisch gewordene Verwechslung zwischen dem ionischen Aufstande unter Dareios und dem mehr im Gedächtniss der Menschen geliebten Abfall der Ionier bei Mykale vorliegt.

Hiermit sind alle Instanzen für und wider die ursprüngliche Zugehörigkeit des ionischen und äolischen Küstenlandes zum delisch-attischen Bunde erledigt. Doch müssen wir schliesslich auf einen bisher mit Absicht übergangenen Punkt eingehen, die mit der Organisirung des Bundes zusammenhängenden angeblichen 460 Talente des Aristides. Durch Ephoros nämlich, auf den die Nachrichten bei Diodor, Plutarch und Nepos zurückgehen, erfahren wir, dass Aristides die Bundesstädte nach Bildung der Symmachie vereidigt und abgeschätzt habe und dass die Gesamtsumme des von ihm festgesetzten Tributs 460 Talente betragen habe. Die 460 Talente nennt auch Thukydides als Summe des ersten ausgeschriebenen Tributs und auch die Thätigkeit des Aristides, wenigstens für die Städte der Chalkidike, bestätigt die Friedensurkunde bei Thukydides V, 18: ferner ist die Thätigkeit des Aristides bei der ersten Ordnung des Bundes schon durch Timokreon v. Rhodos bezeugt; aber die Identificirung der 460 Talente mit dem φόρος des Aristides rührt nicht von Thukydides her. Wenn es nun richtig wäre, dass die Bündner von Anfang an 460 Talente zahlten, so müsste nicht nur das asiatische, sondern auch das thrakische Küstenland von Anfang an zum Bunde gehört haben: dies muss man Kirchhoffs Berechnungen, durch welche er die höchstmöglichen Beträge der Tributsummen in den verschiedenen Phasen des Bundes nachzuweisen sucht, unbedingt zugeben. Indessen beruhen die 460 Talente des Aristides auf unmöglichen Voraussetzungen; wir wissen zwar nicht, wie viele Bundesstädte von vornherein Tribut leisteten oder Schiffe stellten, da Thukydides in dem die Entstehungs- und erste Entwicklungsgeschichte des Bundes skizzirenden Kapitel I, 96 nur sagt ἔταξαν ἅς τε εἶδει παρέχειν τῶν πόλεων χρήματα πρὸς τὸν βάρβαρον καὶ ἅς ναῦς (das heisse einstweilen: sie setzten fest, welche von den Städten Geld zahlen und welche Schiffe stellen sollten). Aber wir wissen, dass die ganze erste Entwicklung des Bundes sich darum dreht, dass eine Stadt nach der andern ihre Flotte abschafft und statt der Schiffe Geldzahlungen leistet: es muss also ein grosser und wahrscheinlich der grösste Theil von vornherein nicht Tribut gezahlt haben. An eine mit der Höhe des in unsern Listen erscheinenden Tributs auch nur von ferne zu vergleichende Summe kann also für jene Zeit nicht gedacht werden. Es ist nun aber die Leistung in Schiffen oder Geld damals im Wege des Vertrages und doch wohl im Namen Ἀθηναίων καὶ τῶν συμμάχων abgeschlossen worden, d. h. οἱ σύμμαχοι ἐτάξαντο τὸν φόρον. Von einem φόρος ταχθεὶς aber kann erst nach Abfall vom Bunde und Wiederunterwerfung gesprochen werden; das erste der Bundesglieder, welches, nachdem es schon die Schifflistung in Geldzahlung umgewandelt hatte, πρὸς τὸ καθεστηκὸς ἐδουλώθη — wider die Verträge unterworfen wurde — war Naxos; dies geschah nicht zu lange vor der Schlacht am Eurymedon.

Danach aber, wie Thukydides erzählt, traf die übrigen Städte dasselbe Loos, eine nach der andern. Mit all diesen schloss Athen den Unterwerfungsvertrag in seinem Namen und bestimmte den Tribut selbst: das wissen wir jetzt aus der Eidesurkunde der Chalkidier, in welcher zu lesen steht: καὶ τὸν φόρον ὑποτελῶ Ἀθηναίοισιν ὃν ἂν πείθω Ἀθηναίους (ebenso CIA II, 92 v. 10). Wenn also Thukydides sagt: ἦν δ' ὁ πρῶτος φόρος ταχθεὶς τετρακόσια τάλαντα καὶ ἑξήκοντα, so meint er die von den Athenern nicht durch Vertrag, sondern durch einen legislativen Act nach geschehener Unterwerfung der Bundesglieder, mit andern Worten nach Umwandlung des Staatenbundes in ein attisches Reich, zum ersten Male festgesetzte Tributsumme. Da dies erst geraume Zeit nach der Schlacht am Eurymedon geschehen sein kann, so darf von Aristides hierbei keine Rede sein: die leicht erklärliche Combination des Ephoros aufgedeckt zu haben, ist Kirchhoffs grosses Verdienst. Doch hat Aristides, wie aus der Friedensurkunde von 421 hervorgeht, den durch Kimon hinzuerworbenen thrakischen Bezirk noch im Namen des Bundes vereidigt.

Bei dieser Erklärung des πρῶτος φόρος ταχθεὶς ist die oben angegebene Auffassung des vorhergehenden Satzes ἔταξαν ἅς τε ἔδει παρέχειν τῶν πόλεων χρήματα πρὸς τὸν βάρβαρον καὶ ἅς ναὺς vorausgesetzt. Grammatisch lässt sich auch die von Kirchhoff vorgezogene 'sie schätzten die einen wie die andern ab' rechtfertigen; aber kaum stilistisch. Wenigstens war, wenn dieser Gedanke gewollt war, die Zweideutigkeit etwa durch folgende Wortstellung zu vermeiden: ἔταξαν τῶν πόλεων ἅς τε ἔδει u. s. w. Die Einsetzung der Hellenotamien verbleibt demnach jener ersten Periode. Wie dem aber auch sei, die durch Ephoros' irrthümliche Combination in die Welt gesetzte verkehrte Anschauung über die eigentliche Macht- und Blüthezeit des hellenischen Volkes wird nach Kirchhoffs Entdeckung den Blick der Philologen nicht fernerhin zu trüben vermögen. (Lebhaftes Bravo.)

Der Präsident spricht dem Redner für den Vortrag den Dank der Versammlung aus und schliesst nach einigen geschäftlichen Mittheilungen um 1 Uhr 30 Min. die Sitzung.

---

Der Nachmittag dieses Tages war den letzten Sectionssitzungen und dem Besuche des Museums (unter Leitung des Conservators Oberst a. D. v. Cohausen) gewidmet.

Am Abende fand ein Gartenfest im Kurparke (Doppelconcert und Feuerwerk) und zugleich ein Festball in den Sälen des Kurhauses statt.

---

### Vierte allgemeine Sitzung.

Sonnabend, den 29. September, Morgens 8 $\frac{1}{4}$  Uhr.

Nachdem die Sitzung durch den Präsidenten Usener eröffnet ist, erhält Gymnasialoberlehrer Dr. Brieger (Halle) das Wort zu einem Vortrage „über das wahre und falsche Ideal der Uebersetzung antiker Dichter“.\*)

---

\*) Von den nachfolgenden Ausführungen sind in der Sitzung wegen der Kürze der dem Redner zugemessenen Zeit einzelne Theile nicht zum Vortrag gekommen.

Hochgeehrte Anwesende! Seit einem vollen Jahrhundert haben wir Deutschen uns gerühmt, dass wir allein unter allen Nationen im Stande seien antike Dichter in einer Nachbildung ihrer Metra und mit jener anschmiegenden Treue zu übersetzen, welche in einer gereimten Wiedergabe nicht möglich ist. Von Zeit zu Zeit haben sich allerdings Männer gefunden, welche an einer reinen Wirkung der Nachgestaltung — wie wir kurz sagen können — verzweifelten und eine gereimte Umgestaltung versuchten oder empfahlen; Niemand aber hat dies mit grösserem Erfolge gethan als vor zehn Jahren Rudolf Westphal. Dieser berühmte Kenner der antiken Metrik trat mit der Behauptung auf, wir könnten nicht nur diejenigen Metra nicht nachbilden, in welchen betonte Längen in Doppelkürzen aufgelöst und das Prinzip der Synkope in antiker Weise zur Anwendung gebracht würde, sondern auch für die andern hätten wir Modernen, so wie wir sie in unsere Sprache übertrügen, keinen Sinn. Nun geschah das Unglaubliche. Feinsinnige und hochgebildete Philologen, welche bis dahin Klopstocksche und Platensche Oden mit hohem Genusse gelesen und ihre Seele mit Wohlgefühl auf der Rhythmenfluth schöner deutscher Hexameter gewiegt hatten, stimmten jenem um hundert Jahre zu spät kommenden Urtheile bei.

Westphals gereimte Catullübersetzung fand Liebhaber, trotzdem der Uebersetzer für die Formen der gereimten Lyrik nicht das geringste Verständniss zeigte und unter anderem „Vivamus mea Lesbia atque amemus“ in jenen schweren und pomphaften trochäischen Tetrametern wiedergab, welche in Platens „Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder“ von so grosser Wirkung sind. Seitdem haben wir es erlebt, dass römische Elegien in Alexandrinern übersetzt wurden, eine verspätete Huldigung für die Manen Gottscheds.

Ich möchte nicht so verstanden werden, als ob ich freie gereimte Nachbildungen antiker Poesie an und für sich verwürfe; nur dann erhebe ich Einspruch, wenn man sie für Uebersetzungen ausgeben und die Nachgestaltung durch sie verdrängen will. Woher aber der Versuch, uns nach einer vier volle Menschenalter umfassenden Uebung zur Aufgebung einer Kunst verleiten zu wollen, welche sich für unsere Geisteskultur so bedeutsam, so fruchtbar erwiesen, so tiefe Spuren in unserer nationalen Poesie hinterlassen hat, — woher der Versuch und — woher der Erfolg, welchen er theilweise gehabt hat? Die Schuld haben wir vor allem bei den Uebersetzern selbst zu suchen. Frühzeitig haben bedeutende Meister der Uebersetzungskunst falsche Wege eingeschlagen, auf welchen sie beim Weiterschreiten sich immer mehr vom Ziel entfernten, und sie haben dies gethan, gelockt von dem Irrlicht eines Ideals, welches einen Widerspruch in sich trägt und aus einem Irrthum entstanden ist.

Von diesem falschen Ideal will ich zuerst sprechen.

Als Johann Heinrich Voss zuerst am Ende der siebziger Jahre die Odyssee übersetzte, schloss er sich dem Wortlaute des Originals schon enger an, als frühere Uebersetzer gewagt hatten: aber da er mit treuem Forscherfleisse vergrabene Schätze unserer Muttersprache in Fülle gehoben hatte und sein Sprachgefühl noch lebendig war, so konnte er auch in grösserer Nähe des Urtextes noch deutsch bleiben. So wirkte die Odyssee in Vossens natürlicher, kräftiger, lebensvoller, von schöner Wärme durchströmter Sprache gewaltig auf unser Volk, und die künstlerische Leistung der Uebersetzung erwies sich zugleich als eine That, eine Erobererthat. Aber so reiches Lob dem Werke auch spendet wurde, der redliche Meister selbst war nicht befriedigt; er arbeitete rastlos



weiter. Zwölf Jahre nach der ersten erschien die zweite Gestalt der Odyssee, ein Jahr vor der Ilias. Unzweifelhaft hatte Voss Vieles jetzt richtiger verstanden, treuer und auch poetischer wiedergegeben, manches Wort und manche Wendung wahrhaft klassisch für alle Folgezeit ausgeprägt. Aber da das Hauptstreben des Meisters dahinging, grössere Worttreue und grössere, dem Urbilde sich anschmiegende metrische Kunst zu erreichen, ein Streben, das erst in zweiter Linie stehen darf, so war der falsche Weg schon betreten. Gleich das Proömium der Odyssee weist eine Anzahl von Flecken und Härten auf, welche der ersten Gestalt der Uebersetzung fremd sind. Wir lesen unter anderem: „Der — auch so viel im Meer der kränkenden Leiden erduldet, strebend zugleich für die eigene Seel' und der Freunde Zurtückkunft“, und weiter „dennoch nicht die Freund' errettet' er“, und nun gar, in spielender Nachahmung des *λέμενός περ* „eifrig bemüht zwar“, was alles undeutsch und schon deshalb auch unpoetisch ist.

Und wie nahm Deutschland zur Zeit der höchsten Blüthe seiner Sprache und Litteratur das vergewaltigte Deutsch Vossens auf? Wie es scheint, überwiegend ablehnend. Nicht nur der alte Wieland protestirte, nein, zuerst auch August Wilh. Schlegel, der später die Vossische Manier sehr bequem und angenehm fand; ja, was weniger bekannt sein dürfte, Schiller liess — in einem Brief an Körner sagt er es — nur die erste Odyssee gelten, und Knebel spricht sich in einem Brief an Goethe (1799) über die Vossischen „Zerrüttungen unserer Sprache“ scharf und beinahe bitter aus. Diese Urtheile sind vollkommen begründet, hätten aber Voss nicht zur Umkehr bewogen, selbst wenn sie ihm alle zu Ohren gekommen wären.

In den Uebersetzungen römischer Dichter wird seine Sprache oft ganz undeutsch: trotz mancher einzelnen Schönheiten erhalten wir wahre Zerrbilder. So heisst es in der 1798 erschienenen Auswahl aus Ovids Metamorphosen unter anderem von der Medea:

Als sie lange gerungen und nicht mit Vernunft der Bethörung  
Obzusegen vermocht: Umsonst ach! kämpfst du, Medea,  
Irgend ein Gott, sagt jene, bestürmt. Ja wahrlich, das ist es,  
Oder gewiss was Aehnliches dem, was Liebe genannt wird.  
Warum scheinen mir doch zu hart die Befehle des Vaters?  
Aber sie sind auch hart! Warum doch fürcht' ich das Unglück  
Dess, den ich eben gesehn? Woher so bange Besorgniss?  
Schütte sie aus jungfräulicher Brust, die empfangene Flamme. —  
Wenn du kannst, Elende! Ja könnt' ich es, richtiger wär' ich.

Hier ist kein Hauch Ovidischer Anmuth und Leichtigkeit, fast alles ist hart, gezwungen, unpoetisch. Und woher kommt das? Der alte Dichter geht, wie ihm die Beine gewachsen sind, mit kräftigem und elastischem Gange, wie Achills Schatten über die Asphodeloswiese. Der Uebersetzer, der kürzere Beine hat, d. h. eine weniger gelenkige Sprache, will dem Voranschreitenden nicht nur folgen, nein, er will auch seine Füsse genau in die Spuren setzen, welche jener getreten hat. Da muss er denn übermässig ausschreiten, manchmal sogar einen Sprung machen. Ist es ein Wunder, wenn der Wandel des Nachtreters ohne Anmuth, ohne Adel ist, ja wenn er lächerlich und widerwärtig wird?

Dieses Nachtreten als Princip klar ausgesprochen zu haben ist übrigens das allerdings etwas bedenkliche Verdienst Fr. August Wolfs. Er fordert geradezu, der Uebersetzer, wenigstens der des Homer, denn um diesen handelt es sich zunächst, solle dieselben Füsse, Gliederungen und Einschnitte sorgfältig wiedergeben oder der alte Silben-

tanz solle silbenweise nachgetanzt werden. So lesen wir denn in jenen berüchtigten hundert Musterversen, „aber Odysseus sehnte sich nur Rauchwolken vom Land' aufwirbeln zu sehen“ — wo, um den Rhythmus von  $\lambda\epsilon\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma\ \kappa\alpha\iota\ \kappa\acute{\alpha}\pi\nu\omicron\nu\ \acute{\alpha}\pi\omicron\theta\epsilon\rho\acute{\upsilon}\sigma\kappa\omicron\nu\tau\alpha\ \iota\delta\acute{\epsilon}\sigma\theta\alpha\iota$  wiederzugeben, die abscheulichen Rauchwolken eingeführt sind, und das ebenso abscheuliche „aufwirbeln“ der vermeinten Wörtlichkeit zu Liebe gesagt ist.

Das falsche Ideal ist fertig. Dem Leser soll in der Uebersetzung ein möglichst vollkommener, d. h. allseitiger Ersatz für das Original geboten werden: er soll, ohne Griechisch und Lateinisch zu verstehen, doch die Dichtung einigermaßen griechisch und lateinisch lesen, indem ihm die Uebersetzung in Rhythmen, Gliederungen, Constructionen und Wortstellungen die Eigenthümlichkeiten des fremdsprachlichen Urbildes wiedergibt. Dabei, ja dadurch soll die volle dichterische Wirkung des Urgesanges hervorgebracht werden. Das kann aber nur hie und da zufällig bei einem einzelnen Verse erreicht werden. Denn was in der einen Sprache dem Dichter aus dem Wesen derselben heraus entgegen gewachsen und entgegen geblüht ist, das kann einer andern oft nur mit härtester Verletzung ihrer Eigenart, ja durch grausame Misshandlung abgezwungen werden, wobei alle Freiheit, Natürlichkeit und Anmuth, d. h. alle Poesie verloren geht. Sklavisch nachtreten und zugleich poetisch nachgestalten ist gerade so gut möglich, wie

Grossmuth und Arglist zu verbinden  
Und sich mit heissen Jugendtrieben  
Nach einem Plane zu verlieben.

Je mehr bei dem Altmeister Voss selbst die Kunst zur Manier entartete, desto bequemer wurde die Nachahmung: so fehlte es nicht an Zunftgenossen und Concurrenten, welche mehr oder minder handwerksmässig arbeiteten und die Vossische Schule noch mehr in Verruf brachten. Sie liessen „die Grazien, umfasst von Nymphen, im Wechseltritte mit Anmuth den Fussboden schlagen“ und machten das Uebersetzerdeutsch zu einem Gegenstande des Grauens für alle Menschen von unverbildetem Geschmack. Aber neben ihnen traten auch berufene Uebersetzer auf, wie Fr. Jacobs, welcher sich an den grössten aller älteren Uebersetzer, an Herder, anschliesst, Knebel, Wilh. von Humboldt, in jüngerer Zeit Döderlein, Theodor Heyse, Otto Gruppe, vor allem Droysen, Donner und, in den letzten Jahren, Wilhelm Jordan, besonders als Uebersetzer der Odyssee, und Emanuel Geibel, welcher uns ein in doppeltem Sinne klassisches Liederbuch geschenkt hat. Den zuerst genannten begegnet freilich zuweilen, was man mit rursus in antiquas referuntur religiones ausdrücken kann. Döderlein ist in der Praxis lange nicht so frei, wie in der Theorie, Heyse entgeht in den grösseren Gedichten Catulls dem Vossianismus keineswegs überall, und Gruppe, dessen eigene Uebersetzungen nicht des Flusses und der Wärme, wohl aber oft der Farbe entbehren, kritisirt die Leistungen anderer nicht selten von einem Standpunkte, welcher dem der Vossianer bedenklich nahe kommt.

Gestatten Sie mir nun, verehrte Anwesende, Ihnen in Kürze die Hauptpunkte zu bezeichnen, durch welche ich, wesentlich in Uebereinstimmung mit den von mir gerühmten Uebersetzern, aber vielleicht consequenter und schärfer, das wahre Ideal der Uebersetzungskunst bestimmt glaube.

Wenn auch ein Genie unter Umständen bei unzureichender philologischer Bildung schöner und wirksamer und im letzten Grunde richtiger übersetzen mag als ein gelehrter

Pedant, so muss doch im allgemeinen genaues sprachliches und sachliches Verständniss des Originals als die unerlässliche Bedingung einer erspriesslichen Uebersetzerthätigkeit angesehen werden. Dazu gehört Kenntniss, ja Nachempfindung des Seelenlebens der Alten und lebendige Anschauung der Natur- und der Culturwelt, in welcher sie lebten.

Dann aber muss der Uebersetzer genau wissen, was er will und kann. Wer nicht recht klar darüber ist, für wen er übersetzt, ob für philologische Kritiker oder fürs Publikum, der wird keinen sicheren Schritt auf seiner Bahn thun können. Und da muss denn hier noch einmal darauf hingewiesen werden, dass die Uebersetzung nicht dazu da ist, nicht dazu da sein kann, das Original von allen Seiten, auch von der rein sprachlichen kennen zu lehren. Wer ein antikes Dichterwerk so kennen lernen will, der muss eben die Sprache erlernen. Nicht verdrängen will die Uebersetzung das Urgedicht, sondern es zunächst und vor allem für diejenigen so weit als möglich ersetzen, welchen jenes nicht zugänglich ist. Ersatz für ein poetisches Werk gibt aber nur ein poetisches Werk.

Was ist Poesie? Dürfen wir nicht sagen, sie sei die durch den Adel der Form über das Gemeine emporgehobene, die gottgegebene und deshalb vollgenügende Sprache einer lebhaft bewegten und doch gehaltenen Seele und einer kräftig und farbenreich anschauenden Phantasie? Von dieser Seite ist also an die Uebersetzung die ideale Forderung zu stellen, dass sie in schöner, reiner und edler, sich in freier Liebe anschmiegender Sprache all das Seelen- und Gestaltenleben ausdrücke, welches das Original uns offenbart. Ich nannte diese Forderung ideal, denn voll und ganz kann sie ja selten oder nie verwirklicht werden: Spuren „menschlicher Bedürftigkeit“, Stellen, wo man statt der lebendurchpulsten Epidermis des Götterleibes des schweren Meisselschlages Streifen am spröden Marmor sieht, bleiben ja oft genug zurück. Aber das Ganze muss doch zuletzt rein und schön wirken, und das kann es nur durch seine Sprache. Wird es von dieser verrathen, so ist es verloren. Uebersetzer, welche gegen dieses höchste Gebot sündigen, gleichen jenen Seeräubern, welche Fürstenkinder stehlen, sie ihres reichen Gewandes berauben und übersetzen über das Meer in ein ungastliches Land, wo dann die Edelgeborenen mitleidweckend umherirren, geflickte Lumpenkönige von Euripideischer Mache.

Nun verliert aber diejenige Sprache, welche sich durchaus den Eigenthümlichkeiten einer anderen, ja wesentlich anders gearteten Sprache anbequemt, nothwendiger Weise jede Freiheit, jede Anmuth, jede Schönheit. Sie kann bis zum Kauderwälsch entarten, wo dann die Uebersetzung gerade entgegengesetzt wirkt wie das Original, d. h. unpoetisch, ja, wenn man so sagen dürfte, antipoetisch. Wie hebt es uns empor, wie trägt es uns kühneren Fluges dahin, wenn wir lesen:

Ne forte credas interitura quae  
longe sonantem natus ad Aufidum  
non ante volgatas per artes  
verba cano socianda chordis,

und wie stürzen wir aus allen Himmeln, wenn wir lesen:

Glaub' etwa nicht, dass Worte vergehn, die ich,  
Entsprosst am weithin rauschenden Aufidus,  
Durch Künste, nie vordem erkundet,  
Rede, vereinigungswerth den Saiten!

Natürlich soll nicht geleugnet werden, dass der Uebersetzung, wenigstens der einer schwungvolleren, ja erhabenen Poesie eine leicht antike Färbung gar wohl anstehen kann, eine solche nämlich, wie sie uns auch in deutschen Originalgedichten von klassischem Gepräge anmuthend berührt. Aber diese Färbung wird nicht sowohl durch ein mechanisches Wiedergeben sprachlicher Einzelheiten erreicht, als sie in dem Wurf und Guss des Ganzen liegt. Der Uebersetzer wird, wenn er das Colorit erreichen will, oft nicht umhin können, sich ziemlich weit von dem Wortlaute des Urtextes zu entfernen, denn was in der einen Sprache poetisch ist, dessen sogenannte wörtliche Wiedergabe in der andern ist nicht selten unmöglich, weil durch sie etwas Unverständliches oder doch völlig Sprachwidriges, Verzerrtes, Hässliches oder Albernes entstände. So ist die wörtliche Uebersetzung von *talibus ille modis ora indignantia solvit* „in solchen Weisen löste jener die entrüsteten Munde“, d. h. „zu folgenden Worten öffnete jener den zürnenden Mund“, sicherlich von Niemand je versucht worden. Aber auch das ist unerträglich, wenn ein ausgezeichneter Gelehrter das edle *ἐγὼ γάρ, ἴστω Ζεὺς ὁ πᾶνθ' ὀρώων ἀεί* wörtlich durch das platte „denn ich, es wisse Zeus, der alles immer sieht“, wiedergibt.

Eine besondere Schwierigkeit entsteht bei Dichtern, die schon für ihre Zeitgenossen ein alterthümliches Colorit hatten, also vor allem bei Lucrez. Ich wurde einst von einem feinsinnigen Beurtheiler getadelt, weil ich *simulacra modis pallentia miris*, eine Ennianische Reminiscenz, übersetzt hatte mit „Schattengestalten, die bleich sein über die Massen“. Wohl mit Recht: „wundersam bleich“ hätte ausgereicht und hätte edel geklungen, während jenes zopfig ist. Die beste Schule für den Uebersetzer des Lucrez ist immer Goethes Poesie, der ja auch Lucrezisch gedichtet hat. Die alterthümliche Färbung kommt bei einer solchen Schulung von selbst, aber nur als ein zarter Ueberhauch.

Eine andere Schwierigkeit liegt in der *egestas* der lateinischen Sprache, über welche Lucrez mit Recht klagt. Hier kann und darf ihn die Uebersetzung nicht abspiegeln. Oder wäre es nicht lächerlich, wenn wir, statt „zarte Pflanzen“ mit ihm, der kein Wort für Pflanze hat, „zarte Dinge“ sagen wollten? Hie und da wird, in rein philosophischen Partien, die Sprache ein wenig abstracter werden müssen, nämlich um so viel, als unsere allgemeine gebildete Sprache von Philosophie durchzogen und durchtränkt ist; aber ja nicht mehr, damit nicht der Schein entsteht, als habe der Dichter nach Hegel gelebt.

In dem Beweise für die Existenz der Atome, welcher aus der Existenz der kleinsten Theile geführt wird, sagt der römische Dichter, diese Theile *agmine condensa naturam corporis explent*, der Uebersetzer darf und muss ihn sagen lassen „sie bilden des Körpers Vollheit und Einheit.“ Der Römer lässt diese Theilchen *haerere unde queant nulla ratione revelli*, der Uebersetzer lässt sie an einem Ganzen hangen, und die *solida simplicitas* der Atome ist ihm „lückenlose Stoffeseinheit“.

Die ganze Stelle dürfte etwa so übersetzt werden — das gewählte Verbmass will ich nachher rechtfertigen. Die Ergänzung rührt von Munro her:

Wenn, wie du gestehn musst, bei sichtbaren Körpern  
Das eine kusserste Spitze bildet,  
Mit dem für das Auge der Körper aufhört,  
So muss es von jenen Körpern auch,  
Die unsere Sinne nicht mehr schauen,

Eine alleräusserste Spitze geben.  
Diese besteht — wie wär' es anders? —  
Ohne Theile, und steht durchaus  
Als Allerkleinstes in der Natur da,  
Und niemals hat sie für sich bestanden,  
Noch kann sie künftig so bestehen,  
Da sie selbst nur Theil eines Andern ist —  
Letzter Theil — und mit ihr zusammen  
Andre und andre ähnliche Theile,  
Eins am andern, in drangem Zuge  
Des Körpers Vollheit und Einheit bilden.  
Da diese Theilchen nun nimmermehr  
Für sich bestehen können, so müssen  
Durchaus an einem Ganzen sie hängen,  
Von welchem sie nichts losreissen kann.  
Also es gibt Ursprungskörper  
Von lückenloser Stoffeseinheit,  
Die aus den allerkleinsten Theilen  
Drangvoll eng zusammenhängen,  
Nicht durch ein Zusammenkommen jener  
Gebildet, nein, vielmehr gewaltig  
Durch uranfängliche Stoffeseinheit.

Bei allen Dichtern bedarf die Uebersetzung, wenn in dem modernen Hörer die lebendige Anschauung, die warme Empfindung entstehen soll, welche der Dichter in der Seele seiner Volksgenossen durch den Zauberschlag seines Wortes hervorrief, nicht selten eines Zusatzes, welcher nach der Seite der Versinnlichung hin ergänzt. Wenn der Athener *veúç*, der Römer *templum* oder *aedes* in dichterischer Stimmung aussprach oder hörte — Hören ist ein inneres Nachsprechen —, so erschien seinem innern Auge mehr oder minder hell und farbig das Bild jenes prangenden Säulenhauses, dessen rhythmische Marmorglieder in südlichem Lichte leuchten, in dessen gleich Adlerflügeln ausgespanntem Giebelfelde eine Gruppe leichtgefärbter Marmorgestalten sich von dem dunkelblauen Hintergrund ebenso schimmernd abhebt, wie der Giebel selbst vom Aetherblau, und will der Uebersetzer auch nur eine entfernt ähnliche Wirkung auf die Mehrzahl seiner Leser machen, so muss er durch einen Pinselstrich mehr ihrer Phantasie zu Hilfe kommen, sonst entsteht jene Farblosigkeit, welche den Tertianer bei Ovid und uns Erwachsene beim Lesen der meisten Uebersetzungen erkältend berührt. Ob für Tempel „Säulenhau“, „Säulentempel“, „der Tempel ragende Pracht“, „Marmortempel“ oder was sonst gesetzt wird, das hängt natürlich von der Beschaffenheit der Stelle ab. — Nicht anders ist es mit den Namen der Götter, welche bei modernen Dichtern, nach Hölderlins Geständniss, oft nur das Lied zieren. Wie anders bei Römern und Griechen! In ihrer Phantasie waren die Götter lebensvolle Gestalten, wie sie dieselben in Erz und Marmor täglich vor Augen hatten. Wer jenen majestätischen Meergott in der grossen Rotunde des vaticanischen Museums zu betrachten das Glück gehabt hat, der kann wenigstens ahnen, was der gebildete Römer, der von Jugend auf diese Züge voll ernster seliger Erhabenheit geschaut, empfand, wenn er las *Neptunus — summa placidum caput extulit unda*. Der Uebersetzer muss hier einen verdeutlichenden Zusatz wagen, wenn er den Eindruck nicht verfehlen will, wie das Voss mit seinem, ja auch an sich so unglücklichen „friedsamem“ Haupte thut. Dieselbe Stelle gibt

auch ein Beispiel dafür, wie die veränderte Anschauung eine Ergänzung nothwendig machen kann. Wenn moderne Erklärer nicht gesehen zu haben scheinen, dass Neptun nur insofern *graviter commotus* ist, als er das Element personificirt, wie soll das der nicht philologische Leser bei einer wörtlichen Uebersetzung ahnen? Dagegen wird die ganze Stelle seiner Phantasie und seinem Gefühl anschaulich und verständlich, wenn wir etwa so übersetzen:

Unterdessen vernimmt es Neptun, wie mit dumpfem Gedonner  
Wild das Gewog durcheinander sich wälzt, wie die Stürme befreit sind  
Und wie die Flut aufstrudelt, die sonst an dem untersten Grund ruht,  
Und es erhebt, er selbst stark fluthend bewegt, aus der höchsten  
Welle Tumult majestätisch der Gott sein ruhiges Antlitz,  
Ueber die Fläche zu schauen.

Ähnlich wird an Stellen zu ergänzen oder zu umschreiben sein, wo der Dichter kurz sein konnte, weil ihm die Anschauung seiner Zeitgenossen entgegen kam. Kein antiker Leser der *Metamorphosen* konnte es missverstehen, wenn es von dem thronenden Jupiter heisst:

*Ergo ubi marmoreo superi sedere recessu,  
Celsior ipse loco sceptroque innixus eburno  
Terrificam capitis concussit terque quaterque  
Caesariem, cum qua terram, mare, sidera movit.*

Selbst wenn die beiden letzten Verse nicht deutlich auf den Zeus des Phidias hinwiesen, so war dieser doch durch zahlreiche Nachbildungen allen immer gegenwärtig, und so sah hier jeder den thronenden Götterkönig, wie er die Linke hoch am langen Herrscherstabe hielt. Der moderne Leser dagegen missversteht, wenn er Voss oder Neuffer liest, die Attitüde vollkommen. Das verhindere ich aber, wenn ich sie so wiedergebe:

Schon sass dort der Unsterblichen Schaar in der marmornen Halle,  
Ueber der Schaar ragt thronend er selbst; hoch liegt an dem langen  
Elfenbeinernen Herrscherstab seine Linke, und dreimal,  
Viermal schüttelt des Haupt's furchtbares Gelock der Gewalt'ge  
Und mit dem Haar erschüttert zugleich Meer, Erd' er und Sterne.

Otto Gruppe tadelt es, wenn Erklärungen in die Uebersetzung aufgenommen würden. Ich möchte aber meinen, dass solche nothwendige Erklärungen, welche sich mit einem Wort abmachen lassen und vor allem nur durch Vergleichung des Originals als Zusätze erkennbar sind, der dichterischen Wirkung förderlicher sind, als Noten unter dem Texte. Ein so äusserlich vermitteltes Verständniss beeinträchtigt den poetischen Genuss.

Es ist aber noch nicht genug, dass der Eindruck im allgemeinen ein poetischer sei; nein, es bedarf eines ausgeprägten Charakters, wie ihn Vossens erste *Odyssee* und jetzt in noch viel höherem Grade die *Jordansche* hat, wie er auch *Knebels Lucrez* und andern trefflichen Leistungen der nachvossischen Uebersetzerkunst nicht abzustreiten ist. In späteren Arbeiten oder Bearbeitungen hat Voss allmählich eine Schablone angenommen: der Stil des Epos wird stark verunreinigt durch Ausdrücke und Wendungen, welche höchstens in der Ode statthaft sind. So lesen wir von Rossen, welche dem treibenden Schwunge der Geissel hinstürzen, von einem Helden, der dem Schlaf entfährt u. s. w.

Aber die Erfüllung aller dieser einzelnen Forderungen reicht noch nicht aus, um

einer Uebersetzung die höchste und reinste Wirkung zu verbürgen. Alle Poesie enthält ein Moment des Undefinirbaren, Unfassbaren, für den Verstand nicht zu Rechtfertigenden. So wird auch eine wahrhaft poetische Uebersetzung sich in ihren Abweichungen vom Texte nur bis zu einer gewissen Grenze verstandesmässig begründen lassen, aber gerade auf dem, was nur dem Gefühle fassbar darüber hinausliegt, beruht ihre Macht über das Gemüth. Donners Aeschylus besitzt diesen poetischen Duft im höchsten Grade, nicht viel weniger auch sein Sophokles. Bei der Böckhschen Umarbeitung der Antigone hat er sich gänzlich verloren. Bei Geibel ist er überall, wo nicht die Enge der Strophe die Gedanken über Gebühr zusammenpresst.

In der Uebersetzung der sermonischen Dichtungen und im allgemeinen auch in der komischen Poesie wird man natürlich keinen hohen Schwung und Adel erstreben, dafür tritt aber hier eine andere Schwierigkeit hervor. Denn nirgends erweist sich die Kluft, welche die verschiedenen Nationen und die verschiedenen Zeitalter trennt, grösser als hier, und nirgends bleiben mehr sachliche Vorbedingungen für das Verständniss und die von ihm abhängende Wirkung unerfüllt. Modernisirt man nun aber stark und ersetzt gar die Anspielungen auf antike Verhältnisse durch solche, deren Gegenstände unserer Zeit und Welt angehören, so entsteht, da das Alterthum doch nicht ganz hinauszubringen ist, ein sonderbares Zwitterding. Auf diesen Irrweg gerieth Droysen anfangs, wusste aber bald so glücklich den Mittelweg zu finden und zu halten, dass seine Aristophanes-übersetzung sich als Ganzes wohl kaum je wird übertreffen lassen. Aehnliches erstrebte Döderlein für Horaz' Satiren, ging aber nicht kühn genug vor. Hertz dagegen kommt in dem Wenigen, was er übersetzt hat, dem Ideal, wie es mir vorschwebt, recht nahe. Er würde ihm noch näher gekommen sein, wenn er sich nicht wie Voss und fast alle nachvossischen Uebersetzer durch die Forderung hätte einengen lassen, die Verszahl des Originals nicht zu überschreiten. Diese Forderung hat bei aller nichtstrophischen Poesie gar keinen Sinn. Natürlich gibt es überall, auch in den dialogischen Partien des Dramas, im Epos und der Satire Fälle, wo es nothwendig oder wesentlich ist, dass ein Gedanke das Mass eines Verses oder einer bestimmten Verszahl nicht überschreitet: dies gilt besonders von Reden und Sentenzen. Aber in der gewöhnlichen epischen Erzählung, in breiter angelegten dialogischen Partien, im bequemen Gange des sermo fehlt jeder Grund, weshalb der Uebersetzer die Verszahl beibehalten müsste. Dass ein bestimmter Gedanke, ein Stück Rede oder Erzählung gerade eine bestimmte Verszahl bildet, das hängt ja meistens von nichts anderem ab, als von der Natur des sprachlichen Materials, mit welchem der Dichter arbeitet.

Die ersten Verse der Metamorphosen besagen etwa dies: „Erregung des Geistes reisst mich hin von den Gestalten zu singen, welche in neue Körpergebilde verwandelt sind. Ihr Götter, deren Werk ja auch diese Verwandlungen sind, verleiht meinem Unternehmen günstigen Fahrwind (oder: fördert es mit günstigem Hauch) und führt meinen Gesang vom Uranfange der Welt bis zu meinem Zeitalter herab, in nie abreissender Darstellung.“ Die lateinischen Worte, in welchen der Dichter diese Gedanken ausspricht, füllen vier Hexameter, nicht weil Ovid etwa die kürzesten Wörter und knappsten Constructionen ausgewählt hätte, sondern weil der sermo latinus mit seinem Material hier diese Kürze von selbst ergab. Jene deutschen Worte dagegen entsprechen, obgleich jede Breite vermieden ist, etwa sechs Hexametern; ihren Inhalt kann man allenfalls in

fünf zusammendrängen, in vier aber nun und nimmermehr, ohne dass sehr Werthvolles geopfert wird, Zwang und Härte entsteht und von der Poesie nur eine hässliche Mumie übrig bleibt. Etwas opfert freilich der Uebersetzer immer, denn er kann nicht gleich in den ersten zwei Worten den Inhalt des Werkes andeuten, wie Ovid mit dem *In nova*, um dann in den folgenden zu sagen, dass ihn ein innerer Drang dazu hinreisse, diesen Gegenstand zu behandeln, und so wird hier, wie im Prooemium der Aeneide, jede Uebersetzung Stückwerk bleiben. Aber wenigstens erträglich werden Sie vielleicht folgende Verdeutschung finden:

Mächtig reisst es mich fort, von jenen Gestalten zu singen,  
Die sich in andere Bildung verkehrt. Ihr, Götter, vollbrachtet  
Diese Verwandlungen auch; drum fördert mit günstigem Hauche  
Hold mein Werk und führt von dem Uranfange der Dinge  
Bis zu dem Heute das Lied in nie abreissendem Faden.

Aus Horaz' Episteln gebe ich zwei noch kürzere Proben. Der Anfang von I, 14 lautet bekanntlich *Vilice silvarum et mihi me reddentis agelli*. Hier wirft Döderlein das *silvarum* einfach über Bord, weil er sonst mit einem Verse nicht auskommt; damit geht ja aber eine feine Pointe verloren, denn Horaz deutet hier, natürlich nicht für den *vilicus*, auf die Beschaffenheit seines Landgüchens hin, welches aus viel Wald und wenig Ackerboden bestand. Statt also die „Wälder“ fortzulassen, müssen sie als Wort vielmehr noch durch einen Zusatz von leicht sarkastischem Charakter hervorgehoben werden, und dann braucht man anderthalb Verse. Also vielleicht so:

Vogt meiner sämtlichen Wälder und jenes Aeckerchens, welches  
Mich mir selber versöhnt.

Das Original ist freilich feiner, aber wer eine um fast zwei Jahrtausende entlegene Vorzeit den Menschen der Gegenwart nahe bringen will, der muss zuweilen ein wenig nach Art der Decorationsmaler malen. Denn Verständlichkeit ist dasjenige, worauf er um keinen Preis verzichten kann.

Bei der strophischen Poesie liegt die Sache meist anders. Es ist nur ausnahmsweise möglich, ohne Gewaltigkeit aus zwei Strophen drei oder aus drei vier zu machen. In der Enge des für den antiken Dichter bequemen Rahmens aber scheidert oft auch Geibels Kunst an der Unmöglichkeit, trotzdem ihre Grenzen fast mit denen der Kunst an sich zusammenfallen. So ist *civium ardor prava iubentium* mit „Gesetzbruch heischende Pöbelwuth“ nicht schön übersetzt, so heisst es am Schlusse der Ode an Julius Antonius:

Auf der Stirn die Sichelgestalt des Mondes,  
Wenn er feurig schwebet im dritten Aufgang,  
Trägt's als schneeweiss schimmerndes Mal gezeichnet,  
Uebrigens goldbraun,

was gleichfalls nicht schön, ja nicht einmal deutsch ist. Nicht viel günstiger als bei den Melikern liegt die Sache bei den Elegikern, doch haben hier Geibel und Gruppe oft fast Vollendetes geleistet.

Eine solche Uebersetzung, wie ich ihr Ideal hier zu skizziren versuche, eine in Freiheit treue, poetische, charaktervolle und doch den modernen Leser unmittelbar ansprechende ist nun aber keinesweges bei jeder Behandlung des Metrums möglich. Es



gibt Uebersetzer, welche sich im Metrischen überaus strenge Gesetze auflegen oder auflegen lassen, die ihnen gleich Fussfesseln jede freie und edle Bewegung unmöglich machen. Zum Glück beruhen diese Gesetze grossentheils auf einem vollkommenen Missverständniss der Natur des deutschen Verses, einer Natur, von der ja auch die Nachbildung antiker Versmasse nicht abfallen darf.

Gestatten Sie mir, hochverehrte Anwesende, in äusserster Kürze das Grundprinzip der neuhochdeutschen Metrik in seiner Anwendung auf antike Versmasse darzulegen. Sehen Sie die Kette von Sätzen, in welcher ich das thue, als eine Reihe von Thesen an, welche ich zu vertheidigen bereit bin — hic et ubique.

Der deutsche Wortton ist seiner Natur nach dem Ictus des antiken Verses wesentlich gleich, ausser wo der letztere auf Doppelkürzen fällt.

Wo mehrere Tonsilben unmittelbar zusammenkommen, ordnet sich in der Regel die eine der andern unter und der schwächere Wortton verliert dann meistens den Ictuscharakter.

Aus den beiden ersten Sätzen ergibt sich die Folgerung, dass die Tonsilben, respective die Silben mit dem stärkeren Tone die Hebungen des deutschen Verses bilden, die schwächeren Tonsilben und die tonlosen die Senkungen. Beide zusammen ergeben in ihrem gesetzmässigen Wechsel den Rhythmus.

Der gereimte Vers kann für gewisse Mängel des Rhythmus eben durch seinen Reim entschädigen. Bei dem reimlosen Verse gibt es keinen Ersatz. In ihm muss folglich der Rhythmus, auf dem der Vers ja allein beruht, streng durchgeführt werden.

Tonverschiebungen sind also unstatthaft. Ein Hexameter, welcher anfängt mit „Von Nusstrauben beschwert“ hat den Ictus auf der zweiten Silbe des ersten Fusses, hebt also aufsteigend oder iambisch an und ist folglich falsch.

Ferner folgt aus dem bisher Entwickelten, dass genügend starke Arsen ausreichen, um durch ihren Tactschlag den Vers als solchen aufrecht zu halten. Ein Vers wie

Klopstock hat viele Trochä'n statt Spondeen in seinem Messias

ist immer noch ein deutscher Hexameter, was Platens

Roms Ursprung, Aufschwung und Verfall und verfeinerte Staatskunst

nicht ist.

Nun haben wir unser Ohr aber gewöhnt — meinerwegen auch verwöhnt, wie Wilhelm Jordan meint — nicht überall damit zufrieden zu sein, wenn die Thessilben schwächer betont sind als die Arsissilben. Vor allem in der Senkung des Anapäst, des Dactylus und des Choriambus berührt uns ein stärkerer Nebenton als eine Härte. Solche Härten zu vermeiden ist für die betreffenden Versarten das zweite, dem ersten nicht gleichstehende Gesetz. Wo dies Gesetz übertreten wird, bringt es den Vers der Prosa um einen Schritt näher. Wo das aber dem Charakter der Dichtungsart entspricht, also vor allem im Hexameter der Satire, ist es kein Fehler, sondern eher ein Vorzug. Gestatten Sie mir eine Probe zu geben.

Wem eines anderen Loos beglückt scheint, dem ist sein eignes  
Schicksal natürlich verhasst: aus Unverstand bürden dann beide  
Höchst unbillig die Schuld dem ganz unschuldigen Ort auf.

Aber das Herz ist schuld, das nie sich selber entfliehn mag.  
Du hast einst als Lakai nach dem Lande stets heimlich getrachtet,  
Nun, da du Vogt bist, lockt dich die Stadt und Schauspiel und Bäder.

Nicht nur in der Satire, sondern überall dürfen Senkungen, welche zwei Kürzen entsprechen, durch gewisse zweisilbige Wörter gebildet werden, welche nur eine ganz mechanische Prosodie ein für alle mal zu Trochäen stempeln konnte. Es sind dies die zweisilbigen Proklitiken und Enklitiken, d. h. einige Pronomina, Adverbia und fast alle Präpositionen, natürlich nur dort, wo sie wirklich proklitisch oder enklitisch sind. Also: du aber, Mann gegen Mann, übergehen, eine That, was mit Eine That prosodisch gleichzustellen von argem Mangel an Gehör zeigt. Die richtige Verwendung dieser Wörter erleichtert den Bau der Versarten, welche Doppelkürzen enthalten, um ein bedeutendes und ist also dem Uebersetzer höchst förderlich.

Unerträglich aber ist es, wenn solche Wörter als spondeenvertretende Trochäen gebraucht werden, während sonst der Trochäus statt des Spondeus nicht absolut zu verpönen und in der That noch von Niemand vermieden ist.

Ein drittes Gesetz fordert für die antiken Metren im Deutschen, vor allem für die längeren, eine strenge Gliederung durch Einschnitte. Diese müssen fürs Ohr da sein, nicht, wie oft bei Platen, nur fürs Auge. Findet man doch bei ihm Hexameter wie

Jene gewaltigen, die du so mörderisch, einem Polyp gleich.

Eine unüberwindliche Schwierigkeit haben sich viele Uebersetzer völlig unmotivirter Weise geschaffen, indem sie die Eigenthümlichkeiten im Deutschen nachzubilden unternahmen, welche das betreffende Versmass bei dem Originaldichter hat. Allerdings ist Vergil in schwereren Versen zu übersetzen als Ovid; Homer im allgemeinen mit mehr weiblichen Cäsuren als beide, aber das findet sich wesentlich von selbst, wenn der Uebersetzer nur den Stil des Dichters, soweit es im Deutschen möglich ist, wiedergibt. Pathos und Prägnanz sprechen vielfach in zusammengesetzten Wörtern, welche tändelnde Leichtigkeit meistens vermeidet; Naivetät, wie Homer sie von seinem Uebersetzer fordert, führt durch das Material der ihr entsprechenden Sprache zu einem Uebergewichte dreisilbiger Füße und zugleich zu zahlreichen weiblichen Cäsuren.

Soll aber nicht an einzelnen, besonders charakteristischen Stellen die metrische Eigenthümlichkeit und ebenso die Lautmalerei des Originals nachgebildet werden? Gewiss, wo sie charakteristisch, wo sie in der Nachbildung ohne grosse Opfer möglich und endlich, wo sie in ihr — wirksam ist. So bei der Schilderung des Sturms im ersten Buche der Aeneide, wo natürlich die deutschen Verse doch immer etwas daktylenreicher ausfallen müssen als die lateinischen sind.

Talia iactanti stridens aquilone procella  
Vela adversa ferit fluctusque ad sidera tollit:

Also klagt er — da fährt mit Gezisch ihm ein Stoss des Orkanes  
Jach ins Segel von vorn und empört zu den Sternen die Wogen.

Franguntur remi, tum prora avertit et undis  
Dat latus, insequitur cumulo praeruptus aquae mons,

wo die letzten Worte in der Uebersetzung gleichsam auseinandergerollt werden müssen:

Fort kracht Ruder und Riem, dann dreht sich der Schnabel, dem Fluthprall  
Gibt die Flanken er preis, und ein Fluthschwall kommt, einem Berg gleich,  
Steil aufbäumend, heran.

hi summo in fluctu pendent, his unda dehiscens  
terram inter fluctus aperit: furit aestus harenis:

Hier schweben die einen der Schiffer  
Hoch auf dem Kamme der Flut, dort zeigt das Gewog, auseinander  
Klaffend, zwischen den Wassern den Grund; wild brandet's im Sande.

Die Mittel, welche die Uebersetzung anwendet, sind, wie jener Sprung „auseinanderklaffend“, etwas drastischer als die des Originals, aber gerade dadurch dürften sie seiner Wirkung näher kommen, als sonst möglich wäre.

Weniger nachzumalen sind jene einzig schönen Verse im dreizehnten Buche der Odyssee, mit welchen vielleicht einst der alte Gesang von den Irrfahrten des Odysseus endete.

Friedlicher Schlummer bedeckte dem herrlichen Helden die Augen,  
Unerwecklich und süß, ganz ähnlich dem ewigen Schläfe.  
Und wie auf ebnem Gefild vier Hengste vor rollendem Wagen  
Alle zugleich anspringen, von sausender Geißel getrieben,  
Hinten sich hoch aufwerfend, und so durchstürmen die Laufbahn,  
Also hob sich das Hinterverdeck und es folgte dem Steuer  
Abendlich glühend die Woge des laut aufrauschenden Meeres.  
So flog schneidig der Kiel durch unabsehbliche Wellen,  
Welcher den herrlichen Mann heimführte, den kühnen, den klugen.  
Er, der früher so viel herzkränkende Leiden erduldet,  
Streitend mit Männern im Kampf und ringend mit schrecklichen Wogen,  
Schlief nun ruhig und sanft, unsägliche Leiden vergessend.

Aber lassen sich alle antiken Dichter im Versmasse des Originals übersetzen? Oder — um die Frage zu beschränken und dadurch die Beantwortung zu erleichtern — ist das auch nur bei allen Epikern und Didaktikern möglich? Die Naivetät der Sprache, welche Homer von seinem Uebersetzer fordert, die machtvoll beredte, aber ganz unrhetorische Diction des Lucrez, sie machen den Zwang, welchen der Hexameter auferlegt, mindestens zwei Drittel aller Sätze mit einer betonten Silbe anzufangen, fast unerträglich. Nicht anders wäre es mit den Satirikern, wenn der Uebersetzer hier nicht mit der grössten Freiheit verfahren und mindestens die Hälfte der Satzanfänge in das Innere der Verse verlegen dürfte. Jordan vermindert, um zu den Epikern zurückzukehren, in seiner Odyssee die Schwierigkeit zum Theil durch die Art, wie er die homerischen Uebergänge modificirt, indem er z. B. *ὣς ἔφατο* mit „darauf“ übersetzt, ein bedenkliches Verfahren.

Es ist also allerdings angemessen, zu fragen, ob es keinen deutschen Vers gibt, der den Hexameter ersetzen kann. Dass der fünffüssige Jambus, sowohl der gewöhnliche als der Blankvers, dazu ungeeignet ist, darüber braucht man kein Wort zu verlieren. Gereimte Verse können gar nicht in Betracht kommen. Ich habe mich, wie Sie gesehen, für den Vierhebungsvers, natürlich ohne Allitteration, entschieden, einen Vers, welchen ich dankbar den Jordanschen nennen möchte, obschon ich seinen Ursprung nicht mit Jordan in dem epischen Verse der alten Germanen, sondern eher in Goethes freien Rhythmen finde.

Dieser Vers steht dem Hexameter darin nach, dass er nicht so lang dahinrollt, er übertrifft ihn aber an proteischer Verwandlungsfähigkeit.

Vor allem von der letzteren Eigenschaft, welche ja für den Uebersetzer unschätzbar ist, mögen Ihnen ein paar Proben aus einer noch nicht vollendeten Uebersetzung des Gedichtes vom Wesen der Dinge eine Vorstellung geben:

I 60 ff. Schmachvoll rings in allen Landen  
Lag im Staub das Menschenleben,  
Niedergedrückt von der Religion,  
Die aus Wettergewölk ihr furchtbar Haupt  
Herabschaun liess und ohne Rast  
Mit des Anblicks Graun die Sterblichen schreckte.  
Da fasste zuerst ein Grieche sich Muth,  
Hob trotzig empor den sterblichen Blick  
Zu dem Schreckensgespenst und trat ihm zuerst  
Aug' in Aug' entgegen zum Kampf.  
Kein Volksgerede von rächenden Göttern, (erklärende Uebersetzung von fama deum)  
Kein zuckender Blitz, kein grollend Dröhnen  
Des Wetterhimmels brach sein Wollen:  
Nur feuriger rafft' er die volle Kraft  
Seines Geistes zusammen, voll Verlangen  
Aufzusprenge, als erster der Menschen,  
Des Thors der Natur festschliessende Riegel.  
So brach seines Geistes lebendige Kraft  
Sich im Siege die Bahn und er drang mit Gewalt  
In die Weiten hinaus und mit forschendem Sinn  
Das unendliche All der Entdecker durchmass.  
Siegreich kehrt er und bringt uns Kunde  
Von jeglichen Werdens Beding und Gesetz,  
Und er lehrt, wie das Mass der wirkenden Kräfte  
Für ein jedes bestimmt und jeder Gewalt  
Im Tiefsten gegründet ein Markstein steht.  
So liegt denn jetzt, die uns niedergetreten,  
Die Religion selbst unter den Füßen;  
Wir ragen im Siege zum Himmel empor.

Ueberwiegt hier, dem sozusagen kriegerischen Geiste der Stelle entsprechend, der anapästische Charakter, so werden Sie in der Schilderung der Wirkungen des Sturmes mannigfaltigere, noch lebhaftere Rhythmen finden.

I 270 ff. Des wehenden Windes  
Rasche Gewalt wütht auf das Meer,  
Dreiruderern kehrt sie nach oben den Kiel (*ingentisque ruit naves*)  
Und sie hetzt das Gewölk durch den Himmel dahin,  
Und es jagt oft eine Windsbraut durch die Feldflur mit Gesaus  
Und bedeckt sie mit gewalt'gen entwurzelten Bäumen,  
Und mit wälderzerbrechendem wüthendem Wehn  
Peitscht sie die obersten Höhn des Gebirgs.

Wieder anders gestaltet sich rhythmisch die prachtvolle Versinnlichung der Unendlichkeit des Raumes.

I 1002 ff. So weit thut sie sich auf, die Weite,  
So bodenlos des Raumes Abgrund,  
Dass sie die blendenden Blitze nimmer  
Durchmessen können mit ihrem Flug,  
Wenn sie auch Ewigkeiten hindurch  
Ihre Flammen zögen;  
Ja, sie vermöchten durch längsten Lauf  
Auch nicht zu kürzen jene Strecke,  
Welche noch zu durchlaufen bliebe.  
So endlos rings, so grenzenlos  
Oeffnet sich von allen Seiten,  
Oeffnet sich nach allen Seiten  
Jedem Fluge freie Bahn.

Rhythmische Formen jeder Art dürften Ihnen in der folgenden Stelle begegnen.

II 68 ff. Alles sehn seine Masse wir ändern,  
Erkennen, wie in dem langem Zeitlauf  
Alles fließt und dieser Fluss  
Die Vorzeit fortrückt aus unserm Sehkreis,  
Während die Summe doch unversehrt bleibt,  
Deshalb, weil die Ursprungskörper,  
Welche einem Körper entschweben,  
Diesen vermindern, dem dagegen,  
Zu welchem sie kommen, Wachstum verleihn;  
Jenen lassen sie greisenhaft siechen,  
Diesen in fröhlicher Jugend erblühen.  
Aber auch hier — bleiben sie nicht.  
So erneut sich die Summe der Dinge  
Immerdar, es leben auf Borg  
Unter einander die Sterblichen alle,  
Zunehmen die einen Geschlechter,  
Andere schwinden allmählich dahin;  
Die Generationen beseelter Wesen  
Wechseln in Kürze und reichen wie Läufer  
Einer dem andern des Lebens Fackel.

Ich schliesse mit der Bemerkung, dass natürlich auch diese Uebersetzung nach den Grundsätzen durchgeführt wird, welche ich Ihnen, den erleuchtetsten und berufensten Richtern, zu entwickeln die Ehre gehabt habe. (Beifall.)

Präsident Usener spricht dem Redner für seinen Vortrag den Dank der Versammlung aus, macht verschiedene Bemerkungen geschäftlicher Art, theilt mit, dass nach einem Telegramme des Gymnasial-Directors Dr. Grumme in Gera die Nachricht von der Erwählung dieser Stadt zum Sitze der nächsten Versammlung „mit Dank entgegen-  
genommen“ sei, und ersucht sodann die Vorsitzenden der Sectionen über die Thätigkeit derselben zu berichten.

Diese Berichte werden erstattet durch Rector Prof. Dr. Eckstein (Leipzig) für die pädagogische, Professor Dr. Kuhn (München) in Vertretung des durch Heiserkeit verhinderten Prof. Dr. Gildemeister (Bonn) für die orientalische, Prof. Dr. Creizenach (Frankfurt) für die germanistisch-romanistische, Hofrath Prof. Dr. Ulrichs (Würzburg) für die archäologische,

Director Dr. Classen (Hamburg) für die kritisch-exegetische und Rector Prof. Unverzagt (Wiesbaden) für die mathematisch-naturwissenschaftliche Section.

Hierauf nimmt Präsident Usener das Wort zu einer abschliessenden Ansprache an die Versammlung, deren Inhalt etwa folgender war:

Wir stehen am Schluss unserer Verhandlungen. Und mir liegt noch die willkommene Pflicht ob, im Namen des Comités den Anwesenden für ihre reiche und rege Betheiligung, im Namen der Versammlung den Sprechern der allgemeinen und Sections-Sitzungen für die fördernde Anregung, die sie gespendet, den herzlichsten Dank auszusprechen. Man wird es mir zu gut halten, wenn ich dabei auch einer persönlichen Empfindung Raum gebe, der Freude darüber, in diese Danksagung gleichzeitig einen hochverehrten Lehrer und jüngere Männer, die sich meine Schüler nennen, einschliessen zu können. In den Vorträgen, deren wir uns an dieser Stätte gemeinsam erfreut, hat sich die Bewegung der heutigen philologischen Wissenschaft abgespiegelt, die sich vertieft in harte, entsagungsvolle Arbeit, der auch das Kleinste nicht gering scheint, um zur Lösung allgemein wichtiger historischer Probleme sich zu erheben. Wer die Augen rückwärts wendet, um in dem, was aufgehört hat zu sein und dem Wandel nicht mehr unterworfen ist, das Bleibende der Menschennatur und ihre Gesetze zu erkennen, wird je heller und weiter schauen, je tiefer er in den Schacht hinabfährt. Das gilt von aller historischen Forschung, es gilt auch von der classischen Philologie, deren Gebiet wohl der abgerundetste und vollendetste, aber doch nur ein Theil ist der Geschichte. Für die Methode ihrer Forschung, die Interpretation, sind die Grundzüge uns hier von kundiger Hand entworfen worden. Indess, wie viele Seiten geistiger Thätigkeit auch philologische Interpretation in Anspruch nehmen und in wie viele einzelne Operationen sie sich zerlegen lassen mag, der Philologe wird und darf sich die Ueberzeugung nicht nehmen lassen, dass wie das  $\alpha$  und  $\omega$  seiner ganzen Thätigkeit die Exegese ist, so auch alle Exegese beschlossen liegt im sprachlichen Verständniss. Wort und Begriff, Inhalt und Form sind untrennbar. Wer das Wort hat, besitzt den Schlüssel zum Gedanken; und der tastende Versuch, vormals Gedachtes nachzudenken, erwartet Bewährung oder Berichtigung vom Wort. Es fehlt unserer Zeit nicht ganz an solchen, welche diese einfache Wahrheit verkennen und den eigenen Mangel für die Bildung der kommenden Generationen verhängnissvoll zu machen drohen. Das Gymnasium wird genau in dem Masse, als es solide Sprachkenntniss fördert, seine Schüler zu vollerm Verständniss der antiken Meisterwerke und zu begeisternder Freude an denselben hinführen. Wenn die Schule der bewährten Hilfsmittel, durch welche grammatische Sicherheit befestigt und erhalten wird, sich entschlagen wollte, wenn sie träumen sollte, ohne Arbeit zum Genuss leiten zu können, würde sie an der geistigen und sittlichen Gesundheit ihrer Pflegebefohlenen sich unheilvoll vergehen. Unter deutschen Philologen habe ich die Missdeutung nicht zu besorgen, als solle diese Betonung grammatischer Exegese einer einseitigen formalistischen Betreibung philologischer Studien Vorschub leisten. Einer der allergrössten Meister sachlicher Forschung, ein Mann zugleich, der sein Griechisch sich aus eigener Kraft erarbeitet und wie in Prosa so in Versen mit Meisterschaft handhabte, dem die entlegensten Worte und Wendungen der lateinischen Sprache in seltener Weise lebendig waren, Joseph Justus Scaliger, bricht in vertrautem Gespräch in die einfachen und inhaltschweren Worte aus 'utinam essem bonus grammaticus'. Und die deutsche Philologie hat seit Gesner, Winckelmann, Heyne,

Wolf stets ihren Ruhm in der gemeinsamen Pflege von Form und Inhalt gefunden. Nur Vereinzelte sind dazu gekommen, vor lauter Methode den Dingen selbst gleichgültig gegenüberzustehen und nicht zu merken, dass zwei Mühlsteine, die sich reiben ohne Korn, nur Staub erzeugen können. Möge unsere philologische Wissenschaft das gesunde Korn, das ihr aus unversieglichen Speichern zuströmt, auch ferner zu wahrer Geistesnahrung verarbeiten, möge sie gleich sehr als Fackelträgerin geschichtlicher Erkenntniss wie als Erzieherin der heranwachsenden Geschlechter immer wirkungsvoller sich bewähren.

Mit diesen Worten erklärt derselbe die XXXII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen und bringt das übliche Hoch aus auf die bevorstehende XXXIII. Versammlung zu Gera.

Professor Dr. Cäsar (Marburg): Meine Herren! Wir dürfen diese schönen Räume nicht verlassen, ohne den Empfindungen des Dankes Ausdruck zu geben, welche uns beim Scheiden erfüllen. Wenn ich der Aufforderung als Organ dafür aufzutreten Folge leiste, so sehe ich mich dazu veranlasst als einer der wenigen Ueberlebenden, welche vor nunmehr 40 Jahren bei der Begründung der Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner bei Gelegenheit des Jubiläums der Universität Göttingen betheiligte waren, sowie durch den Umstand, dass ich einer der Vertreter philologischer Wissenschaft an derjenigen Hochschule bin, welche zu dem diesmaligen Sitze der Versammlung als officielle Provinzial-Universität in näherer Beziehung steht. Unser Dank gebührt zunächst Sr. Majestät dem Kaiser und König Wilhelm, den ich bei diesem Anlass lieber den Friedfertigen als den Siegreichen, einen wahren Friedensfürsten nennen möchte, für den Schutz, den er wie allen wissenschaftlichen Bestrebungen so auch den unsrigen zu Theil werden lässt, und die Huld, die er dieser Versammlung insbesondere erwiesen hat; er gilt den Behörden des Staates und der Stadt Wiesbaden, den Vereinen, welche in so zuvorkommender und liberaler Weise den Zwecken unserer Zusammenkunft förderlich gewesen sind, sowie allen hiesigen Einwohnern und Einwohnerinnen, die zu dem Wahren und Guten, das wir erstreben, das Schöne gefügt; er gilt — the last not least — den beiden Präsidenten der Versammlung und allen denen, die denselben mit Rath und That unterstützend zur Seite gestanden. Ich fordere Sie auf, meine Herren, Ihre Uebereinstimmung hiermit durch Aufstehen von den Sitzen zu erkennen zu geben. (Die Versammelten erheben sich.)

Zuletzt bringt Rector Eckstein ein Hoch aus auf die gastliche Stadt Wiesbaden, in welches alle Anwesenden einstimmen. (10 $\frac{1}{4}$  Uhr.)

---

Nach Schluss der Sitzung wurde eine Festfahrt auf dem Rheine zum Niederwalde unternommen. Morgens um 11 $\frac{1}{2}$  Uhr führte ein Extrazug der Rheinbahn die Theilnehmer (etwa 1000 Herren und Damen) nach Biebrich-Mosbach. In Biebrich nahmen drei bereit stehende Dampfer die Festgenossen auf, welche nach der Landung in Assmannshausen die Wanderung auf den Berg begannen. An dem Punkte, wo das im Bau begriffene Nationaldenkmal sich erheben soll, fand eine kleine patriotische Feierlichkeit statt, da das für die Ausführung des Denkmals thätige Comité durch ein Mitglied, Herrn Gutsbesitzer Dilthey von Rüdesheim, die ankommenden Philologen und Schulmänner mit einer warmen Begrüßung überraschte. Der Rückweg wurde nach Rüdesheim angetreten. Dort

trennten sich nach einer letzten geselligen Vereinigung beim Abgang der Abendzüge die meisten Mitglieder.

Nur 80 bis 100 Theilnehmer fanden sich noch am Sonntag den 30. September zusammen, um einen gemeinsamen Ausflug zu der bei Homburg v. d. H. gelegenen Saalburg zu unternehmen. Bei der Ankunft in Homburg wurden dieselben am Bahnhofe von Mitgliedern des dortigen Geschichts- und Alterthums-Vereins, insbesondere dem Vorsitzenden, Herrn Hauptmann Freiherrn von Wangenheim, in liebenswürdigster Weise empfangen und an Ort und Stelle geführt. Der die Conservierungsarbeiten des römischen Castrums leitende Herr Oberst v. Cohausen (Wiesbaden) erläuterte bei dem Rundgang durch das Castell dessen einzelne Verhältnisse, Umfang, Theile, Besatzung u. s. w.; auch der benachbarte Pfahlgraben, das Gräberhaus etc. wurden besucht und einige Soldatengräber neu aufgedeckt. Nach Homburg zurückgekehrt besichtigte man noch unter Leitung des Herrn Baumeister Jacobi (Homburg) das Saalburgmuseum.

Nach einem gemeinsamen Mahle traten die Theilnehmer die Heimfahrt an.



## Verhandlungen der Sectionen.

### I. Pädagogische Section.

#### Erste Sitzung.

Die pädagogische Section, zu welcher sich 273 Mitglieder eingeschrieben hatten, constituirte sich am ersten Tage der Versammlung nach der allgemeinen Sitzung. Zum ersten Präsidenten wurde auf den Vorschlag des Directors Spangenberg (Wiesbaden) Rector Prof. Eckstein (Leipzig), zum zweiten Director Spangenberg, zu Secretären der Oberlehrer Schmidt (Wiesbaden), sowie die Gymnasiallehrer Dr. Adam (Wiesbaden), Dr. Kohl (Kreuznach) und Dr. Heller (Berlin) gewählt. — Für den nächsten Tag wurden auf Antrag Ecksteins die Thesen Spangenbergs über den Unterricht in der neuesten Geschichte auf höheren Lehranstalten auf die Tagesordnung gesetzt, in zweiter Linie sollten die Thesen von Eckstein über lateinischen Elementarunterricht zur Besprechung kommen.

#### Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 27. September. Morgens 8 Uhr.

Prof. Eckstein erledigte zunächst einige geschäftliche Sachen und ertheilte dann dem Director Spangenberg das Wort zur Begründung seiner Thesen.

Spangenberg: Es dünkt mir Hauptzweck der Sectionen und vornehmlich dieser, dass die einzelnen Erfahrungen, welche die Schulen in ihren besonderen Kreisen machen, hier zum Ausdruck kommen, und dass aus diesen einzelnen Erfahrungen eine Summe gezogen wird, die man als Gesammtansicht einer Versammlung, welche so viel hervorragende Autoritäten in sich schliesst, ansehen darf. Es ist mir hauptsächlich darum zu thun, dass wir etwas Bestimmtes fixiren, nicht etwa nur Ansichten aussprechen, sondern von der Majorität der Versammlung angenommene Thesen in die Welt schicken, welche vielleicht (und das ist die Hauptsache) für die gesetzgebenden Behörden massgebend sein dürften. Es kann nicht meine Absicht sein, mich über Zweck und Methode des Geschichtsunterrichts auf höheren Lehranstalten überhaupt zu verbreiten; die Ansichten darüber sind jetzt durch die zahlreichen darüber geführten Verhandlungen und die üppig wuchernde darauf bezügliche Litteratur so weit geklärt, dass man sagen kann: „es bestehen an den meisten höheren Lehranstalten wohl in Bezug auf Vertheilung des Lehrstoffs auf die einzelnen Classen und die Behandlungsweise desselben auf den verschiedenen Stufen gleiche Grundsätze, nach denen verfahren wird.“ Nur über eine Frage ist noch keine

Einigung erzielt, über eine Frage, die sich selbstverständlich mit jedem Jahrzehnt erneuern muss, nämlich diejenige, bis zu welchem Zeitpunkte die neueste Geschichte in der Schule gelehrt werden soll. Die Ansicht, dass die neueste Geschichte bis in die unmittelbare Gegenwart hinein in die Schule getragen werde, erscheint vielen noch ketzerisch, wenn auch manche Gegner derselben unter dem Eindruck der welterschütternden Ereignisse von 1870 und 71 anderen Sinnes geworden sind. Man hat als Hauptgrund dagegen den Umstand geltend gemacht, dass man in die neueste Geschichte noch keinen klaren Einblick habe, dass man noch nicht hoch genug stehe, um dieselbe völlig zu überschauen. Dann sagt man: „Wir dürfen die Jugend nicht in die Politik und die Tagesfragen hineinführen“, ein Satz, welcher die Abneigung, die gegen die Behandlung der neuesten Geschichte lange Zeit in den gesetzgebenden Kreisen herrschte, ausspricht. So kam es, dass man z. B., soweit wenigstens meine Erfahrung reicht, in Kurhessen lange Zeit die Geschichte nur bis zum Jahre 1789 lehrte. Es schien in den Zeiten, wo Metternich für die Ruhe Europas sorgte, nicht geeignet, den Schülern das Gift der französischen Revolution zu reichen, obwohl man daran sehr unklug that, indem man nicht bedachte, dass gerade an der Geschichte dieser Zeit sich ebenso leicht conservative Anschauungen in den Schülern erziehen lassen, wie sie falsch vorgetragen andererseits allerdings verderblich wirken kann. Wir Primaner sahen es als etwas ganz Besonderes an, als uns unser hochgeachteter Geschichtslehrer im Widerspruch mit der uns bekannten Tradition am Schlusse des Primacursus wenigstens eine Uebersicht über die Zeit von 1789—1815 und somit ein kostbares Viaticum auf die Universität gab.

Allmählich ging man von der rigorösen Ansicht, dass man bei dem Jahre 1789 stehen bleiben müsse, ab und sah ein, dass man die französische Revolution mit in Kauf nehmen müsse, um den Schülern die erhebenden Thaten von 1813—15 nicht vorzuenthalten. Doch hier glaubte man lange Zeit den für die Schule heilsamen Abschluss gefunden zu haben, und selbst dasjenige Lehrbuch, welches ich persönlich für das beste von allen halte, ohne deswegen grosse Vorzüge anderer Lehrbücher verkennen zu wollen, nämlich das Herbsteche Buch, schloss in seinen früheren Ausgaben mit dem Jahre 1815 ab. — Und in der That ist nicht zu leugnen, dass es selbst für erfahrene Geschichtslehrer eine sehr schwierige Aufgabe war, die folgende Zeit in ein System zu bringen und von bestimmten Gesichtspunkten aus fruchtbar für die Jugend zu behandeln. Ungeschickte Lehrer konnten hier sehr leicht zu Missgriffen geführt werden. — Worauf sollte der Blick derselben hingelenkt werden? Auf die politische Misère des Bundestags, die Demagogenverfolgungen, das Treiben der Turner und Studenten, das Wartburgfest, das Hambacher Fest, das Frankfurter Attentat etc.? Alles dies musste als Maulwurfsarbeit unter dem festaufgerichteten Gebäude des Metternichschen Systems erscheinen. — Es kam die grosse Sturmflut des Jahres 1848. Da ward es anders. Auch die Schule hielt es für nöthig, mit der Gegenwart Fühlung zu behalten, und vielen Lehrern dünkte es damals zweckmässig, ja nothwendig, in den Geschichtsstunden durch Betrachtung der Zeit von 1815—48 den Schülern das Verständniss für das bedeutungsvolle Jahr 1848 zu erschliessen. Einer der tüchtigsten Directoren (er ist unter uns) hat mir die interessante Mittheilung gemacht, dass er im Jahre 1848 regelmässig eine sog. Zeitungsstunde mit seinen Schülern gehalten und ihnen die Fäden der politischen Entwicklung auseinandergelegt habe.

Es kam die Zeit der Reaction, und die Kolophoniumsdünste der romantischen

Politiker lagerten sich über Deutschland, — vielen die Brust beengend. Nun wurde wiederum die frühere Ansicht die herrschende; wie man gern das Jahr 1848 bis zur Unleserlichkeit aus der Geschichte ausgestrichen hätte, so musste dasselbe sammt dem unheilvollen Ei, aus dem es gekrochen war, aus der Schule hinaus. Man schloss wieder mit dem Jahre 1815 ab.

Mit der Ablassung der romantischen Politiker und vollends mit dem Jahre 1866 musste es anders werden. Die Weltgeschichte, welche in diesem Jahre ein so gewaltiges Wort für die zukünftige Gestaltung Deutschlands gesprochen hatte, und in den Jahren 1870 und 71 die Erfüllung der Verheissung brachte, liess auch die Anforderungen an den Geschichtsunterricht in ein neues Stadium treten. Jetzt übersehen wir die neue Zeit klar; der Ariadnefaden, der uns vor 1866 fehlte, ist jetzt gefunden, und der alte Satz, hinter dem sich vielfach nur engherzige Anschauungen versteckten, dass wir noch keinen rechten Ueberblick über die neueste Geschichte hätten, uns dieselbe noch nicht objectiv genug gegenüberstellen könnten, hat vollends seit 1871 nicht mehr die geringste Berechtigung.

Es handelt sich also um die zweite Frage, nämlich diejenige, ob die neueste Zeit ein für die Jugend geeigneter Bildungstoff sei. Und diese Frage muss ich mit einem lauten „Ja“ beantworten. Man komme mir nicht damit, dass man die Jugend nicht in die Politik der Zeit einführen dürfe. Tagespolitik soll allerdings nicht in der Schule getrieben werden, aber das Verständniss für dieselbe sollen doch die Schüler durch die Geschichtsbehandlung bekommen. Jetzt ist auch unter der Jugend das Zeitunglesen etwas so Allgemeines geworden, in allen gebildeten Familien wird so viel über die Zeitentwicklung gesprochen, dass es fast lächerlich erscheint, wenn die Schule damit zurückhalten, wenn sie sich mit vornehmer Zurückhaltung zuknöpfen wollte. Ich gehe aber noch einen Schritt weiter und sage: Die Schule darf ihre Zöglinge in dieser Beziehung nicht den Zufälligkeiten überlassen, sie muss vielmehr gar häufig der Tagespresse und manchen bedauerlichen häuslichen Einwirkungen gegenüber rectificiren. — Wie manches Gift wird der Jugend durch die Presse und das Haus gereicht? Ist es nicht heilige Pflicht der Schule, hier zu heilen, soll sie nicht z. B. einer schamlosen Winkelpresse, die sich erfrecht, die erhebende Feier auf dem Niederwalde mit ihrem Geifer zu besudeln, mit würdigem Ernste entgegenzutreten?

Aber auch abgesehen davon halte ich es für einen Raub und Frevel an den Schülern, wenn man ihnen die Kenntniss der grossen Neuzeit vorenthalten wollte. Wir müssen die Schüler in diese Zeit einführen und ihnen durch die richtige Behandlung der vorhergehenden Thatsachen das Verständniss dafür aufschliessen. — Man wird mir vielleicht einwenden, und es ist bereits von einer Seite geschehen, die ich ausserordentlich hoch schätze: „In einer Zeit, wo soviel über Ueberbürdung der Schüler geklagt wird, will man noch einen neuen Stoff in die Schule bringen. Woher soll die Zeit dazu genommen werden?“ Ich entgegne getrost: „Die Schule hat die Zeit dazu, wenn man haushälterisch damit umgeht.“ Wie viel wird in dieser Beziehung theils aus Mangel an Erfahrung, theils aus Vorliebe für besondere Stoffe gesündigt. Ich habe in meiner langen Amtsthätigkeit gar manche interessante Erfahrungen in dieser Richtung gemacht. So kann ich von einem Lehrer erzählen, der gewiss nicht zu den schlechten gehörte, aber es doch mit seinem Beruf vereinbar fand, seine Secundaner ein volles halbes Jahr mit byzantinischer Kaisergeschichte zu füttern und zwar aus keinem andern Grunde, als weil

dies damals sein Lieblingsstudium war. Wie hätte diese Zeit anders und besser verwendet werden können! Und wollten wir jedem einzelnen Geschichtslehrer in seine Werkstatt schauen, bei wie vielen würden wir ein unnützes Vergeuden der kostbaren Zeit entdecken. Wie es eben viele gibt, die mit dem Gelde nicht umgehen können, so auch viele, denen es gerade so mit der Zeit geht. Werfen Sie so manchen unnützen Plunder weg, so erübrigen Sie ganz gewiss die für die Behandlung der Jahre 1815—71 nöthige Zeit. — Und endlich, dünkte ich, sollte der letzte geschichtliche Blick des abgehenden Primaners nicht auf dem Jahre 1815, auf der Gestaltung des unerquicklichen Bundestags, sondern auf den Thaten von 1870—1871 weilen. Alle höheren Lehranstalten, meine Herren, denen es darum zu thun ist, ihre Schüler zu treuer Anhänglichkeit an Kaiser und Reich zu erziehen, müssen die neueste Geschichte bis zum Frankfurter Frieden in ihren Lehrplan aufnehmen, und mein innigster Wunsch wäre es, dass, wenn Sie meine erste These, wie ich zuversichtlich hoffe, annehmen, die Verwirklichung derselben nicht mehr dem Ermessen der einzelnen Schulen überlassen bleibe, sondern von oben her durch die gesetzgebenden Behörden als geltende Ordnung vorgeschrieben werde.

Hierauf verlas Spangenberg seine Thesen, die wir nun in der von ihm vorgeschlagenen und in der von der Versammlung angenommenen Form wiedergeben:

Ursprüngliche Fassung.	Von der Versammlung angenommene Fassung.
1) Die Aufnahme der neuesten Geschichte von 1815—1871 in den Lehrplan der höheren Lehranstalten ist fortan geboten.	Unverändert.
2) Sie muss sowohl am Schlusse des Tertiacursus, als auch am Schlusse des Primacursus behandelt werden.	Unverändert.
3) Auf beiden Stufen muss die nationale Seite betont werden.	Unverändert.
4) In der Obertertia soll sie nur als Epilog zum Jahre 1815 in allgemeinsten Uebersicht am Faden der deutschen Einheitsbestrebungen hingeführt werden.	..... ..... in allgemeinsten Uebersicht der That- sachen gegeben werden.
5) In Prima soll sie ebensowenig nur deutsche, bezw. preussische, als Geschichte der einzelnen Staaten sein, sondern sie muss aus der Geschichte aller europäischen Völker diejenigen Thaten, welche die jetzige Gestalt Europas herbeigeführt haben, auswählen und unter bestimmten Gesichtspunkten zusammenfassen.	In Prima muss die neueste Geschichte unter dem europäischen Gesichtspunkte, nicht ausschliesslich als deutsche, wie in Tertia, behandelt werden. Dass die vaterländische Geschichte dabei vorzugsweise berücksichtigt werden muss, ist für deutsche Schüler selbstverständlich.
6) Die Herbsteiche Behandlung ist zu knapp, die Jägersche gibt zu viel.	Vom Thesensteller zurückgezogen.

7) Die für die neueste Geschichte erforderliche Zeit kann nur durch Verkürzung des Mittelalters gewonnen werden.	. . . . . fortgesetzte Sichtung und erhebliche Verminderung des bisher überlieferten Lehrstoffes gewonnen werden.
--	---

8) Der Jägersche Vorschlag, in der Unterprima die Geschichte bis zum Jahre 1648 zu führen, hat keine Bedenken.	Abgeworfen.
--	-------------

Director Dr. Jäger (Köln) hatte zuerst um das Wort gebeten, um sich über die Thesen überhaupt auszusprechen.

Jäger: Ich werde mich an das Gesetz binden nicht länger als 10 Minuten zu sprechen. Ich habe zunächst zu sagen, dass ich im wesentlichen mit sämtlichen Thesen übereinstimme.

Was These 1 betrifft, so bin ich damit sehr einverstanden darin, dass 1871 und nicht die Gegenwart als Endpunkt angenommen wird. Was vor 1871 liegt, können wir mit Ruhe betrachten, nicht aber, was über diesen Termin hinausgeht; denn die Aufgabe der Schule kann nicht darin bestehen, in die unmittelbaren Tagesfragen einzuführen. Mit These 2 bin ich ganz einverstanden, ebenso mit These 3; nur möchte ich darauf hinweisen, dass man mit dem Worte „national“ etwas behutsamer umgehen möge, als dies häufig zu geschehen pflegt. In These 4 stosse ich mich an dem unbestimmten Ausdruck „Epilog“. Um für Tertia die Geschichte in fruchtbarer, natürlicher Weise zu behandeln, empfiehlt es sich, dass man am Schlusse des Tertiärcursus die „politische Geographie“ des deutschen Reichs zur Basis macht und dann die Geschichte als Geschichte der deutschen Einheit von 1815—1871 darauf baut. Dann macht sich die Sache ungezwungen, und wir vermeiden auch das Phraseologische. These 5 enthält einen sehr fruchtbaren Gedanken; es wird nur darauf ankommen, was unter den „bestimmten Gesichtspunkten“ verstanden ist. Etwa die Verfassungsgeschichte? Ich würde Bedenken dagegen haben müssen, und so lange die schwere Aufgabe nicht gelöst ist, den vertheilten Stoff schulmässig in einem Lehrbuch zu gruppieren, so lange muss es schliesslich dabei bleiben, dass man die Geschichte der einzelnen Staaten nebeneinander herführt. Mit These 6 bin ich ganz einverstanden, besonders mit dem Tadel, dass ich zu viel gäbe. Nur möchte ich darauf hinweisen, dass dieser Gegenstand noch wenig schulmässig behandelt worden ist. Meine eigene Erfahrung sagt mir, dass das Wenigste, was man braucht, um einen Abriss durchzumachen, sechs Wochen sind. Der Abriss ist hauptsächlich für den Lehrer bestimmt, für den die Darstellung sicherlich nicht zu viel gibt. Ich denke vielmehr, dass sie vielen Lehrern willkommen ist, da sie den noch unverarbeiteten Stoff hier zusammengedrängt finden, den sie sich sonst aus einzelnen Büchern mit Schwierigkeiten zusammensuchen müssen, und ihnen die Gruppierung desselben gewiss erleichtert ist. Ich habe fünf Jahre gerungen, ehe ich mit dem Abriss hervorgetreten bin. Mit These 7 und 8 bin ich ganz einverstanden. These 7 könnte man vielleicht auch so ausdrücken: Die Zeit für die Geschichte von 1815—1871 muss dadurch herausgebracht werden, dass man in der Behandlung der einzelnen Theile ungleichmässig verfährt. Dabei wird hauptsächlich doch das Mittelalter die Kosten tragen müssen. Es ist dies die am schwersten verständliche Periode, bei welcher man vorsichtig auswählen muss. These 8 wird sich dann

von selbst erledigen. Nur möchte ich hinzufügen: „Man darf die Schüler nicht mit Quellenlectüre belästigen, auch nicht mit allzulangen Wiederholungen der alten Geschichte.“

Spangenberg: Ich will mich nur gegen Missdeutung des Ausdrucks „national“ verwahren. Ich muss offen sagen, dass ich die Verwahrung des Herrn Jäger erwartet habe, da derselbe sie schon in seinen kürzlich erschienenen Bemerkungen über den geschichtlichen Unterricht ausgesprochen hat; ich versichere aber, dass ich keinen Missbrauch mit dem Worte treibe; ich verstehe nichts anderes darunter, als dass unsern Schülern beständig zum Bewusstsein gebracht werde, dass sie Deutsche sind und einem deutschen Reiche angehören. Das ist angesichts so mancher Erscheinungen in unserer Zeit sehr nöthig. In dem Schülerkatechismus unserer höheren Schulen muss auf der ersten Seite der Satz stehen: „Ich liebe Kaiser und Reich, ich glaube an die Kraft des Reiches und hoffe auf seine Dauer.“

Geh. Regierungsrath Dr. Schrader (Königsberg): Auch ich bin im ganzen mit den Thesen einverstanden und möchte mir nur einzelne Bemerkungen im Anschluss an Director Jäger erlauben. Die These 1 lässt den Schluss zu, als sei die neueste Geschichte bis jetzt noch gar nicht in der Schule beachtet worden. Ich darf sagen, dass sie in vielen Schulen nicht bloss bis 1815, sondern schon bis in die neueste Zeit behandelt wird und nicht mehr eingeführt zu werden braucht. Allerdings muss 1871 der äusserste Termin sein. Wenn ich die Geschichte darüber hinaus vorzutragen hätte, so wüsste ich in der That nicht, wie ich mich dabei verhalten sollte. Was These 7 und 8 betrifft, nämlich die Frage, wie die Zeit für die neueste Zeit gewonnen werden soll, so bin ich mit Jäger darin einverstanden, dass es durch ungleichmässige Behandlung der einzelnen Theile geschehen muss. Der dreissigjährige Krieg wird häufig viel zu ausführlich vorgetragen. Die Hauptperioden sind genug. Auch kann gerade am Ende dieses Krieges kein ein Classenziel abschliessender Einschnitt gemacht werden, weil die vom Jahre 1555 an beginnende Ausbildung der Fürstensouveränität hier in voller Entwicklung ist. Die Thesen 3 und 5 müssen einander interpretiren. Die Zeit von 1815—48 ist auch jetzt noch wenig klar; darum muss in der neuesten Geschichte doch stets auf unser Vaterland Bezug genommen werden, und in diesem Sinne fürchte ich mich auch nicht vor dem Ausdruck „national“. Mit These 8 bin ich nicht einverstanden.

Auch Director Bärwald (Frankfurt a. M.) erklärt sich im allgemeinen einverstanden.

Hierauf wird die These 1 einstimmig von der Versammlung angenommen, und die Discussion wendet sich zu These 2.

Spangenberg: Ueber den zweiten Theil von These 2 herrscht unstreitig dasselbe Einverständniss, wie über These 1. Anders steht es vielleicht mit dem ersten Theil derselben. Man wird mir entgegenen, es sei die ganze fragliche Zeit für die Tertia noch nicht verständlich. Am besten urtheilt man in solchen Dingen aus der eigenen Erfahrung, und die meinige sagt mir das Gegentheil. So verwendete ich vor einigen Tagen eine Vertretungsstunde in Obertertia zu Betrachtungen über die neueste Geschichte. Ich fing mit dem Jahre 1870 an und ging rückwärts bis zum Jahre 1848. Indem ich meinen Vortrag vielfach durch Zwischenfragen unterbrach, fand ich, dass in der genannten Classe vollkommen ausreichendes Verständniss für die neueste Geschichte vorhanden war. Die Schüler meldeten sich vielfach zum Wort und wussten vom Parlament in der Paulskirche, vom Krieg in Schleswig-Holstein, von der dem König Friedrich Wilhelm IV. angebotenen

Kaiserkrone, vom Wiener Aufstand, von der Erschiessung Robert Blums zu erzählen, und ich war höchst erstaunt, als mir sogar Hannibal Fischer genannt wurde. — Ich könnte noch viel hiervon sagen, will aber nur constatiren, dass die Schüler der Obertertia recht wohl im Stande sind, die neuesten Ereignisse zu begreifen. Es kommt eben nur darauf an, dass sich der Lehrer nicht in der Auswahl des Stoffes vergreift.

Oberlehrer Dr. Hartwig (Cassel): Wir können dem Vorredner gratuliren, dass er eine so vortreffliche Tertia hat, die für die neuesten Zeitereignisse so viel Verständniss zeigt. Wir in Cassel haben in der Regel weniger Verständniss dafür gefunden. Vielleicht mag es in Wiesbaden so stehen, weil es der Paulskirche näher ist als Cassel. Mir scheint es das Richtigeste, auf dieser Stufe nur die Ereignisse von 1866 und 1870 besonders zu berücksichtigen.

Spangenberg: Ich bin weit entfernt davon zu meinen, dass man in Tertia die ganze politische Misère von 1815—1848 bringen soll; aber ein gewisser Faden muss gegeben werden. Das Jahr 1848 weist auf die frühere Zeit zurück und muss aus dieser erklärt werden. Und wie von 1815—48, so muss von da bis 1870 der Faden der Einheitsbestrebungen festgehalten werden, und man kann nicht etwa nur Einzelnes herausreissen. Indem ich übrigens dem Vorredner für sein Compliment danke, muss ich nur noch bemerken, dass meine Obertertianer auch Königgrätz kannten, und dies liegt doch nicht in der Nähe von Wiesbaden.

Professor Hölscher (Herford): Ich habe den Geschichtsunterricht in den höheren Classen immer nur bis 1815 geführt; seit 1870 habe ich die neueste Zeit hinzugenommen. Von 1815 bis 1864 ist manches für den Schüler unverständlich und geht über seinen Standpunkt hinaus. Wollten wir ihn hier einführen, so müssten wir ihm ein Bild vor die Seele stellen, das ihn nur mit Missmuth erfüllen könnte. Es ist deshalb zweckmässig, die Zeit von 1815—64 in einer Stunde durchzumachen, was recht bequem geht, und von da an alles ausführlicher zu behandeln.

Jäger: Der Ausdruck „Epilog“ ist nicht correct. Wir haben in der Tertia einen zweijährigen Cursus, und es entsteht die Frage: Wie vertheilt man den Stoff? Das Pensum ist Geschichte und Geographie. Am besten verfährt man also: Man nimmt zuerst die physische Geographie von Deutschland, dann die Geschichte bis 1648, darauf vollendet man in den drei ersten Vierteln des zweiten Jahres die Geschichte bis 1815. Dann geht man zur politischen Geographie von Deutschland über und schliesst daran eine Uebersicht über die politische Entwicklung seit 1815. Hierzu genügen etwa vier Stunden, da es sich nur um Einprägung der Hauptthatsachen handeln darf ohne weitere Reflexionen.

Director Dr. Genthe (Corbach): Es geht nicht an, dass man, wie Hölscher vorschlägt, die neueste Geschichte bis 1864 in einer Stunde abfertigt. Für die These selbst möchte ich mich aussprechen, weil wir dadurch concentrische Kreise erhalten, und eine Abrundung erscheint in der That als höchst wünschenswerth.

Rector Götz (Neuwied): Es ist mir sehr erfreulich, dass kein Widerspruch gegen den Vorschlag geäussert worden ist, die neueste Geschichte am Ende des Tertiarius durchzunehmen. Was ich mir auszusprechen erlauben will, ist die Nothwendigkeit, dass ein solcher Unterricht vorkomme. Diese Nothwendigkeit geht daraus hervor, dass ein grosser Theil unserer Schüler früher (häufig schon mit dem Schlusse des Tertiarius) abgeht, und für die nationale Erziehung dieser wollen wir doch auch gesorgt sehen. —

Oberschulrath Dr. Wendt (Karlsruhe) unterbrechend: Ich möchte als allgemeinen Grundsatz aussprechen: „Die Militärberechtigung kann hier keine Berücksichtigung finden.“

Götz: Die Thatsache ist aber da, und so müssen wir sie auch berücksichtigen. Ob dafür eine Berechtigung vorhanden ist, das will ich unerörtert lassen.

Provinzialschulrath Dr. Probst (Münster): Die Sache ist noch zu sehr im Fluss, als dass sich jetzt schon bestimmte Normen über die Behandlung dieses Theils der Geschichte feststellen liessen. Lassen wir nur erst ein Jahr darüber hingehen, dann werden schon Bücher erscheinen, und erst auf diese Weise kann etwas Mustergültiges geschaffen werden. Wie bisher geschehen, muss ich auch die 4. These mit in die Debatte ziehen. Dieselbe kann, wie auch These 3, gestrichen werden.

Eckstein: Mit der 2. These sind wir wohl alle einverstanden. Aber bei der 4. These scheint eine bestimmte Fassung wünschenswerth, namentlich in Beziehung auf den Ausdruck „Epilog“. Uebrigens möchte ich bemerken, dass die Einheitsbestrebungen von den deutschen Fürsten ausgingen. Vielleicht liesse sich These 4 so geben: „In der Obertertia soll die neueste Geschichte nur in allgemeinsten Uebersicht der Thatsachen gegeben werden.“

Spangenberg: Ich verzichte auf die ursprüngliche Fassung meiner 4. These und schliesse mich dem Ecksteinschen Vorschlage an.

Bärwald: Mir sagt die ursprüngliche Fassung mehr zu, weil der Jägersche Vorschlag in Betreff der Anknüpfung an den geographischen Unterricht den Faden der deutschen Einheitsbestrebungen zu fordern scheint.

Jäger: Ich erkläre mich für die 3. These.

Spangenberg: Auch ich muss mich nochmals für Beibehaltung der 3. These aussprechen. Bei der Art und Weise, wie manche Lehrer den Geschichtsunterricht betreiben, scheint sie mir durchaus nothwendig zu sein. Ich spreche aus reicher Erfahrung in dieser Beziehung.

Wendt: Ich möchte These 4 gestrichen haben wegen des Ausdrucks „allgemeinste Uebersicht der Thatsachen“; denn auch ich verlange hier planmässige Ungleichheit der Behandlung. Dagegen wünsche ich These 3 beibehalten, damit man sich nicht gegen das Nationale zu wenden scheint.

Hartwig: Ich wünsche Abänderung der These 4 nach dem von mir gemachten Vorschlage in Betreff der Ereignisse von 1866 und 1870/71.

Director Kreissig (Frankfurt): Auf die Jugend wirkt nur die grosse nationale Action, das Schlimme vergisst sie leicht. Es kommt hier weniger auf Einzelbestimmungen an, als vielmehr darauf, dass die Versammlung davon Zeugniß ablegt, in welchem Sinne sie die Geschichte aufgefasst wissen will. (Beifall.)

Hierauf werden These 2 und 3 in der ursprünglichen Fassung angenommen. Bezüglich der These 4 wird zuerst der Hartwigsche Antrag abgelehnt, dann die Stellen „als Epilog zum J. 1815“ und „am Faden der deutschen Einheitsbestrebungen“ gestrichen, und somit die Eckstein-Spangenberg'sche Fassung angenommen.

Hiermit wird nach einigen geschäftlichen Mittheilungen die Sectionssitzung geschlossen.



### Dritte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Morgens 8 Uhr.

Es wird zuerst zur Tagesordnung beantragt, die These des Gymnasialoberlehrers Meyer aus Herford:

„Sind die Klagen über die geringen Leistungen der Gymnasien begründet, und eventuell welche Mittel sind geeignet, denselben abzuhelpfen?“  
eventuell in der Nachmittagssitzung nach Besprechung der Ecksteinschen Thesen zur Discussion zu bringen. Eine grosse Majorität erklärt sich für den Antrag. — Sodann wird in der Berathung der Spangenberg'schen Thesen fortgefahren.

Spangenberg: Ich meine, dass wir über These 5 rasch hinweggehen können: Es kommt hauptsächlich darauf an, dass der einheitliche Faden nicht verloren wird, alles Uebrige ist Sache der Methode.

Jäger: Ich stosse mich an dem Ausdruck „bestimmte Gesichtspunkte“ als einem zu unbestimmten. Was für Gesichtspunkte sind gemeint? Der Stoff muss zunächst chronologisch, d. h. periodisch geordnet und dann muss mit ihm operirt werden.

Spangenberg: Ich verkenne durchaus nicht, dass der angegriffene Ausdruck unbestimmt ist. Ich bin mir auch trotz langen Ringens noch nicht klar, welche Gesichtspunkte zu nehmen sind. Aber die Ueberzeugung habe ich, dass es das Richtige ist, wenn man sagt: „Die Thatsachen müssen unter bestimmten Gesichtspunkten zusammengefasst werden.“ Meine Absicht bei dieser Stelle der These war, zur Auffindung solcher Gesichtspunkte Anregung zu geben, und es soll mich freuen, wenn ich aus der Versammlung selbst Winke bekomme, die ich bei dem ferneren Nachdenken über die Frage verwerthen kann.

Probst: Durch die These 3 ergibt sich die Behandlungsweise der neuesten Geschichte in Prima von selbst.

Gymnasiallehrer Dr. Friedrich (Darmstadt): Ich muss mich gegen den Ausdruck „alle europäischen Völker“ wenden. Die Geschichte der ausserdeutschen Staaten darf nur insofern behandelt werden, als diese Staaten zur Entwicklung des deutschen Reiches beigetragen haben.

Jäger: Ich schlage folgende Fassung für These 5 vor: „In Prima muss die neueste Geschichte unter dem europäischen Gesichtspunkte, nicht ausschliesslich als deutsche, wie in Tertia, behandelt werden. Dass die vaterländische Geschichte dabei vorzugsweise berücksichtigt werden muss, ist für deutsche Schüler selbstverständlich.“

Geheimer Regierungsrath Dr. Schultz (Münster) schlägt hierauf im Anschluss an den Friedrich'schen Vorschlag folgende Fassung vor: „In Prima soll die deutsche Geschichte den Mittelpunkt des Geschichtsunterrichts bilden, und aus der Geschichte der übrigen Staaten sollen nur diejenigen Momente zur näheren Erörterung kommen, welche für die Gestaltung der Geschichte Deutschlands mit von bestimmender Wirkung gewesen sind.“

Jäger: Es lässt sich der eben gemachte Vorschlag nicht mit der Art vereinigen, wie in Prima die Geschichte bis zu dem Jahre 1815 behandelt ist. So gut, wie bis dahin die europäische Geschichte zur Geltung gekommen ist, muss sie es auch für die neueste

Zeit. Ich wünsche abgesehen von dem Ausdruck „bestimmte Gesichtspunkte“ die Aufrechthaltung der These.

Hierauf wird These 5 in der Jägerschen Fassung angenommen.

Spangenberg: These 6 habe ich nur aufgestellt, um damit eine Directive für These 5 zu geben. Ich halte eine Discussion darüber nicht für angemessen und ziehe deshalb die These ganz zurück.

Die Versammlung erklärt sich damit einverstanden.

Spangenberg: Bezüglich der These 7 bin ich auf Widerspruch gefasst. Ich muss aber daran festhalten. Es lässt sich an keiner Periode der Geschichte so leicht und so viel kürzen als am Mittelalter, und bei vernünftiger Behandlung desselben wird ausserordentlich viel Zeit gespart. Ich kenne gar manchen Lehrer, der sich an wenig fruchtbringenden Thatsachen der genannten Zeit unverzeihlich lange aufgehalten hat. Die unnütz verschwendete Zeit würde völlig für die Behandlung der neuesten Geschichte ausgereicht haben. — Was am Mittelalter zu streichen ist, verlangen Sie, meine Herren, nicht von mir zu hören. Dies muss dem Takt des einzelnen Lehrers überlassen bleiben.

Director Dr. Münscher (Marburg): Ich kann mich nicht dafür erklären, dass gerade das Mittelalter, die glorreichste Zeit unseres Volkes, verkürzt werde.

Pr.-Schulrath Dr. Höpfner aus Coblenz: Das Mittelalter allein darf nicht die Kosten für die Berücksichtigung der neuesten Geschichte tragen. Auch an andern Perioden kann gespart werden. Ich will nicht auf Einzelnes eingehen, möchte aber doch hervorheben, dass oft die Reformationgeschichte mit dem wesenlosesten Stoff überlastet wird. Ich schlage folgende Fassung der These vor: „Die für die neueste Geschichte erforderliche Zeit kann nur durch fortgesetzte Sichtung und erhebliche Verminderung des bisher überlieferten Lehrstoffs gewonnen werden.“

Auch Friedrich missbilligt die ursprüngliche Fassung der These.

Hierauf zieht Jäger seine in der vorigen Sitzung formulirte Fassung der These zu Gunsten des Höpfnerschen Vorschlags zurück, der nun, nachdem auch Spangenberg selbst sich dafür ausgesprochen hat, mit grosser Majorität angenommen wird.

Nachdem hierauf Spangenberg seine 8. These vertheidigt hat, schlägt Jäger vor, dieselbe als durch These 7 in ihrer neuen Fassung erledigt fallen zu lassen. Er ist der Ansicht, dass man in Folge derselben im ersten Jahre sehr leicht über die Reformation hinausgehen könne. — Spangenberg hält dagegen an seiner These fest und meint, man dürfe das „wieweit“ nicht der Willkür der einzelnen Lehrer überlassen. Man solle vorschreiben, dass der Lehrer zu Ende des ersten Jahres am Jahr 1648 angelangt sei. Geschichtslehrer, welche mit ihrer Zeit nicht haushälterisch umzugehen verstünden, müssten durch eine Vorschrift gebunden sein. — Dieser Ansicht treten jedoch Director Dr. Löhbach (Mainz) und Schrader entgegen, worauf nach einem Schlussantrage von Director Dr. Steinbart (Duisburg) die These von der Versammlung abgeworfen wird.

---

Nunmehr geht die Versammlung unter dem Präsidium Spangenbergs zur Besprechung der Ecksteinschen Thesen über.\*)

\*) Bei der Unzulänglichkeit der Niederschriften aus der Sitzung habe ich mich auf einen kurzen Bericht beschränkt.

Eckstein schickt voraus, dass er auf den Wunsch des Präsidiums fünf etwas ketzerisch klingende Sätze aufgestellt habe, die kein in sich geschlossenes System der Behandlung des lateinischen Elementarunterrichts bilden sollen. Derselbe habe sich immer mehr von der alten Praxis entfernt, aus der manches Gute wieder aufzunehmen sehr erspriesslich sein werde. Einer Einleitung bedürfe es nicht; man werde sofort zu der ersten These übergehen können:

1. Der lateinische Elementarunterricht muss von der Menge der jetzt dabei verwendeten Bücher befreit werden.

Es komme ihm darauf an, ne pueri multitudine librorum onerentur. Da Steinbart den Satz so verstanden hat, als sollte überall dasselbe Buch eingeführt werden und deshalb weitere Aufklärung wünscht, so erklärt E., dass ihm jenes gar nicht habe in den Sinn kommen können, auch nicht einmal in Frankreich, dem Lande der straffsten Centralisation, zur Ausführung gekommen sei. Wohl aber sei es ein Uebelstand, dass unsere Sextaner sich oft mit vier Büchern, Grammatik, Vocabularium, Lesebuch und Übungsbuch, ablagen müssten. Schulrath Probst fühlt sich dem Vorredner für diesen Grundsatz zu Dank verpflichtet; die Sexta dürfe nur ein Buch für diesen Unterricht haben, das Grammatik und Lesebuch verbinde. Geheimrath Schultz findet es bedenklich, wenn dann die Quinta bereits wieder ein neues Lehrbuch erhalte und verlangt deshalb schon von Sexta an den Gebrauch der Grammatik. Eckstein findet diese Ansicht bei dem verehrten Vorredner sehr erklärlich; er habe gar keine Veranlassung geben wollen auf die zweckmässige Einrichtung solcher Bücher einzugehen. Oberlehrer Dr. Wittich (Kassel) ist der Ansicht, dass es durchaus gerechtfertigt war, wenn man sich über die Ueberlastung der Schüler mit zu vielen Büchern aussprechen sollte, auch darnach zu fragen, wie Abhilfe geschafft werden könne. Diese sei auch im Interesse der Verhütung von Unordnung sehr wünschenswerth; ein Lehrbuch für die unteren Klassen, welches Grammatik und Uebungsstoff vereinige, könne diesem Zwecke dienen. Dies Princip sei z. B. in Scheeles Vorschule, wenn auch nicht sehr glücklich zur Anwendung gebracht. Ein ähnliches, für Sexta und Quinta berechnetes Lehrbuch würde den Probstschen Wünschen entsprechen und das Schultzche Bedenken beseitigen. Die erste These wird gegen eine geringe Minorität angenommen und damit die Vormittagssitzung geschlossen.

#### Vierte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Nachmittags 4 $\frac{1}{2}$  Uhr.

In der vierten Sitzung kam die Besprechung zu der zweiten These:

2. Das Uebersetzen aus dem Lateinischen verdient den Vorzug vor dem Uebersetzen in das Lateinische.

Der Antragsteller will die Uebungsbücher mit den einzelnen Sätzen beseitigen, die aus der Muttersprache in das Lateinische übersetzt werden. Sie sind eine leidige Erfindung der neueren Zeit und reichen bereits bis in die Quarta, können aber mit ihrem bunten, oft recht abstracten Inhalte, zu dem ohnehin das Verständniss in der Regel fehlt, nur zerstreuen. Es sollte wieder mehr mit dem Uebersetzen aus dem Lateinischen operirt werden, wie dies die alte Praxis war. Sie fing mit Dialogen an, später wählte man die biblische Geschichte in lateinischer Erzählung. Der erzählende Stoff sei der angemessenste,

wie die Franzosen und Süddeutschen den Lhomond, die Norddeutschen den kleinen Livius und Herodot haben; nur etwas Zusammenhängendes. Schrader verbindet mit der zweiten gleich die vierte These und entwickelt mit grosser Wärme, dass die Anschauung der Sprache verstärkt werden müsse. Dazu müsse man vom lateinischen Satze ausgehen, dann die Regeln zeigen und endlich zur Uebung aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzen. Er befürwortet die zweite These entschieden. Schultz ist mit der These für Quinta einverstanden, aber für Sexta werde es Niemand fertig bringen. Für das Erlernen und die Einübung der Formen seien einzelne Sätze und die Uebersetzung aus dem Deutschen nothwendig. Die Einführung derselben in der Neuzeit rechtfertige sich dadurch, dass man früher das Latein nicht im neunten, sondern im zwölften Lebensjahre begann; die neunjährigen Knaben wüssten kaum die deutschen Formen recht. Dagegen bemerkt Eckstein, dass die alte lateinische Schule ihre Schüler als Alphabetarii aufgenommen und doch schon in der untersten Klasse mit Lectüre begonnen habe. Sturm habe für sie geeignete Briefe Ciceros ausgesucht und in der folgenden Klasse Terenz lesen lassen. Die Methodiker des 17. Jahrhunderts hätten an Terenz die Elementargrammatik eingeübt. Die Knaben seien viel jünger gewesen als unsere Sextaner. Grade diese Einzelsätze schädigten auch die Sicherheit in den Formen, über deren mangelhafte Kenntniss man allgemein und mit Recht klage. Oberlehrer Dr. Meyer (Parchim) befürwortet in längerer Rede die Annahme der These aus reicher Erfahrung auch bei dem Unterrichte in den neueren Sprachen. Director Dr. Kiesel (Düsseldorf) nimmt an dem Ausdrücke „Vorzug“ Anstoss, weshalb Probst vorschlägt: „Auf das Uebersetzen — ist das Hauptgewicht zu legen“. Steinbart meint, es werde schon bei den Einzelsätzen bleiben müssen, weil man kein Buch à la Eckstein schaffen könne. Auf die Bemerkung, dass der stufenmässige Fortschritt, den diese Sätze gewähren, sie empfehle, zumal die Schüler verwendeten, was sie so eben gelernt haben, erwidert der Antragsteller, dass dies gerade für seine Ansicht spreche. Als Uebungsbuch wolle er sie auch benutzen, aber nicht als Lesebuch und dann in ganz anderer Weise als es jetzt meist geschehe. Der Satz wird angenommen. Ebenso die dritte These:

3. Erzählungen sind geeigneter zu der ersten Lectüre als Gespräche.

Sie ist gegen die alte Praxis gerichtet, welche hie und da auch heute gepflegt wird.

Kiesel empfiehlt zusammenhängende Erzählungen.

Bei der vierten These:

4. Die Uebersetzungen aus der Muttersprache sind mehr mündlich zu machen als schriftlich. Die bis jetzt dabei gebrauchten Hilfsbücher gehören nicht in die Hände der Schüler —

entspann sich eine lebhaftere Erörterung. Der Antragsteller bemerkte im voraus, dass sie wohl den meisten Widerspruch finden würde. Der Unterricht in der untersten Klasse liege meist in den Händen der jüngsten Lehrer, das sollte anders sein und war es auch früher, wo alte, erfahrene Schulmänner diesen Unterricht mit Vorliebe und grossem Erfolge ertheilten. Der Lehrer müsse sich die Mühe nehmen seine Uebungsbeispiele selbst zu bilden oder wenigstens nicht mit dem gedruckten Hilfsbuche vor seine Schüler treten. Das lebendige Wort wirke eindringlicher. Daher mehr mündliche Uebersetzungen in der Schule, die schriftlichen Hausarbeiten seltener. Das werde zu der viel begehrten Erleichterung der überbürdeten Jugend auch beitragen. Schultz ist mit dem „mehr“ mündlich ganz einverstanden. Denn dergleichen Uebungen seien fördernder, wie er öfter hervor-

gehoben habe. Wenn dies übrigens dahin gedeutet werden sollte, dass die Extemporalien keinen Werth hätten, so müsse er Widerspruch erheben, denn die schriftlichen Uebungen seien unentbehrlich. Cicero sage mit Recht: *stilus est optimus dicendi magister et artifex*. In Bezug auf den zweiten Theil der These bezweifelt er, dass weder die älteren noch jüngeren Lehrer jederzeit Beispiele zur Hand haben können, die eben so gut sind, wie sie das Uebungsbuch gibt. Man möge setzen: „Dem Schüler selbst sind dabei Hilfsbücher möglichst wenig in die Hände zu geben“. Meyer (Parchim) macht einen Unterschied zwischen Prüfungs- und Uebungs-Extemporalien. Am Ende des Vierteljahrs können jene zur Prüfung eintreten. Dabei vergisst er nicht das Missverhältniss zwischen den häuslichen Leistungen und denen in der Schule. Steinbart erklärt den ersten Theil der These für richtig, aber gegen den zweiten muss er sprechen. Kein Lehrer sei im Stande sofort Beispiele zu bilden. Ausserdem verliert man den Gewinn für die Orthographie, welche das Auge gewähre. Ueberdies sei das Ohr der empfindlichste Sinn, und der Schüler werde zu müde, wenn er nur mündlich beschäftigt werde. Er beantrage den zweiten Theil zu streichen oder durch eine mildere Fassung zu ersetzen. Wendt (Karlsruhe) meint, die schriftliche Leistung sei eine Consequenz des mündlichen Unterrichts, aber die Extemporalien würden zu einer Gottesgeissel. Wolle man sie schreiben lassen, so dürften die Forderungen nicht zu hoch gestellt werden; wenn nicht die meisten Schüler die Aufgabe richtig lieferten, so taugten sie nichts. Man solle die Schüler nichts schreiben lassen, was sie nicht ganz schön schreiben können. Auch er wünscht ein Buch mit zusammenhängenden Stücken möglichst früh. Jäger spricht sich wie die anderen Herren für den ersten Theil der These aus, in Betreff des zweiten stimmt er Steinbart bei. Bei Klassen von 50—60 Schülern werde der Unterricht ohne Buch sehr schwer; nicht ein Engel könne die Menge eine halbe Stunde aufmerksam erhalten. Durch allzuvielen mündlichen Uebungen könne man die Schüler auch dazu schlagfertig machen, und dann entstehe ein auffallender Unterschied zwischen mündlichen und schriftlichen Uebungen. Den Zweifel, dass unsere Lehrer nicht im Stande seien, selbst Beispiele zu bilden, weist Probst entschieden zurück. Eckstein fasst schliesslich die Erörterung zusammen. Mit dem ersten Theile der These seien die Herren allgemein einverstanden gewesen. Auf die Frage über den Werth der Extemporalien wolle er nicht eingehen; bei vielen Schülern würden es Schmieralien. Wenn Schultz an Ciceros Wort vom *stilus* erinnert habe, so scheine er nicht daran zu denken, dass Cicero an jener Stelle dem jungen Römer, der sich zum Redner bilde, und auch dem Redner selbst fleissiges Schreiben empfehle, nicht dem Anfänger. Den Werth, welcher für den Schüler aus dem Gebrauche der Uebungsbücher erwachse, halte er für sehr problematisch, zumal bei der Orthographie gar vieler solcher Bücher. Mehr würde die fleissige Benutzung der Wandtafel für das Wortbild nützen. Der Zweifel an der Befähigung der Lehrer habe ihm leid gethan; sollte wirklich die Benutzung solcher Uebungsbücher uns so weit heruntergebracht haben, dass die Schlagfertigkeit der Lehrer für Imitationen und Variationen bereits geschwunden sei? Klassen von 50—60 Schülern seien ein Missstand, den keine Schulbehörde dulden solle. Die Bevorzugung der schriftlichen Leistungen bei allen Prüfungen habe zu den gerügten Uebelständen geführt und zugleich die lebendige Theilnahme an der Lectüre beeinträchtigt. Der erste Theil der These wird einstimmig angenommen; für den zweiten Theil findet die Schultzsche Fassung eine zweifelhafte Majorität.

These 5. Mit dem Sprechen des Latein kann schon auf dieser Stufe begonnen werden — die eine Belebung des Unterrichts und Erhöhung des Interesses bezweckt, wird von der Majorität gebilligt.

Ausserdem waren für die pädagogische Section angemeldet: 1) ein Vortrag des Oberlehrers Dr. Meyer (Herford): „Sind die Klagen über die geringen Leistungen der Gymnasien begründet, und ev. welche Mittel sind geeignet denselben abzuhelpen?“ und 2) von Oberlehrer Dr. Holzweissig (Bielefeld) Thesen „über die Verwerthung der Resultate der vergleichenden Sprachforschung für die elementare Darstellung der griechischen Casussyntax“.\*) Da der herankommende Abend eine Fortsetzung der Sitzung bedenklich erscheinen liess, wünschte Probst wenigstens die Ansichten des Dr. Meyer zu hören, wogegen Schrader erklärte, dass man keinen Nutzen aus dem Vortrage ziehen werde, wenn sich nicht eine Erörterung an denselben anschliesse. Inzwischen war doch eine kleine Majorität für das Anhören; die Versammlung musste aber darauf verzichten, weil Dr. Meyer gar nicht anwesend war. Geh. Rath Schrader sprach dem Präsidium den Dank aus, und Eckstein schloss die Verhandlungen unter freudiger Anerkennung der zahlreichen Theiligung und des regen Interesses an den Sectionsverhandlungen.

- \*) 1. Ein wirkliches Verständniss der griechischen Casussyntax — namentlich der Grundbedeutung der griechischen Casus und ihres Verhältnisses zu den Präpositionen — ist ohne die Hilfe der Resultate der vergleichenden Sprachforschung nicht erreichbar.
2. Die vergleichende Sprachforschung hat zu sichern Resultaten geführt, so dass eine Darstellung der griechischen Casussyntax auf Grund derselben ermöglicht ist. Nach denselben ist der griechische Gen. den syntactischen Functionen nach
- 1) eig. Gen. (entspr. lat. Gen.), mit eigentlichen Präpositionen verbunden;
  - 2) Woher-Casus (Stellvertr. des lat. Abl. sep., comp., causae, pretii); auch mit Präpositionen verbunden;
- der griech. Dativ
- 1) eig. Dativ (entp. lat. Dat.); nie mit Präpositionen verbunden;
  - 2) Wo-Casus (Stellvertr. des lat. Abl. loc. und temp.); auch mit Präpositionen verbunden;
  - 3) Casus des Mitverhältnisses zum Ausdruck
    - a) der Begleitung mit und ohne Präpos. *σύν*
    - b) der begleitenden Umstände mit und ohne Präpos. } wie im Lat. der Abl. mit
    - c) des Mittels, der mitwirkenden Ursache } und ohne cum.
3. Auch die elementare Darstellung der griech. Casussyntax muss auf dieser Grundlage aufgebaut werden; denn
- a) nur dadurch wird ein wirkliches Verständniss des Gebrauchs der griech. Casus ermöglicht;
  - b) dadurch kann der grammatische Unterricht in erhöhtem Grade der formalen Bildung der Schüler dienen;
  - c) dadurch wird die gedächtnismässige Aneignung erleichtert.
4. Von Verwerthung der Resultate der vergleichenden Sprachforschung für die elementare Behandlung und Darstellung der griechischen Casussyntax kann nur in so weit die Rede sein, als dadurch die Erreichung der Aufgabe des grammatischen Unterrichts erleichtert wird. Der grammatische Unterricht selbst ist auf das Wesentlichste zu beschränken; seine Aufgabe ist, in das Verständniss der sprachlichen Thatsachen einzuführen, damit durch die Kenntniss der Sprache das Verständniss der klassischen Litteratur Griechenlands dem Schüler ermöglicht werde.

## II. Archäologische Section.

### Erste Sitzung.

Mittwoch, den 26. September.

Nachdem die Sitzung der Section, zu der 98 Mitglieder eingeschrieben waren, durch den Gymnasial-Oberlehrer Otto (Wiesbaden) eröffnet war, wurde Hofrath Prof. Dr. Urlichs (Würzburg) einstimmig zum Vorsitzenden erwählt. Zu Schriftführern der Section wurden Dr. Köhler (Cassel) und Dr. Widmann (Wiesbaden) vorgeschlagen und gewählt. Der Vorsitzende dankte Herrn Otto für seine Bemühungen, durch die er die Verhandlungen der Section vorbereitet habe. Hierauf wurden der Versammlung hundert Exemplare einer Begrüssungsschrift des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland (vgl. S. 9) durch Professor Dr. Stark (Heidelberg) überreicht, wobei derselbe jenen Verein der Huld der Philologenversammlung empfahl.

Wegen vorgerückter Zeit wurde nur noch die Tagesordnung für die nächste Sitzung festgestellt und darauf die Sitzung geschlossen.

---

### Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 27. September.

Die Sitzung begann um 8 Uhr mit einer Discussion über die in der Plenarsitzung von Prof. Dr. Ernst Curtius vorgezeigten Sculpturen und Photographien. Zuerst theilte derselbe auf Anfrage des Vorsitzenden mit, dass zu mehreren der aufgestellten Köpfe von den Giebelsculpturen des Alkamenes sich noch andere Körpertheile gefunden hätten, die aber noch nicht angefügt seien.

Director Dr. Albert Müller (Flensburg) fragt über eine Gruppe, an welcher mehrere Hände sichtbar sind.

Prof. Curtius erklärt diese: Der Kentaur hat die Frau umfasst; diese wehrt sich mit den Händen. Der rechte Vorderfuss des Kentauren schliesst sich wie eine Klammer um ihren Leib.

Prof. Kopf (Baden-Baden) wird gebeten über die einzelnen Köpfe einige technische Bemerkungen zu machen und theilt folgendes mit: Die Haare seien vom Künstler absichtlich nachlässig bearbeitet worden, um eine richtige Lichtwirkung hervorzurufen.

Bei grossen Massen zeige sich Fleisch und Haar durch den Unterschatten sehr deutlich. Der Kopf sei so schön, dass er des Phidias würdig sein könnte. An dem zweiten Kopfe zeuge namentlich die individuelle Bildung des Auges und Mundes von grossartiger Empfindung. Es sei wohl der beste der ganzen Sammlung. Der Künstler habe gestrebt der Natur besonders nahe zu kommen. Das Material hält Redner für pentelischen Marmor.

Oberst v. Cohausen (Wiesbaden) fragt, ob die Haarwulste nur Bosse seien.

Prof. Kopf zeigt, dass ihre Bildung schwieriger sei als die einzelner Haare. Die Frauenköpfe seien offenbar sorgfältiger gearbeitet als die Köpfe der Sklaven; doch seien hier die Haare herausgearbeitet. Je grösser ein Schatten sei, desto schwärzer erschienen die Haare. So sei der Bart des Kentauren oben weich gearbeitet was den Ton von weissgrau gebe. Vorn aber habe der Künstler scharf hineingehauen, um eine dunklere Färbung zu bewirken. Ueberhaupt sei bei den Alten das Streben nach malerischem Effect grösser gewesen als man meine. — Das Fleisch des Kentauren sei weich behandelt; das Fleisch am Knochen trete mit seltenem Verständniss hervor.

Director Dr. Classen (Hamburg) fragt, wie bei dem Giebelfelde des Paionios das πρό des Pausanias zu verstehen sei, ob im Sinne von vor einander oder in gleicher Richtung, und ob das Giebelfeld Raum biete für eine Figur vor den Pferden.

Prof. Curtius antwortet: Nach meiner Meinung haben die Pferde schräg gestanden, nicht parallel mit dem Tympanon. Dann wird der vordere Pferdeleib durch die davor sitzende Figur gekreuzt. Auf der zuletzt veröffentlichten Zeichnung wird das πρό des Pausanias so gedeutet, dass man den Wagenlenker vor die Pferdeköpfe setzt. Für einen Mann wie Myrtilos aber ist das ein sehr unvortheilhafter und unpassender Platz. Zwischen Sterope und seinem Gespann ist der Wagenlenker eingeklemmt. Die άματα fehlten, was technisch ein Vortheil ist; es sind bloss die Pferde da. Der Wagenlenker kauerte neben den Pferden und hielt die Zügel in der Hand. Jedes der Pferde steht mit vier Hufen auf der Erde, und doch ist es kein todtcs Dastehen. Die Köpfe sind z. Th. gut erhalten. Ein Pferd ist freie Sculptur, die anderen gehen in Relief über. Die grösste Schwierigkeit bleibt immer die richtige Aufstellung der beiden Hippokomen.

Dr. Flasch (Würzburg) weist auf den Gegensatz zwischen Giebelstatuen des Parthenon und denen von Olympia hin. Das Nackte ist am Parthenon sehr fest markirt. Die Haarbildung der Parthenonstatuen leitet zur Vermuthung, dass da ein freierer Stil vorhanden sei, denn da sehen wir die einzelnen Haare sehr ausgeführt. Was die Behandlung des Gewandes angeht, wer kennt nicht die scharf markirten Parthenongewänder? Dies alles finden wir bei dem Giebel des Paionios nicht. Wir sehen die Gewandung zwar ganz gut behandelt; allein der grosse, freie Schwung fehlt. An der Gewandung finden sich Verdrückungen und Unwahrheiten, und die Zusammenschiebung grösserer Massen ist nicht vorhanden. Redner weist auf eine Gewandfalte und zeigt, dass ihre Behandlung den Beschauer verletze. Er schliesst aus allem, dass der Künstler noch nicht recht fertig war, wie der Künstler des Parthenon. An dem Giebel sind entschieden zwei Behandlungen des Nackten zu unterscheiden. Das ist auffallend. (Redner ersucht hier Herrn Prof. Curtius Photographien aus dem Ostgiebel zur Verfügung zu stellen.) Bei Oenomaus sind z. B. die Fleischtheile sehr mager, während bei Zeus und beim Wagenlenker eine ausserordentliche Fülle der Fleischtheile hervortritt. Also ein Fortschritt am Giebel selbst! — Wie verhält sich nun Paionios zur Schule des Phidias? Brunn, dem



wir so viel verdanken, sagte, Paionios sei ein ganz anderer Meister, stamme aus der nordgriechischen Schule. Er hat sich dieselbe zusammengestellt, ohne Kenntniss von den letzten Funden gehabt zu haben. Wie verhält sich Alkamenes zu Paionios? Das ist es, was ich gestern und heute gelernt habe; ich sage: Paionios und Alkamenes stehen sich so nahe, dass Niemand ihre Werke hätte unterscheiden können, wenn man sie promiscue gefunden hätte. Man könnte höchstens sagen: „vielleicht an der Hand“, aber nur „vielleicht“. Bei den Nymphenfiguren findet sich z. B. ein Gewand, das ganz scharf auf der Kante herläuft. Bei Paionios schliesst sich die Kante in einer ganz kleinen Falte und fällt herunter, ohne dass grosse Massen gebildet werden. Es ist eine solche Eigenthümlichkeit, dass wir sagen müssten — wenn wir es nicht anders wüssten —: Ein Künstler hat dies gemacht. Die beiden Männer stehen sich so nahe, dass ich nicht mehr weiss, wie ich sie trennen soll. Mir scheint, wir dürfen sie in Betreff der Schule nicht mehr trennen.

Prof. Dr. Hagen (Bern) findet es auffallend, dass bei Pausanias der Flussgott Kladeos auf Seite des Pelops sei. Da Pelops Sieger sei, so sollte eigentlich der Hauptfluss, also der Alpheus, auf dessen Seite stehen. Jedenfalls könnten die beiden Flussgötter doch nicht sich direct gegenüber, also auf gleiche Stufe gestellt werden. Es fragt sich somit: Ist nicht vielleicht bei der Aufstellung ein Fehler gemacht worden, oder hat Pausanias falsch berichtet?

Prof. Curtius antwortet: Alpheios konnte auf der Seite des gegenwärtigen und auf der des zukünftigen Herrschers seine Stelle haben. Die Funde sprechen gegen Pausanias.

Prof. Stark machte darauf folgende Bemerkungen: Ich meine, es ist das schönste Vorrecht neuer Entdeckungen, dass sie zugleich neue Probleme schaffen. So hat uns der gestrige Vortrag des Herrn Prof. Curtius eine Fülle neuer Probleme gezeigt. In Bezug auf die künstlerische Seite, deren Erforschung eine längere Zeit erfordert, möchte ich nur bemerken, dass die Gewandung mir eine eingehende Vergleichung mit den Kunstwerken von Phigalia zu gestatten scheint. Bei denselben ist die Gewandung auch ganz anders behandelt, als am Parthenon. Ich spreche es als Wunsch aus, dass man den Fries zu Phigalia, der fast in demselben Jahre oder nur wenig Jahre später von der attischen Künstlercolonie im Peloponnes gebildet worden ist, im Zusammenhang mit den olympischen Giebelsculpturen betrachte. Uebrigens möchte ich auf zwei Punkte hinweisen: der erste betrifft den mittleren Kopf. Je mehr man sich mit Pausanias beschäftigt, um so bedenklicher erscheint es, ihn eines Irrthums zu zeihen, besonders wenn es sich um Dinge handelt, die von sacraler Bedeutung sind. Es ist vortrefflich, was der geehrte Herr Redner in Bezug auf die Verschiedenheit des östlichen und westlichen Giebels gesprochen hat; aber um so mehr wird es mir bedenklich, auf dem Westgiebel eines Zeustempels die Gestalt des Apollo in die Mitte zu stellen. Die Stellung auf der Westseite widerspricht dem Charakter des Apollo als des Sonnengottes. Pausanias beschreibt die mittlere Gestalt ausdrücklich als die des Peirithoos. Ich kann nicht leugnen: ich würde die Auffassung, den Apollo auf die westliche Seite gesetzt zu sehen, nicht gerne annehmen. Zweitens würde ich mich sehr freuen, Spuren aufzufinden dafür, dass der Apollocultus in Olympia so hervorragend war, um ihm eine solche Stellung an dem Tempel zu geben. Es ist ja nicht unmöglich, dass Apollo im Kampfe der Lapithen und Kentauren eine Rolle gespielt

hat. Aber die Dichtungen weisen ihm keine recht fassbare Rolle dabei zu. Ich glaube, dass diese Kentaumachie nicht bloss aus Liebhaberei der Attiker für ihre Darstellung hervorgegangen ist, sondern dass wir darin einen allgemein griechischen Mythos haben, der bekanntlich auch im Peloponnes, in Arkadien zu Hause war. Aber bis jetzt fehlt mir der Zusammenhang zwischen Apollo und Kentaumachie. Bezüglich der Auffassung des Apollokopfes frage ich: Sind Fragmente der ganzen Statue gefunden? (Antwort: Nein.) Der Kopf ist um ein Drittel grösser als der andere, aber nicht grösser als der des Kentauren. Es ist berechtigt, dass die mittlere Figur eines Giebels ein gewisses Gegengewicht gegen die andern hält. Der Kopf ist mir für Apollo nicht schön genug. Er hat z. B. ein unschönes Auge. Man soll sich ja hüten, ihn ohne weiteres für einen Apollokopf zu erklären. Peirithoos nimmt in dieser Sage eine besondere Stellung ein. Sollte er es trotz der anscheinenden Ruhe nicht sein können?

Auf diese Ausführungen erwiderte Prof. Curtius: Dass die dem Westgiebel zu Grunde liegende Sage ein Problem ist, erkenne ich gerne an. Der Kopf macht einen exceptionellen Eindruck. Die Grösse, die Würde und die Stellung in der Mitte sprechen gegen die Auffassung als Peirithoos. Wie sollte er so ruhig in der Mitte dastehen und seine Freunde allein kämpfen lassen, wenn es sich um seine Braut handelt?

Die Frage des Prof. Urlichs, ob es sicher sei, dass die Hestia in den Giebel gehöre, wird von Prof. Curtius bejaht. Derselbe weist zugleich hin auf die Ungleichheit in der Behandlung der Gewandung in demselben Giebelfelde. Attische und nichtattische Hände seien zu unterscheiden. Bei manchen Figuren ist die Gewandung trefflich gemacht; die senkrecht herunterfallenden Falten sind vorzüglich.

Da Niemand mehr in dieser Angelegenheit das Wort verlangt, so bittet der Vorsitzende, zum zweiten Gegenstand der Sitzung überzugehen; er ersucht also Herrn Prof. Curtius, seinen Vortrag über die Topographie des alten Athen zu halten.

Prof. Curtius: Meine Herren! Die Aufgabe, welche mir während des letzten in Griechenland verlebten Winters ausser Olympia oblag, war die erneute Beschäftigung mit der athenischen Topographie. Durch besondere Güte des Grafen Moltke hatte ich die Begleitung des Vermessungsinspektors im Gr. Generalstab, des Herrn Kaupert, durch den es endlich gelungen ist, von Athen und seiner Umgebung ein unbedingt zuverlässiges Bild herzustellen. Es liegen zwei Aufnahmen vor, eine im Massstab von 12,500, die andere im Massstab von 4000. Die erste ist bis jetzt nur in der Platte vorhanden, wird aber bis Ostern im Stich fertig sein. Heute kann ich nur das zweite Blatt vorzeigen. Es stellt in farbigem Steindruck die Südwestseite Athens dar, denjenigen Theil der Stadt, wo wir noch ganz auf dem Boden des Alterthums stehen, wo wir alle Spuren des Alterthums, die in die Felsen eingegraben sind, vor uns haben. Auf diese Felsspuren hat man lange Zeit gar kein Gewicht gelegt. Mir ist nun gerade diese Seite, die von Neu-Athen abgelegene und seit der Zeit der Perserkriege mehr unbewohnte, wo man noch heute die Einrichtung der Alten sieht, von jeher besonders anziehend gewesen. Deshalb ist mir auch dies Blatt so werth. Sie haben hier die Spuren der alten Ansiedelungen in ganzem Umfange vor Augen, und das Terrainbild ist um so wichtiger, da dies merkwürdige Felsgebirge durch Steinsprengung in fortwährender Zerstörung begriffen ist. Darum kam es darauf an, die Aufnahme zu beeilen. Bei denjenigen, welche in Athen heimisch sind, kann es keine Frage sein, dass hier Niederlassungen sehr früher Zeit zu erkennen

sind. Wir sehen deutliche Spuren von Strassen und Treppen, alte Hausplätze, grössere und kleinere, einzelne und zusammenliegende, Altarplätze, Gräber, die noch nicht aus der Stadt der Lebendigen ausgesondert waren; Versammlungsplätze, Sitze, Zisternen, Vorrathsräume; kurz Alles, was zu einem antiken Gemeindeleben gehört, finden wir hier beisammen. Darum also ist der vorliegende Plan eine neue Urkunde über das älteste Athen. Seitdem bin ich an verschiedenen Stellen der alten Welt, in Pergamon, Smyrna, Ephesos diesen alten Fels Spuren nachgegangen. Ich habe versucht von diesen Felsanlagen genaue Darstellung zu geben und habe für meinen Atlas von Athen photographische Aufnahmen machen lassen, nach denen die in Lichtdruck vervielfältigten Zeichnungen gemacht sind. Bis jetzt hatte man nur Terrainkarten in grösserem und kleinerem Massstabe, sowie Grundrisse und Ansichten von Denkmälern. Es gibt aber eine Reihe sehr alterthümlicher Anlagen, von denen man keine Darstellung hatte, und es war nicht möglich, sich ausserhalb Athens eine Anschauung zu verschaffen von solchen Plätzen, deren Namen uns allen vom Gymnasium her eingepägt sind und deren Anschauung dazu gehört, um in Athen heimisch zu sein, z. B. Kallirrhoe, Areopag, Pansgrotte, Apollogrotte. Ich habe also solche Bilder herstellen lassen. Hier haben Sie Ansichten von der sogenannten Felsenstadt, vom Nymphenhügel. Auf dem ersten Blatt sehen Sie in scharfen Umrissen die alten Hausplätze. Es ist unter Umständen schwierig, Hausplätze und alte Steinbrüche zu unterscheiden. Wo wir jedoch Plätze finden, bei denen einzelne Abtheilungen durch Querwände rechtwinkelig von einander getrennt sind, wo wir die Eingänge erkennen und einen Complex zusammengehöriger Räumlichkeiten, da haben wir es sicher mit Hausplätzen zu thun. Solche Hausräume sehen wir hier dargestellt. — Auf dem zweiten Blatt ist ein antiker Altarplatz mit Stufen und Estrade. Diesen photographisch aufgenommenen Ansichten entsprechen geometrische Grundrisse, welche in Holzschnitt dem Texte eingedruckt werden. — Ein drittes Bild zeigt Ihnen den Siebensesselplatz. Hier befindet man sich auf einer Terrasse, wo man das Meer schön überblickt; da sieht man erst, welche wundervolle Lage Athen hatte. Hier vor dem Nordwind geschützt, ist eine Reihe von sieben Sesseln, im gewachsenen Felsen ausgehauen, die natürlich erst ausgegraben werden mussten, da sie alle bis an den Rand verschüttet waren. Die nähere Bestimmung dieses monumentalen Sitzungsraumes ist schwer anzugeben. Neulich waren schon Stücke dieser Sessel weggebrochen. — Viertens sehen Sie, wie durch alte Steintreppen eine Terrasse von Wohnungen mit der andern verbunden wird. In den dabei befindlichen Nischen waren Götterbilder aufgestellt, die an den Wänden der Wohnungen zu stehen pflegten. — Dann habe ich auch versucht, solche Räume, die sich der Darstellung am meisten entziehen, darzustellen, nämlich das Innere von Felsgrotten. Von diesen ist keine wichtiger als die Grotte des Apollon und der Nymphen am Hymettos. Da haben Sie dieses Heiligthum, das merkwürdigste dieser Art aus dem ganzen Alterthum. Sie sehen Götterbilder, Escharen, Altäre, dann das Bild des Archedamos aus Thera, der sich selbst als Handwerksmann dargestellt hat in roher Weise, aber lebendig, mit Hammer und Meissel. — Redner zeigt noch die Abbildung eines alten Familiengrabes auf der Strasse nach Sunion und den mit Weihenischen angefüllten Fels bei dem Aphroditeheiligthum auf dem Wege nach Eleusis. — Auf einem weiteren Blatte sind Gräber und Felswohnungen abgebildet, die am Südrhang des Museion liegen. Hier haben Sie auch das Innere eines grossen mehrtheiligen Grabes. Das Grab ist ganz nach Art eines Wohnhauses gemacht, dessen

Holzdecke nachgebildet ist. Hier das herrlich gelegene Felsgrab neben der Kapelle des h. Demetrios, das ich auch zum Zwecke der Aufnahme erst habe ausgraben lassen. Endlich, meine Herren, hier ein Blatt mit den Ansichten wichtiger Plätze, die allen bekannt, aber den wenigsten anschaulich sind: 1) Ein Absturz des Museion, an dem wir sehen, wie Felsen mit Votivnischen durch Erdbeben zerspalten sind. 2) Der Areopag von der Akropolis aus gesehen. Unter diesen Felsen war das Heiligthum der Semnai, welches durch Felssturz verschüttet ist; ein Beweis, wie sich an gewissen Stellen der Boden verändert hat. 3) Die Kallirrhoe. Da schliesst das obere Ilissosthal ab. Ist der Ilissos wasserreich, so stürzt das Wasser noch heute von diesem Felsen herunter. In der Regel aber sickert es unter den Felsen durch. Sie sehen die Mündungen, aus denen einst das Wasser hervorsprudelte. 4) Die beiden Grotten, von welchen die eine die des Apollo, die andere die Pansgrotte ist. Die Mauer gehört zu der Bastion, welche die Klepsydra umschliesst. Vom Bau der Klepsydra liegt ein besonderer Plan vor.

Ausser den angeführten bildlichen Darstellungen wird der in Jahresfrist erscheinende Atlas die Karte von Athen und Umgebung im Massstab von 12,500, das südwestliche Athen im Massstab von 4000 und einen Plan von Alt-Athen enthalten, der in die Aufnahme der jetzigen Stadt hineingezeichnet ist, mit Angabe aller antiken Wege, die zum ersten Male auf das Genaueste verzeichnet sind. Das Hauptverdienst bei dieser wichtigen Arbeit gebührt dem Vermessungsinspector beim grossen Generalstab, Herrn Kaupert. Der Peiraiens ist auch neu aufgenommen durch Herrn Premierleutnant von Alten. Im nächsten Winter wird die Gegend am Hymettos aufgenommen. So schreitet die wissenschaftliche Ortskunde von Attika sicher vorwärts.

Der Vorsitzende, Prof. Urlichs, dankt dem Vortragenden Namens der Versammlung und zeigt darauf den Theil eines Kopfes aus dem Museum zu Würzburg. Dasselbe besitze eine bedeutende Menge von Trümmern und Splittern, die sämmtlich aus der Umgegend der Akropolis stammen, darunter auch jenes Stück. Es sei muthmasslich ein Stück von den Metopen des Parthenon. Wir sehen einen Kentaurenkopf mit eingeschnittenen Rändern an den Augen. Der Marmor stimmt mit dem übrigen überein. Die ganze Behandlung spricht dafür. Die Unterschiede in den Dimensionen sind täuschend. Die hohe Stirn scheint eines Phidias würdig. Man könnte sogar vielleicht den Hals finden, auf welchen dieser Kopf passte.

Prof. Dr. Hermann Hagen (Bern), dessen Vortrag über die Funde von Aven-ticum, dem heutigen Avenches, ursprünglich für eine spätere Sitzung angesetzt war, legt auf die Einladung des Präsidenten, um die noch übrige halbe Stunde der für die Sitzung zugemessenen Zeit auszufüllen, vorläufig eine Anzahl von Photographien und sonstigen Abbildungen von Fundgegenständen aus Avenches vor, indem er dieselben mit kurzen Erläuterungen begleitet. Wir können diese Fundgegenstände eintheilen erstens in solche, welche sich an Ort und Stelle vorfinden, wie z. B. Mauern, Thürme, sonstige architektonische Reste, und zweitens in solche, die jetzt im dortigen Museum aufbewahrt werden. Ausserdem jedoch haben wir noch eine dritte Klasse von solchen Stücken aufzustellen, die früher bekannt waren, aber seither verloren gegangen sind, z. B. mehrere Mosaikfussböden, darunter einen besonders werthvollen mit Darstellungen aus dem bakchischen Kreise, welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Franzosen zerstört wurde, als diese ihre Pferde in der zum Schutze darüber errichteten Hütte unterbrachten. Eine

alte Abbildung von dieser an pompejanische Kunst erinnernden, auch dem Inhalt nach bedeutenden Mosaik befindet sich in dem unten zu erwähnenden Atlas des Architekten Ritter; dieselbe ist, jedoch nur zum Theil, nach dem Original (von Maler Aberli) angefertigt. Den grössten Theil kennen wir nur aus einem durch Ritter besorgten Kupferstich, den derselbe hinterdrein mit den Farben des Originals versehen hat, so dass wir wenigstens aus der Malerei dieser Figuren entnehmen können, welche Farbeneffecte das Ganze hervorbrachte. Der Redner geht nun die mitgebrachten Abbildungen von Fundgegenständen durch: zuerst eine kleine Photographie von Avenches selbst, dann das Bild einer zu einem Portikus gehörigen Säule (des sog. Cigogniers), ferner Photographien von Friesstücken, Köpfen, besonders eines Jupiterkopfes, weiter einen Satyr mit der *vannus*, einen Apis mit Amor, einen Apispriester, einen Schauspieler mit der Aufschrift DOVI, was man für die Anfangsbuchstaben von vier verschiedenen Worten zu halten hat; Vasen von Terra-cotta, eine andre von Marmor. Redner fügt hier bei, es seien viele Aschenkrüge gefunden worden, aber vollständige mit Asche u. s. w. nur in geringer Anzahl. Unter den Photographien befindet sich auch die einer solchen Todtenurne aus hellgrünem Glas, vollständig erhalten und mit den Resten von zwei kleinen Kindern angefüllt, welche vor wenigen Jahren beim Bau der Broye-Thalbahn in einer ausgemauerten Nische gefunden wurde, und dabei ein thönernes Saugnäpfchen für Kinder. Andere Blätter enthalten Darstellungen einer bronzenen Votivhand, eines Armes und Flügels eines Amor, einer sitzenden Figur, einer jungen Faunin u. s. w., namentlich auch einer grossbauchigen Urne, die aus Mauretanien stammte und mit etwa 80 wohlerhaltenen Datteln gefüllt war, von denen ein Exemplar vorgewiesen wurde. Nebenan war eine ähnliche Urne voll Oliven gefunden worden. — Ausser diesen Photographien, welche Redner der Güte des Herrn Pfarrer Vionnet von Etoy, Kanton Waadt, verdankt, legt derselbe der Section einen jetzt auf der Berner Stadtbibliothek befindlichen Atlas des Architekten Ritter vor. Derselbe war in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts von der Bernischen Regierung nach Avenches geschickt worden, um für Erhaltung der Antiquitäten zu sorgen; er hat einige Ausgrabungen veranstaltet und fertigte selbst Handzeichnungen, Aquarellen, Grundrisse u. s. w. von dortigen Bauten an, die deshalb von hohem Werth sind, weil viele dieser Gegenstände gegenwärtig entweder ganz oder theilweise zerstört sind.

Die Sitzung wurde geschlossen um 10 Uhr.

---

### Dritte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Morgens 8½ Uhr.

Prof. Hagen hält den bereits gestern eingeleiteten Vortrag über Aventicum, nachdem er im Namen seiner Schweizer Collegen für den herzlichen Empfang gedankt hat, der ihnen von der deutschen Philologenversammlung zu Theil wurde. Er spricht zuerst über den Namen, der von dem Namen der Stadtgöttin Aventia abzuleiten sei, deren mehrmals auf Inschriften gedacht wird. Die Stadt wird darnach ursprünglich Aventia geheissen haben, wie sie noch bei Gottfried von Viterbo genannt wird, dagegen setzte sich der Name Aventicum, was vormals wohl das ganze Gebiet der Stadt bezeichnete, als officielle Benennung der Stadt selbst fest. Den Namen Aventiculum trägt sie dann

im 4. bis 5. Jahrhundert, nachdem sie durch Zerstörung auf einen kleinen Theil reducirt worden war. Namentlich macht Redner hier auf eine Zahl eigenthümlich klingender, räthselhafter Namen aufmerksam, welche bestimmte Theile des alten Stadtgebiets heute tragen und die zum Theil als Benennungen der alten Quartiere oder *insulae* zu betrachten sein dürften. Mit Zugrundelegung einiger Karten und Pläne, vor allem eines 5 Fuss hohen Planes der alten Stadt, welcher dem von Bursian seinen sorgfältigen — vom Vortragenden überall mit Dank benützten — Forschungen über *Aventicum* beigefügten nachgebildet ist, erläutert er dann die geographischen und topographischen Verhältnisse des heutigen *Avenches* (2 Stunden südlich von Murten gelegen) und des alten  $1\frac{1}{4}$  Stunde im Umkreis haltenden *Aventicum*. Die Ansicht, dass *Aventicum* früher an den Murtener See angestossen habe, wird bestritten auf Grund von Resten alter Villenfundamente, welche zwischen der Stadt und dem See aufgefunden wurden. Dagegen führte ein Kanal vom See zur Stadt. Derselbe ist noch auf einem alten Plan aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu sehen; auch hat man Fundamente von Brückentübergängen in der auf jenem Plane angegebenen Richtung gefunden. — In *Aventicum* selbst sind alle grossen Bauten, von denen heute noch Reste vorhanden sind, auf die Flavier, speciell *Vespasian* zurückzuführen, was daraus erklärlich ist, dass *Vespasians* Vater *Sabinus* als Bankier in *Aventicum* gelebt und *Vespasian* selbst höchst wahrscheinlich seine Jugend dort zugebracht hat. Von *Vespasian* und *Titus* finden sich auch besonders viel Münzen in Helvetien. Möglicherweise ist auch eine Marmorinschrift auf *Sabinus* zurückzuführen.

Nach einem kurzen Ueberblick über die Geschichte der Stadt, der mit dem Bericht des *Tacitus* *hist. I, 67 sq.* begann und mit den burgundischen Zeiten schloss, ging Redner über zur Besprechung der noch erhaltenen Alterthümer, zunächst der baulichen. Die Ringmauer lässt sich noch ganz verfolgen. Sie hatte eine Dicke von 12 Fuss und eine Höhe von wahrscheinlich 25 Fuss. Auch ein Thurm ist noch vorhanden. Es waren aber im ganzen etwa 80 Thürme da, die in einer Entfernung von je 200—300 Fuss von einander standen. Die ganze Mauer war etwa  $1\frac{1}{4}$  Stunde lang. Es hatte also die alte Stadt einen bedeutend grösseren Umfang als die jetzige, welche in wenigen Minuten durchmessen ist. Die Reste des alten *Avenches* sind jetzt theils angebaut, theils wüst. Das alte Strassennetz ist deutlich erkennbar, besonders zwei grosse sich rechtwinklig kreuzende Strassen, mit welchen die andern parallel gehen. Ausser Mauer und Thurm sind ein Amphitheater und ein gewöhnliches Theater noch in den Fundamenten erhalten. Allein die Mulde des Amphitheaters fasst 8000 Menschen, das Theater ca. 10000. Ferner steht noch eine 37 Fuss hohe Säule, *Cigognier* genannt, die von einem *Porticus* herrührt, und zwar einer *schola*, wie eine in der Nähe gefundene Inschrift zeigt. — Das heutige *Avenches*, in eine Ecke der Ringmauer geschmiegt, befindet sich wahrscheinlich an der Stelle der alten *Akropolis*, wo der Tempel der Göttin *Aventia* stand. Eine systematische Ausgrabung hat hier leider noch nicht stattgefunden, aber auch die Untersuchung der übrigen Quartiere der alten Stadt beschränkt sich lediglich auf gelegentliche Funde, die man beim Umackern der Felder machte, und hat sich selten auf eine grössere Tiefe als 2 Fuss erstreckt.

Darauf machte der Vortragende Mittheilungen über die litterarischen Denkmäler aus dem alten *Aventicum*, über die Inschriften, deren sich in *Avenches* selbst noch eine ziemlich grosse Zahl befindet. Andere sind jetzt ausserhalb *Avenches* aufgestellt, so einige in *Münchenwyler*, in *Murten*, dann der *Leugenstein* von *Sitten* und sämtliche *Amsol-*

dingen Inschriften, welche jetzt theilweise nach Thun gebracht worden sind. Wenn auch diese Inschriften ziemlich weit von Aventicum gefunden worden sind, so sind sie dennoch mit Sicherheit noch als von dort stammend zu bezeichnen. Redner führte den Nachweis dieser Behauptung speciell hinsichtlich der Sittener Inschrift und derer von Amsoldingen (1½ Stunde von Thun, am Fusse des Stockhorns), erstens gestützt auf innere Gründe, wie den Inhalt der Inschriften, Namen, die sonst auf Avencher Inschriften häufig vorkommen u. s. w., zweitens aber mit Hilfe eines äusseren, durchschlagenden Grundes, nämlich der mineralogischen Bestimmung des Materials. Weder der Sittener Leugenstein, der eine Entfernung von 17 Leugen (8½ Stunden) von Aventicum angibt, ist aus dort einheimischem Gestein gehauen, noch der Amsoldinger Leugenstein, der 7 Leugen (3½ Stunden) von Aventicum aufgestellt gewesen zu sein behauptet, sammt den übrigen Amsoldinger Inschriften, Säulen und Kapitälern, ist aus Stockhorngestein gebildet, was die Einheimischen Mommsen gegenüber versichert hatten, sondern das Material für alle lieferte der sogenannte Néocomien oder gelblichweisse Juramarmor, welcher bei Neuenburg gebrochen wird und, was die Hauptsache ist, fast für sämtliche Bauten und Inschriften von Avenches in Anwendung gekommen ist. Die Verschleppung wurde wahrscheinlich dadurch veranlasst, dass die im 8.—9. Jahrhundert gebaute Propstei von Amsoldingen mit dem früher in Avenches residirenden Bischof von Lausanne in Verbindung stand. — Zu den vier älteren Inschriften von Amsoldingen kam vor zwei Jahren eine fünfte\*), welche bei der Neubestuhlung der dortigen Kirche zum Vorschein kam und jetzt im Garten des Herrn von Tschärner zu Amsoldingen aufgestellt ist. Dieser Inschriftenstein enthält folgende, bisher noch nirgends publicirte, trefflich erhaltene Grabschrift:

D.                    M.  
 POMP · HOSPITAE  
 FEMINAE SANC  
 TISSIMAE QVAE  
 VIXIT ANN · XXXII  
 GEMIN · VICTV · I  
 LVS CONIVG N  
 COMPAR · F · C ·

Rücksichtlich der übrigen Amsoldinger Inschriften sowie der wissenschaftlichen Bereicherung, welche die Entfernung derselben aus der früher als Keller des Pfarrhauses dienenden, mit verfaulenden Kohlstrünken u. s. w. angefüllten Krypta für die richtige Lesung einzelner Worte zur Folge hatte, verwies schliesslich der Vortragende auf seine im Antiquarischen Anzeiger von Zürich seit 1874 erschienenen Mittheilungen.

Prof. Dr. Wieseler (Göttingen) weist auf die Schätze hin, welche in den schweizerischen Museen vorhanden sind. In Neuenburg und Yverdun befinde sich wenig, in Lausanne und besonders Genf viel. Besonders hebt er Mosaikfunde von Orbe hervor. Die schweizerischen Archäologen würden sich verdient machen, wenn sie mehr über diese Sache berichteten.

Prof. Dr. Robert (Berlin) legte farbige Copien einer Reihe pompejanischer Wandgemälde vor, die sich in dem Peristyl eines an der Stabianer Strasse gelegenen

\*) Ueber eine seither gefundene sechste, welche — ebenfalls aus Juramarmor bestehend — einen Dendrophorus Augustalis nennt, vergl. Antiquar. Anzeiger 1878. H.

ansehnlichen Hauses befinden und Gruppen von tragischen und komischen Masken darstellen. Auf dem einen derselben lassen sich die Masken des Perseus, der Andromeda, des Kepheus und der Kassiopeia, sowie der Kopf des Meerungeheuers erkennen; es sind also die Masken einer bestimmten, den Andromedamythos behandelnden Tragödie, nach der Ansicht des Vortragenden der Andromeda des Euripides dargestellt. Somit sind auch die Masken der übrigen Bilder nicht willkürlich zusammengestellt, sondern bestimmten Tragödien und Comödien entnommen, die aber unter den uns erhaltenen oder dem Titel nach bekannten griechischen Stücken nachzuweisen bis jetzt nicht gelungen ist. Die Bilder werden in der Archäologischen Zeitung\*) veröffentlicht und ausführlich besprochen werden.

Prof. Wieseler stimmt im allgemeinen mit den Auseinandersetzungen des Prof. Robert überein, macht nur auf das Scholion zu Lucians Philopseudes aufmerksam, wonach für Perseus und Andromeda nicht eine sondern zwei  $\mu\eta\chi\alpha\upsilon\alpha\iota$  in Anwendung kommen.

Prof. Stark knüpft an die in der 1. Sectionssitzung überreichte Festschrift des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande an und unterwirft den darin besprochenen Fund, eine in Speyer entdeckte bronzene Apollostatue, einer eingehenden kunstgeschichtlichen Würdigung. Die vor etwa 8 Monaten gefundene Statuette ist für römische Funde der Rheingegend von ungewöhnlicher Grösse, 0,44 m., und von hervorragendem Interesse. Redner hat drei Photographien herstellen lassen, von denen zwei auf der die Festschrift begleitenden Tafel veröffentlicht sind, die dritte in Dreiviertelprofilstellung von der rechten Seite genommen auch der Section vorgelegt wird. Mit der Statuette ward ein kleiner Altar und ein Gefäss aus Stein entdeckt. Das Material der Statue könnte leicht die Ansicht einer Fälschung erwecken, die sofort aber jede nähere Betrachtung des Zustandes der Oberfläche sowie der genaue Fundbericht beseitigt. Marmorbilder weisen oft genug zurück auf ein Bronzeideal, nicht umgekehrt. Die bedeutendsten Apolloideale speciell weisen zunächst auf Bronze hin, man denke nur an den Apollo von Belvedere! Die Statue ist nackt. Gerade in der ältesten Götterbildung, wie sie in den Schulen von Samos, Kreta, den Kykladen zur Darstellung kam, erscheint Apollo nackt. Die völlige Nacktheit ist also nicht das Resultat langer künstlerischer Umwandlungen alter bekleideter Cultusbilder des Gottes, die vor sich gegangen sind unter dem Einfluss der Gymnastik und Athletik oder der rein künstlerischen Freude an nackter Schönheit, sie steht vielmehr sichtlich in enger Beziehung zu der mythologischen Bedeutung des Gottes, der hier in voller Klarheit als jugendlicher, alle Verhüllung abwerfender Lichtgott erscheint im Gegensatz z. B. zu dem im nächtlichen Zwielficht wandelnden Hermes. Wir können die kleinasiatische Küste, vielleicht Milet, geradezu als Ausgangspunkt nennen. Sowohl Bogen und Pfeile als auch die Leier oder die Chariten mit den Hauptinstrumenten der Musik erscheinen mit diesen Apollogestalten von Samos, Milet, Delos, Theben verbunden. — Einen interessanten Gegensatz zu dem nackten Apollo bildet der reichbekleidete Apollo. So der pythische von Delphi, welcher im langen Aermelchiton und feierlichen Mantel mit der grossen Kithara an der Spitze des Chores erscheint oder, ebenfalls bekleidet, reinigend, sühnend, weissagend mit Omphalos, Netzgewand, Schale und Lorbeerzweig seines Amtes waltet. Die bekannten Weihreliefs, Vasenbilder und Münzen geben dafür Beweis. Beide wesentlich verschiedene Grundmotive werden in der althellenischen Plastik auseinander gehalten

\*) 1878. Taf. 3—5. Vergl. p. 13 ff.



und fortgebildet. Gerade die Meister, die unmittelbar vor und neben der Höhe Phidias'scher freier und erhabener Götterbildung stehen, ein Kanachos, Kalamis, Onatas, Myron haben das nackte Apolloideal mit Vorliebe in Erz behandelt. In Athen und in attischer Kunst haben der delische, ionische und der pythische Gott sich begegnet und mehr ausgeglichen. Diese Apollogestalten der eben genannten Meister, deren einzelne nach Rom versetzt wurden, sind die Originalschöpfungen für jene mannichfachen und interessanten Bronzen und auch Marmorwerke späterer griechischrömischer Zeit, die in den Körperverhältnissen, Körperbildung, Motivirung von Kopf, Armen und Füßen, in der gesammten Haltung so wie einem naiven Ausdruck den Hauch strenger Alterthümlichkeit an sich tragen.

Skopas und Praxiteles und ihre Schüler haben das Apolloideal umgebildet nach der Seite erhabenen Geistesschwunges, freudiger oder tieferster Erregung. Sie haben Nacktheit und Bekleidung nun frei entsprechend dem künstlerischen Interesse benutzt, umgebildet, abgestuft, einander genähert. Der bogenschiessende Apollo, der Apollo mit der kleinen Leier, der Apollo mit Pfeil allein, sie erhalten wohl nur die leichte, bewegte Chlamys griechischer Jugend des Gymnasiums, und umgekehrt sinkt von der priesterlichen Gestalt des Apollo von Delphi das Gewand zum Theil nieder und wird das Himation mehr nur um den Leib gelegt oder über die Schultern geschlagen.

Der Redner ging hierauf über zur Beschreibung der aufgefundenen Statue und zeigte zunächst, dass die Haare regelmässig rechts und links nach hinten zurückgekämmt seien. Das in zwei Locken herabfallende Haar ist ein Characteristicum des Gottes. Auch die Masse des Körpers zeigen, dass die Statuette dem älteren Typus angehöre. Die Schultern sind breit, der Unterleib tritt zurück. Hinsichtlich der Motivirung der Gestaltung ist die naive, einfache Form hervorzuheben. Die Motivirung ist ausserordentlich einfach. Die Füße sind nicht übereinander geschlagen. Ferner ist das Gesicht ganz en face dargestellt. In jeder Beziehung ist der ältere Typus festgehalten. Der rechte Arm hat in der Hand das Plektron. Der linke setzt eine Stütze voraus, einen Gegenstand, worauf die Hand ruht. Darauf weisen auch massige Ansätze an der Hand.

Interessant ist es, dass die anscheinend nächste Parallele unserer Bronze in einem aus Rom stammenden Marmor der Sammlung Despuig auf der Insel Majorca sich findet, welche die Inschrift trägt: Ἀπολλώνιος ἐποίησεν. Redner liest hier Hübners Beschreibung dieses Marmorwerks vor (Antike Bildwerke in Madrid. Berlin 1862. S. 297 f.). Letzterer findet in dem Stile desselben durchaus den Charakter der Bronzenachahmung. Keinesfalls ist dieser Apollonios der Meister dieser Marmorfigur, sondern seines Originals in Bronze, und zwar eines bekannten, welches schon durch das Imperfekt ἐποίησεν als der Zeit der griechischen Renaissance angehörig sich erweist. Wir kennen Apollonios als einen anerkannten Meister derselben durch Inschriften und durch die Nachricht, dass die Statue des Jupiter Capitolinus in Sullas Zeit von ihm herrührte. So liegt es nahe genug, in Rom ein Bronzeoriginal einer solchen Apollostatue von Apollonios' Hand vorauszusetzen, von dem die Speierer Bronze eine im Stoffe auch entsprechende, treue Nachbildung ist. Auf dem Boden von Rom aber war die Zahl ausgezeichnete griechischer Apollostatuen, besonders durch Augustus' Eifer in der Apolloverehrung, eine sehr grosse. In Rom haben wir die wesentlichen Vorbilder der statuarischen Götterbilder in den nordwestlichen Provinzen zu suchen. So sind auch wir für den Apollo von Speier zunächst nach Rom gewiesen. Dort in Rom war aber gerade jene Colonie attischer und süditalischer griechischer Meister

beschäftigt, wie Apollonios und andere, an den älteren Typus anschliessend, strengere, alterthümlich angehauchte Idealgestalten zu schaffen. Wir gewinnen somit in dem Apollo von Speier, abgesehen von dem Interesse für ein solches Zeugniß römischer Kunst in den Rheinlanden, eine wichtige Unterlage für die Erkenntniß der Erneuerung älterer Apollotypen in der griechisch-römischen Kunst.

#### Vierte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Nachmittags 4 $\frac{1}{2}$  Uhr.

Die vierte Sitzung fand statt im Museum, welches die Mitglieder der Section zuvor unter Führung des Conservators Oberst von Cohausen besichtigt hatten. Der Vorsitzende fragt, ob die von Herrn von Cohausen vorgelegten Gegenstände zur Besprechung kommen sollten.

Director Müller (Flensburg) ersucht Herrn v. Cohausen nähere Mittheilung über die Sonnenuhr zu machen, die sich im Museum befinde.

v. Cohausen verweist auf die Abhandlung im 12. Band der Annalen des Nass. Alterthumsvereins und zeigt dann einige Anticaglien vor, worunter auch einige Apollostatuetten, namentlich aber eine Junostatuetten, die 1810 bei Castel gefunden wurde. (No. 6772 des Katalogs.) Die Inschrift, beginnend *Iunoni reginae . . .*, ist analog der einer andern Statue, deren Piedestal in Mainz ist. Weiter ist von der letzteren nichts erhalten.

Prof. Stark: Man sieht deutlich, dass in der Hand ein *κρηττον* gewesen. Man hat an vierseitigen Altären vier Götter in solchen Bildern am Rhein sehr häufig dargestellt gefunden: Juno, Hercules, Minerva, Mercur. Diese erste Gestalt ist immer früher irrthümlich Vesta genannt gewesen. Es ist aber jedenfalls Juno mit Scepter und Schale. Die Darstellung der Vesta ist überhaupt selten.

v. Cohausen bemerkt, dass zwar die Inschrift, nicht aber diese vorgezeigte Figur veröffentlicht ist.

Prof. Stark: Die ganze Gestalt weist auf ein Junoideal hin.

Prof. Urlichs bringt eine andere Figur zur Besprechung (No. 6743).

Dr. Flasch erkennt an der Figur ein Löwenfell; eine Aegis sei nicht da. Die Figur stelle daher wohl Hercules dar, denn auch die Bewegung passe für denselben.

Prof. Stark hat die gleiche Ansicht.

Dr. Bone (Köln) zeigt eine andere, ihm gehörige Statuette, welche der ersteren sehr ähnlich ist.

Dr. Flasch fragt über eine Statuette, deren Fundort unsicher ist (No. 6741); griechischen Ursprungs könne sie nicht sein. Die ganze Musculatur sei zu weich, die Haltung zu akademisch. Die Figur müsste aus der besten Zeit stammen oder es sei hierin eine Fälschung zu erkennen.

v. Cohausen: Solche Gegenstände zum Theil aus dem Cinquecento, ursprünglich in Italien gesammelt, kamen vielfach ins hiesige Museum.

Prof. Urlichs hält eine andere Statue (No. 6746) für Hercules mit dem Apfel der Hesperiden.

Prof. Stark: Eine Apollostatue ist also nicht unter den Bronzen der Sammlung vorhanden.

Prof. Urlichs weist noch darauf hin, dass oft Juno régina und caelestis mit einander verwechselt seien. Im 3. Jahrhundert käme oft die Darstellung derselben vor.

v. Cohausen legt eine Anzahl Motivbilder vor, welche häufig vorkämen, immer in weissem Thon als courante Waare (No. 5415 u. ff.). Eins derselben, wie auch ein anderes, das kürzlich bei Boppard gefunden worden (No. 5441 u. Inv. 1878 No. 1611), stellt zwei Personen dar, die sich umarmen, so dass sie eine gemeinschaftliche Nase haben; es scheint ein Gelübde bei der Trennung für den Fall der Wiedervereinigung zu sein.

Prof. Stark: Im Sommer fanden wir in Heidelberg bei einem römischen Töpferofen Gruben mit solchen weissen Thonfragmenten. Darunter befand sich auch eine solche Umarmungsscene, offenbar von Amor und Psyche. Auch vorliegendes Bild stellt vielleicht Mann und Frau dar.

v. Cohausen: Das Bild mag wohl für alle Abschiede gedient haben.

Der Vorsitzende fordert Prof. Stark zu einer kurzen Notiz über die Heidelberger Funde auf und lenkt die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf eine merkwürdige Maske von grauweisslicher Terracotta (No. 5471).

v. Cohausen theilt mit, dass Prof. Benndorf in Wien im Begriff sei etwas über Masken zu publiciren und auch auf diese Bezug nehmen würde. Der Zweck der Maske ist unsicher. Die von Schliemann bei Mycenae gefundenen goldenen Masken werden einem Todtencultus zugewiesen, während andre offenbar als Visiere zu deuten sind. Vorliegende ist im Castell auf dem Heidenberg bei Wiesbaden gefunden.

Prof. Urlichs hält sie für eine Maske aus einem Soldatentheater.

v. Cohausen weist darauf hin, dass an Stelle der Augen nur eine Pupille, auch der Mund nicht ganz offen sei.

Dr. Flasch glaubt, dass die Maske als Zierde etwa für die Wand eines Theatergebäudes bestimmt sei. Auch in Pompeji seien ähnliche, gleichfalls hohle Masken aufgefunden worden.

v. Cohausen erwähnt, dass auch kleine Masken zum Aufhängen an Bäumen in der Sammlung seien.

Dr. Flasch bezeichnet eine sitzende Figur als Bonus Eventus (No. 5420 u. 5421).

v. Cohausen: Dieselbe Figur komme öfters vor und sei in Inschriften als genius loci bezeichnet; sie stehe dann aufrecht und finde sich auch in Bronze.

Da auf eine Anfrage des Conservators v. Cohausen eine weitere Vorzeigung von Statuetten nicht verlangt wird, zeigt er kleine Gefässe von Thon (No. 5283—5296) und eines von Glas; letzteres (No. 2485) mit äusserst feiner Oeffnung am Ende des Ausgusses. Im Catalog sei dasselbe als guttus aufgeführt. Es ist aber unnützer Raum oberhalb der Mündung; die Form ist überhaupt zu dem Zweck des guttus zu unpraktisch. Von dieser Art sind ungefähr 10 Gefässe vorhanden.

Dr. Flasch: Das Gefäss scheint doch geeignet zur Aufnahme einer grossen Quantität Flüssigkeit, die in ganz kleinem Masse herausgegossen werden soll.

v. Cohausen bemerkt, dass sie auch als biberons, Nährflaschen für Säuglinge, angesehen werden, dafür aber wohl eben so unpraktisch waren.

Derselbe zeigt, um auf die Mannigfaltigkeit der römischen Keramik aufmerksam zu machen, verzierte römische Thongefässe, besonders eins (No. 5252) mit Blättern, die aufgespritzt sind, ferner ein anderes schwarzes Gefäss (No. 5311). Ein drittes Gefäss von terra sigillata kann nur ein Tintenfass gewesen sein (No. 5245, 5249, 5250). Es ist ganz in der Art, wie man sie heute noch hat. In Darmstadt findet sich sogar eine echtrömische metallene Schreibfeder mit Spalt, wie bei unsern Stahlfedern. — Ein anderes Gefäss wird gezeigt, welches mit Glimmer vergoldet ist.

Prof. Stark fragt nach glacirten Gegenständen. Er glaubt, dass diese Art von Technik bloss in der Donaugegend bekannt sei.

v. Cohausen bringt ein solches glacirtes Gefäss von weissem Thon (No. 5266); ferner ein kleines Bronzefragment (Inv. 1878. No. 47), ein Pentagonal-Dodekaeder, welches er für das Fragment eines von zwölf Flächen begrenzten Würfels hält. Er zeigt hierzu eine Abhandlung von Lemans, dem Director der Sammlung in Leyden, wo sich gleichfalls solche räthselhafte Polygone befinden, vor. — Ferner ein Werkmesser für den Pferdehuf (No. 7790); ein gleiches sei in Mainz, und von Pompeji sei eine Abbildung eines solchen vorhanden; auch ein dazu gehöriger schön gearbeiteter Griff von Bronze wird vorgelegt (No. 7789). Hierbei bemerkt v. Cohausen, dass die Römer zwar die Hufe der Pferde beschnitten, nie aber mit Hufeisen und Nägeln beschlagen hätten. Darauf wird ein als verlängerte vierseitige Doppelpyramide gestaltetes Stück Eisen vorgezeigt (No. 5641—43). Im 14. Band der Annalen des Nassauischen Alterthumsvereins ist nachgewiesen, dass dies die Form war, in welcher in der antiken Welt das Eisen in den Handel kam.

Prof. Stark theilt mit: Auch unter den Heidelberger Funden sei ein derartiges Stück, ebenso sei eins in Donaueschingen und in Homburg gefunden worden. Man müsse das Gewicht bestimmen.

v. Cohausen hält die Form für sehr geeignet und praktisch, um daraus jeden Gegenstand zu schmieden. Alsdann zeigt derselbe eine eigenthümlich geformte spitze Eisenschaufel, einer colossalen Lanzenspitze vergleichbar. Ueber den Zweck derselben sei man im Unklaren.

Dr. Flasch meint, es sei ein Grabwerkzeug gewesen. Andere halten es für die Spitze eines Feldzeichens.

v. Cohausen: Es gibt zwar jetzt noch ein ähnliches Instrument zum Rasenstechen. Dieses ist aber zu spitz dazu. Das vorliegende gehört der Homburger Sammlung.

Schliesslich spricht Dr. Bone noch wenige Worte über ein Frescobild und über die Methode dergleichen Bilder loszulösen, und zeigt einige Bronzestatuetten aus seiner Sammlung, darunter die einer Venus, die halbbeleidet ist und einen Apfel in der Hand hält, und einen Anubis. Letzteren hält Dr. Bone selbst für gefälscht. Die anderen Herren stimmen ihm bei.

Der Vorsitzende schliesst hierauf die Sitzung.

### III. Germanistisch-romanistische Section.

#### Erste Sitzung.

Mittwoch, den 26. September, Vormittags 11 $\frac{1}{2}$  Uhr.

Die Versammlung constituirt sich unter dem Vorsitze des in Tübingen gewählten Präsidenten Prof. Dr. Creizenach (Frankfurt a. M.). Zum Vicepräsidenten wird gewählt Prof. Dr. Lucae (Marburg), zu Schriftführern Dr. Heinzerling (Siegen) und Dr. Witte (Wiesbaden). In das Album haben sich 57 Herren eingezeichnet.

Der Vorsitzende macht die geschäftliche Mittheilung, dass die Herausgabe des mittelniederdeutschen Wörterbuchs von Lübben und Schiller, für welche die Section eine Subvention von Seiten des deutschen Reiches erwirkt habe, auch in diesem Jahre erfreulichen Fortgang genommen, wie denn das 18. Heft bereits erschienen sei. Er legt dann einige Schriften vor, welche den Mitgliedern der Section zur Verfügung gestellt worden sind, und zwar:

I. Bemerkungen über das neuangelsächsische Pronomen von Dr. Witte (vgl. S. 9).

II. Einen vom Geh. Hofrath Prof. Dr. Bartsch in Tübingen gehaltenen Vortrag über Dante. Exemplare dieses Vortrags werden durch Prof. Dr. Holland (Tübingen) der Versammlung überbracht, welcher zugleich im Namen des Herrn Bartsch die Versammlung begrüsst und erklärt, derselbe bedaure sehr, dass es ihm nicht möglich sei, an den Sitzungen der Section Theil zu nehmen.

III. Thesen zur einheitlichen Orthographie der Dialekte. Im Auftrage der Germanistisch-romanistischen Section der Tübinger Philologenversammlung für weitere Berathung in Wiesbaden zusammengestellt von Prof. Dr. Sachs (Brandenburg):

„Nachdem in Tübingen zur Fortsetzung der in Rostock begonnenen Berathungen über eine einheitliche Orthographie für die Fixirung germanischer und romanischer Dialekte am 28. September 1876 eine Kommission ernannt war, deren Vorsitz mir übertragen wurde, erhielt ich am 15. Oktober ein Schreiben des Herrn Dr. Frommann, worin er seine Betheiligung an den Arbeiten der Kommission ablehnte, seine Zeitschrift jedoch bereitwilligst zur Verfügung stellte, und im November einen Brief des Herrn Dr. Nерger, der die Kommission durch mittel- und oberdeutsche Mitglieder zu ergänzen und möglichst schon gebräuchliche Zeichen anzuwenden vorschlug. Herr Kräuter in Saargemünd sandte mir dann im December eine sehr ausführliche Begründung seiner in Tübingen gemachten Vorschläge, denen er im 1. Bande der neuen Folge von „Die deutschen Mundarten“ 305—332, in Birlingers „Alemannia“ IV, 2 und im „Anzeiger für deutsches Alterthum“ 1. Februar 1877 noch weitergehende Besprechung gewidmet hat. Herr Dr. Theobald liess mir darauf ein Schreiben des Dr. Grabow in Lemgo zugehen, worin dieser seine im

„Archiv für neuere Sprachen LIV und LVII“ entwickelten Sätze weiter begründet; endlich schickte, nachdem der am 1. December 1876 begründete „Verein zur Einführung einer einfachen deutschen Schreibung“ in der ersten Nummer seiner Zeitschrift „Reform“ manche beherzigenswerthe Gesichtspunkte gebracht hatte, Professor von Keller am Ende März seine Thesen, ohne die ich nicht mit der von mir verlangten Aufstellung vorgehen wollte.

#### Thesen.

1. Gleiches ist möglichst gleich, Verschiedenes mit verschiedenen Zeichen zu schreiben.
2. Jeder einfache Laut muss durch ein einfaches Zeichen ausgedrückt werden, Lautfolgen werden in ihre Theile aufgelöst (z. B. ks, gs, ts, ds statt x, z).
3. Die lateinische Schrift dient als Grundlage, die Nebenzeichen müssen möglichst einfach sein; ein nicht besonders durch ein solches bezeichneter Buchstabe hat die Geltung, welche er für gewöhnlich im lateinischen Alphabete besitzt.
4. Zur Bezeichnung des weiter hinten in der Mundhöhle liegenden Verschlusses eines Lautes dient ' über dem Zeichen, welches ohne Zusatz den gleichen Laut als mehr nach vorn hin zu schliessen darstellt.
5. Statt ä, ö, ü wären, um die Häufung von Zeichen über den Buchstaben zu vermeiden, die dänischen Zeichen mit einem wagerechten Striche in dem a etc. zu empfehlen. Leider aber besitzt noch keine Druckerei dieselben in grösserer Zahl. Die „Reform Nr. 2“ schlägt dafür vor, a, o, u an der linken Seite in einer dem griechischen ε analogen Form abzuändern, was deutlicher wäre als die leicht ineinandergehenden æ und œ. Die zu wählenden Zeichen für diese 3 Laute treten dann in die Reihe der Vocale nach i, í, e, é, ihnen folgt ə (für das ganz tonlose e), u, ú, o, ó, a, á. Der Laut des Englischen etc. in talk wird å bezeichnet, wenn sich nicht dafür noch ein einfacheres Zeichen als geeignet empfehlen sollte.
6. Diphthonge werden durch ˘ bezeichnet, und wenn ein Vokal darin besonders hervorzuheben ist, erhält er einen Accent, z. B.  $\widehat{au}$ ,  $\widehat{au}$ ,  $\widehat{au}$ .
7. Die Nasalirung wird durch e (die portugiesische Tilde) unter dem Vocale bezeichnet, wie ich es als Resultat ausführlicher Besprechungen mit meinem Verleger, Herrn Professor Langenscheidt, in meinem französisch-deutschen Wörterbuche adoptirt habe. [Andere Vorschläge sind η, welches vielleicht als Bezeichnung des englischen und hochdeutschen schwächeren Nasallautes zu brauchen wäre, oder das polnische ˙ unter der Linie.] Die Mouillirung wird durch y angegeben, das weniger leicht als j Zweideutigkeit in der Aussprache hervorruft und mit seinem Laut allgemeiner eine gleiche Geltung besitzt als j.
8. Offene Silben sind der Regel nach als lang, durch einen Consonanten geschlossene als kurz anzunehmen; ist eine geschlossene Silbe lang, so erhält sie einen Längestrich.
9. Eine betonte Silbe, welche nicht die erste Stammsilbe ist, erhält ein Accentzeichen; hat ein Wort Doppelton, so wird der Hauptton durch einen fetten Accent (oder Doppelaccent) vor dem andern ausgezeichnet.

10. Von den Consonantenzeichen fallen c, j, dessen deutscher Laut durch y ersetzt wird, während seine französische Aussprache in § 11 Ersatz findet, q, w (wenn nicht für das Englische zu belassen), z, sowie die Verbindungen ch, ph, th aus. Es bleiben b, d, f neben v für den tönenden oder gelinden Laut; g, eventuell g oder wie bei Steinthal γ für g in Wagen neben ġ für den Laut in König; h, k, l, m, n, p, r, f für den weichen, s für den scharfen S-Laut, t und die Zeichen für th (v. 11).
11. Der Laut des deutschen ich wird durch h, der von ach durch 'h angedeutet [x verwirrt leichter, χ etc. sind fremden Systemen entlehnt]; das scharfe gutturale r durch ř, das deutsche sch durch ś und das französische j durch 'f [die „Reform“ schlägt dafür ein verlängertes schräges s vor, das zu Verwechslungen Anlass geben könnte]. Für das englische gehauchte th wird das angelsächsische þ angewandt, neben welchem Steinthal noch das griechische θ für den weichern englischen Laut adoptirt hat.
12. Im übrigen ist möglichster Anschluss an Schmellers und Rapps Einrichtungen und Anordnungen, und genaue Prüfung des vorgeschlagenen Systems im weitesten Umfange und in Specialstudien für möglichst kleine dialektische Gebiete geboten, um an der Hand praktischer Erfahrungen das System noch in Einzelheiten zu erweitern und durchzuführen.“ (Sachs.)

IV. Thesen für die Schreibung der deutschen Dialekte, Abänderungsvorschläge zu Prof. Dr. Sachs' „Thesen zur einheitlichen Orthographie der Dialekte, im Auftrage der germanistisch-romanistischen Section der Tübinger Philologenversammlung für weitere Berathung in Wiesbaden zusammengestellt“, von G. Michaelis (Berlin).

1. „Die lateinische Cursivschrift dient als Grundlage; die Buchstaben derselben behalten im allgemeinen ihre gewöhnliche Geltung.

#### A. Vocale.

2. Für die dialektischen Nüancirungen der Vocale treten die Zeichen des Brückeschen Vocaldreiecks ein, welchem folgende Stellung und Ergänzung zu geben ist:

			i
		e	
	e <sup>a</sup>		i <sup>u</sup>
	a <sup>e</sup>	e <sup>o</sup>	
a	a <sup>o</sup>	ö	ü
	a <sup>o</sup>	o <sup>e</sup>	
		o <sup>a</sup>	u <sup>i</sup>
		o	
			u

ö und ü bezeichnen die Umlaute von o und u, sofern keine hervortretende Hinneigung nach der i- oder u-Reihe hin stattfindet. Eventuell sind noch zwischen e und i: i<sup>e</sup>, zwischen o und u: u<sup>o</sup> und zwischen ö und ü: ü<sup>o</sup> einzureihen.

3. Das tonlose e wird durch ə bezeichnet.

4. Die Nasalirung eines Vocals wird durch ein untergesetztes  $\underset{\cdot}{\cdot}$  [ev.  $\underset{\cdot}{\cdot}$ ] bezeichnet, z. B.  $\underset{\cdot}{a}$ ,  $\underset{\cdot}{e}$  . . . [ev.  $\underset{\cdot}{a}$ ,  $\underset{\cdot}{e}$  . . .].
5. Die Diphthongen werden, wo ein Bedürfniss dazu vorliegt, durch  $\circ$  bezeichnet, z. B.  $\overset{\circ}{au}$ . Wenn ein Vocal darin besonders hervortritt, erhält er einen Accent, z. B.  $\overset{\circ}{\hat{a}u}$ , oder der nebenklingende Vocal erhält das Zeichen  $\checkmark$ , z. B.  $\overset{\circ}{a\check{u}}$ .
6. Der Vocal der betonten offenen Silbe gilt als lang, der durch einen Consonanten geschlossene als kurz. Ist der Vocal einer geschlossenen Silbe lang, so erhält er das Längenzeichen  $\bar{\cdot}$  [ev.  $\bar{\cdot}$ ], z. B.  $\overset{\bar{\cdot}}{ka\check{m}en}$ ,  $\overset{\bar{\cdot}}{k\check{a}m}$  [ev.  $\overset{\bar{\cdot}}{k\check{a}m}$ ]. Ist der Vocal einer offenen Silbe kurz, so erhält er das Zeichen  $\checkmark$ , z. B.  $\overset{\checkmark}{n\check{a}}$ .

### B. Consonanten.

7. Zur Bezeichnung einer gegen die gewöhnliche weiter nach vorn oder weiter nach hinten erfolgenden Articulation dient, soweit ein Bedürfniss ihrer Unterscheidung auftritt und besondere Buchstaben für dieselben noch fehlen, im ersteren Falle ein oben nach links gesetztes  $\supset$ , im zweiten Falle ein oben nach rechts gesetztes  $\supsetleftarrow$ . So bezeichnet z. B. im Gegensatz zu dem gewöhnlichen alveolaren  $n$ :  $\overset{\supset}{n}$  ein dentales  $n$ ,  $\overset{\supsetleftarrow}{n}$  ein kakuminales  $n$ .  
 $\overset{\supset}{r}$  ist der labiale,  $\overset{\supsetleftarrow}{r}$  der alveolare,  $\overset{\supset}{r}$  der velare und  $\overset{\supsetleftarrow}{r}$  der laryngale Zitterlaut.
8. Der vordere palatale Nasal ist  $\overset{\supset}{\eta}$ , z. B.  $\overset{\supset}{g\eta}ri\eta$ , der hintere  $\overset{\supsetleftarrow}{\eta}$ , z. B.  $ba\overset{\supsetleftarrow}{\eta}p$ .
9. Das deutsche  $w$  bleibt unverändert, ebenso das romanische  $v$ . Engl.  $w$  ist  $\overset{\supset}{w}$ .
10. Der weiche interdendale Reibelaut ist  $\overset{\supset}{\delta}$ , der scharfe  $\overset{\supsetleftarrow}{\delta}$  [ev.  $\overset{\supsetleftarrow}{\delta}$ ], z. B. engl.  $\overset{\supset}{\delta}at$ ,  $\overset{\supsetleftarrow}{\delta}orn$  [ev.  $\overset{\supsetleftarrow}{\delta}orn$ ].
11. a) Der weiche alveolare Reibelaut ist  $\overset{\supset}{f}$ , der scharfe  $\overset{\supsetleftarrow}{f}$ , z. B.  $\overset{\supset}{f}ehen$ ,  $\overset{\supset}{f}esen$ ,  $\overset{\supset}{f}uffeln$ ,  $\overset{\supset}{l}as$ ,  $\overset{\supset}{k}uss$ ,  $\overset{\supset}{s}olitude$ .  
Der mehr vorgeschobene scharfe dentale (marginale) Reibelaut ist  $\beta$  = mhd. Spirans  $\beta$ ; in Ermangelung des Zeichens nach §. 7  $\overset{\supset}{\beta}$  z. B.  $\overset{\supset}{f}u\beta$  (resp.  $\overset{\supset}{f}u\overset{\supset}{\beta}$ ).  
b) Der weiche kakuminale Reibelaut (franz.  $j$ ) ist  $\overset{\supsetleftarrow}{j}$ , der scharfe  $\overset{\supsetleftarrow}{j}$  z. B.  $\overset{\supsetleftarrow}{r}af$  = franz.  $\overset{\supsetleftarrow}{r}age$ ,  $\overset{\supsetleftarrow}{r}a\check{s}$  =  $\overset{\supsetleftarrow}{r}asch$ .  
c) Wenn es nöthig sein sollte, dorsal gebildete Dentallaute von den apikal gebildeten zu unterscheiden, so könnte  $\circ$  als Zeichen des Dorsalismus eintreten:  
 $\overset{\circ}{\hat{f}}$ ,  $\overset{\circ}{\hat{s}}$ ,  $\overset{\circ}{\hat{d}}$ ,  $\overset{\circ}{\hat{t}}$ .  
Anmerk. Das dringendste Bedürfniss für die Fortbildung alles auf der Grundlage des lateinischen Alphabetes beruhenden Schriftwesens ist die Vereinbarung selbständiger Buchstaben für die Laute  $\overset{\supsetleftarrow}{j}$  und  $\overset{\supsetleftarrow}{s}$ .
12. Der vordere palatale Reibelaut ist  $\overset{\supset}{\chi}$  [ev.  $\overset{\supset}{\chi}$ ], der hintere  $\overset{\supsetleftarrow}{\chi}$  [ev.  $\overset{\supsetleftarrow}{\chi}$ ], z. B.  $\overset{\supset}{i}\overset{\supset}{\chi}$  [ev.  $\overset{\supset}{i}\overset{\supset}{\chi}$ ],  $\overset{\supsetleftarrow}{a}\overset{\supsetleftarrow}{\chi}$  [ev.  $\overset{\supsetleftarrow}{a}\overset{\supsetleftarrow}{\chi}$ ].
13.  $\overset{\supset}{x}$  und  $\overset{\supsetleftarrow}{z}$  werden aufgelöst in ihre Elemente  $\overset{\supset}{k}\overset{\supset}{s}$ , resp.  $\overset{\supsetleftarrow}{g}\overset{\supsetleftarrow}{f}$ , und  $\overset{\supset}{t}\overset{\supset}{s}$ , resp.  $\overset{\supsetleftarrow}{d}\overset{\supsetleftarrow}{f}$ .
14. Die Mouillirung eines Consonanten wird durch angefügtes  $\overset{\supsetleftarrow}{j}$  bezeichnet, z. B.  $\overset{\supsetleftarrow}{b}atalj\check{o}n$ ,  $\overset{\supsetleftarrow}{B}olonja$ .

### C. Accente.

15. Eine betonte Silbe, welche nicht die erste Stammsilbe ist, erhält das Accentzeichen  $\overset{\cdot}{\cdot}$ . Erfordert das Wort mehrere Accente, so tritt  $\overset{\cdot}{\cdot}$  für den stärksten,  $\overset{\cdot}{\cdot}$  für die schwächeren ein [ev.  $\overset{\cdot}{\cdot}$  und  $\overset{\cdot}{\cdot}$ ].



### Motive.

Um Dialekte mit allen ihren Eigenthümlichkeiten für wissenschaftliche Zwecke darzustellen, bedarf es weiter gehender Mittel, als die gewöhnliche Schrift anzuwenden vermag.

Für die dialektischen Nüancirungen der Vocale reichen Sachs' Vorschläge nicht aus, während die vorgeschlagenen in Verbindung mit den Quantitätszeichen wohl für alle Dialekte ausreichen dürften.

Neben dem Zeichen für die zurückgeschobenere Articulation ist, so lange wir das Alphabet nicht durch neue Grundzeichen vermehren, auch ein Zeichen für die vorgeschobenere Articulation nothwendig. Die ganze Abtheilung der dentalen Laute, im Gegensatz zu den alveolaren, bleibt sonst unbezeichnet, so namentlich der Laut der Spirans *z*, wie er für das Alt- und Mittelhochdeutsche in neuerer Zeit nachgewiesen ist. (Vgl. Herrigs Archiv 32, 129 ff. — Paul und Braune, Beiträge I, 169, 530.) Auch für die Unterscheidung der labialen und palatalen Laute scheint das Zeichen der vorgeschobeneren Articulation zweckmässig.

Das Zeichen < scheint mir vor dem von Kräuter vorgeschlagenen ' den Vorzug zu haben, dass es nicht ein älteres in seiner Bedeutung allgemein anerkanntes Zeichen umdeutet, sondern zu dem neuen Zwecke auch ein neues Mittel verwendet.

Für das schon von Pitman und Al. J. Ellis eingeführte Zeichen des palatalen Nasals ist aus typographischen Gründen, übereinstimmend mit Kräuter (die deutschen Mundarten VII, 310), vorläufig das ihm sehr nahe stehende griechische *η* angewandt.

Das Zeichen *β* ist nicht, wie dies oft behauptet wird, ein aus der Entwicklung unseres lateinischen Alphabetes herausfallendes, sondern es ist schon bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, zugleich mit der lateinischen Cursivschrift aus */s* entwickelt und seitdem als ein integrierender Theil der lateinischen Cursivschrift festgehalten, hat dann für uns die Bedeutung des zuerst von Philipp v. Zesen in seiner Unterscheidung vom alveolaren *s* erkannten dentalen Lautes angenommen, und ist endlich durch das immer weitere Durchdringen der sog. Heyseschen Regel zu einem wesentlichen Fundamente unserer Schriftentwicklung geworden, welches nur durch die unzuweckmässige Wiederauflösung in */s* eine neue zeitweise Verdunkelung erlitten hat. (Vgl. die Ergebnisse der orth. Conferenz S. 78 ff.)

Die Bezeichnung der Mouillirung durch *j* scheint der Entwicklung dieser Laute besser zu entsprechen als die durch *y*. Sollte man Verwechslungen mit *j* in der Bedeutung von *ŷ* befürchten, so liesse sich dafür vielleicht *j* (unpunktirtes *j*) anwenden.

Die von Sachs vorgeschlagene Unterscheidung des stärkeren Accentus von dem schwächeren durch das fettere Zeichen würde theoretisch durchaus gerechtfertigt sein, für die Praxis scheint aber doch eine Unterscheidung in der Form der Accente den Vorzug zu verdienen.

Eventuell liesse sich der stärkere Accent durch " bezeichnen.

Das Längenzeichen - hat den Vorzug vor ^, dass es sich leichter noch mit einem Accentte verbinden lässt.“ (Michaelis.)

---

V. Grundsätze und Forderungen für die Bestimmung der Schriftzeichen für mundartliche Forschung. Als Ergänzung zu den im Auftrage der germanistisch-roma-

nistischen Section der Tübinger Philologenversammlung für die Versammlung zu Wiesbaden zusammengestellten Thesen des Prof. Dr. Sachs (Brandenburg) und denen des Prof. Dr. v. Keller (Tübingen) und des Prof. Dr. Michaelis (Berlin), von Adolf Theobald, Dr. phil. (Hamburg).

„Die nachstehenden Sätze beruhen, abgesehen von der Benutzung der einschlägigen sprachgeschichtlichen und lautphysiologischen Werke, auf den in der germanistisch-romanistischen Section der Philologenversammlungen in Rostock im Herbst 1875 und in Tübingen im Herbst 1876, sowie auf den Jahresversammlungen des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung in Hamburg um Pfingsten 1875 und in Köln um Pfingsten 1876 und in dem Correspondenzblatt dieses Vereins Jahrgang I. No. 11 vom April 1877 und Jahrgang II. No. 2 vom Juli 1877 vom Verf. vertretenen Ansichten,

auf einem in Tübingen gemeinsam mit Dr. Kräuter und Dr. Feit unternommenen Versuch zur Aufstellung der leitenden Sätze, von denen aus die Aufgabe der Commission sich lösen liesse, der zu einer Uebereinstimmung über die allgemeinsten Züge des nachstehenden Entwurfs führte, aber darüber hinaus abweichende Ansichten des Dr. Kräuter hervortreten liess, die derselbe seitdem in Frommanns Zeitschrift für deutsche Mundarten Bd. 7, veröffentlicht hat;

auf einer in Veranlassung der Thesen des Prof. Sachs erneuerten Correspondenz mit Oberlehrer Grabow in Lemgo,

und fast in ihrer ganzen Ausdehnung auf einer kürzlichen Besprechung mit Oberlehrer Dr. Feit in Lübeck und mit Dr. Vietor in Düsseldorf.

Es kann kein Vorwurf des Dilettantismus daraus abgeleitet werden, dass diese Thesen in mehreren Punkten mit volksthümlichen Bestrebungen sich berühren, wie die des „allgemeinen Vereins zur Einführung einer einfachen Schreibung“ und des Dr. Fricke in Wiesbaden sind; ohne indessen zu der Folgerung zu führen, dass ein Princip, das, wie das phonetische, für einen bestimmten Zweck wie für die Dialektforschung zur Herrschaft gebracht werden muss, nun auch für die Lösung der umfassenderen Aufgaben der nationalen Litteratur genügen müsste.

Es ist demnach die Lösung dieser Aufgabe von der sog. orthographischen Frage, die an sich, wie Scherer mit Recht gesagt hat, eine Frage fünften bis sechsten Ranges ist, und deren endgültige Lösung nicht allzusehr zu drängen scheint, streng geschieden. Sie selbst beansprucht nicht mehr und nicht weniger zu sein, als eine nothwendige Vorbedingung für erschöpfende wissenschaftliche Verwendung des auf dem Gebiet der Mundarten zu sammelnden Materials.

### Ziel.

Die wissenschaftliche Schreibung hat den Zweck, die gehörte Sprache durch sichtbare Zeichen so getreu wiederzugeben, wie das für die Zwecke der Sprachforschung erforderlich ist.

„Photographisch getreue Wiedergabe der Laute“ ist ein unerreichbares und nur für wenige Nebenaufgaben der Dialektforschung wünschenswerthes Ideal. — Abgesehen von der bildlichen Bedeutung des Ausdrucks ist eine photographische Darstellung der Laute im eigentlichen Sinne, so weit sie überhaupt erreichbar ist, lediglich eine Aufgabe der Akustik.

Aber auch das lösbarere Problem, in den Buchstaben selbst die mechanischen Formeln ihrer Hervorbringung darzustellen, wie das die Erfinder neuer Schriftsysteme auf physiologischer Grundlage mit Erfolg versucht haben, bedeutet für die Zwecke der Dialektforschung eine unnöthige Erschwerung der Aufgabe.

Selbst eine Uebereinstimmung der Zeichen unter sich, entsprechend der Verwandtschaft der Laute, die sie repräsentiren, kann nicht als unerlässliche Forderung einer streng wissenschaftlichen Wiedergabe der gesprochenen Sprache betrachtet werden. Es würde das kaum bei frei gewählten Zeichen nothwendig sein und ist vollends undurchführbar bei Neuordnung der historisch gegebenen Zeichen.

### **Wissenschaftliche Benennung und Classification der Laute**

ist neben der empirischen Wiederholung und Vergleichung des lebendigen Lautes das sicherste Hilfsmittel zu einer allgemeinen Verständigung über die Bedeutung der Zeichen und zur Herstellung einer genauen Uebereinstimmung zwischen Laut und Schrift.

Die Lautphysiologie gibt die Norm für die Beschreibung der Laute.

Statt wie bisher durch die Namen der Buchstaben sind die Bezeichnungen der Laute nach Genus, Species und Varietät zu ordnen, wo möglich durch lateinische und deutsche Benennungen wie in den übrigen Naturwissenschaften.

Werden bildliche Bezeichnungen angewandt, so sind nur durch genaue Angabe der Gebiete, denen sie entnommen sind, und des Verhältnisses, in welchem sie zu den Lauten und ihrer Hervorbringung stehen, Verwechslungen zu vermeiden. — Eindrücke des Muskelgefühls, des Tast- und Gesichtssinnes, oder solche der Gehörsempfindungen, die Nebenvorstellungen erwecken: Reibelaut, Zischlaut, offen, geschlossen, weich, hart, rau, breit, spitz, dünn, rund, rein, getrübt u. A.

### **Bezeichnung.**

1. Derselbe Laut ist immer durch dasselbe Zeichen darzustellen, und umgekehrt gilt dasselbe Zeichen überall für denselben Laut.
2. Einzelne Zeichen für alle einzelnen Laute, deren Varietäten durch Nebenzeichen ausgedrückt werden.

Einfache Zeichen für die Grundlaute, die Hauptformen der unter einander nächstverwandten Laute.

Die Lautschrift darf streng auf dem ersten dieser Grundsätze bestehen, sie könnte ihn auch ausdrücken wie Kräuter: „für dieselbe Sache darf es nur eine Art der Bezeichnung geben“; die Litteratur aber sieht oft in demselben Laut verschiedene Sachen — Begriffe — und ihre dem lebendigen Vortrag gegenüber beschränkten Mittel erklären, dass sie in solchen Fällen von ihrem Rechte Gebrauch machen muss, dieselben Laute durch verschiedene Zeichen wiederzugeben.

Mit dem zweiten dieser Grundsätze werden u. a. eigene Buchstaben erfordert für den tönenden (weichen) Sauselaut, für den scharfen (tonlosen) Zischlaut und für den breiten Rauschlaut u. A.; in Bezug auf die scharfe Form des letzteren, der nach der gebräuchlichsten Articulationsart in den Thesen des Prof. Michaelis als kakuminaler Reibe-

laut bezeichnet ist, vermisst schon Herder (sämmtliche Werke ed. Suphan, Band I, p. 232 Anm. 3) ein eigenes Zeichen für das hebräische Schin.

Es fallen in Folge desselben Grundsatzes nicht nur die Zeichen æ und œ für die als Umlaute oder getrübtte Laute bezeichneten einfachen, zwischen den Hauptvocalen liegenden Laute, sondern auch die Hilfs-u-zeichen über den Grundvocalen „u“ in der deutschen, „i“ in der lateinischen Schrift.

Das Princip „für jeden einfachen Laut ein einfaches Zeichen“, wie es mehrfach als Axiom aufgestellt wird, ist nur in dem Masse durchführbar, in dem man sich auf die Wiedergabe einer bestimmten Anzahl von Lauten beschränkt. Man würde in seinem Dienst auf Fixirung aller Lautnüancirungen verzichten müssen, die die Zahl der gewählten Buchstaben übersteigen.

Um die Grenzen des gegebenen Zeichenmaterials nicht zu weit zu überschreiten, sind nur die drei Grundvocale und die auf ihrer Linie zwischen ihnen liegenden beiden Hauptvocale durch die einfachen Buchstaben des lateinischen Alphabets zu bezeichnen.

Die zwischen diesen fünf Vocalen liegenden Nüancirungen sind durch Ueberschreiben desjenigen Lautes zu bezeichnen, nach dem der betreffende Laut sich hinneigt, wie das im Schwedischen üblich ist und früher auch im Niederdeutschen angewandt wurde und von Brücke systematisch durchgeführt ist.

Bei dem von Brücke aufgestellten Dreieck bleiben abgesehen von der Frage, ob nicht die Lage, die Prof. Michaelis ihm gibt, das Verhältniss der Vocale richtiger symbolisirt, in dieser Hinsicht nur die Fragen offen, ob nicht das einfache Zeichen auf die Mittelstufe zu setzen wäre, wie das im Französischen (é in *donné*, e in *ferme* und è in *père*) der Fall zu sein scheint, während im Deutschen ä für eben diese Mittelstufe vorwiegen mag: wärmen neben lernen.

3. Ein einzelner Buchstabe darf nicht zur Darstellung einer Lautverbindung verwandt werden.

Die besonderen Beziehungen der verbundenen Laute (Lautfolgen, Gruppenzeichen, Lautcomplexe) sind durch entsprechende Stellung der Buchstaben selbst, wo möglich durch Ligaturen (Verschlingungen) *lettres liées*, *lettres conjointes* für vocalische und consonantische Diphthonge, nöthigenfalls durch Hilfszeichen (˘) auszudrücken.

Wenn Zeitdauer, Schallstärke und Tonhöhe ausdrücklich bezeichnet werden sollen, so sind nur über- oder untergeschriebene Nebenzeichen anzuwenden.

Die Nebenzeichen müssen nach ihrer Bedeutung geordnet und so gewählt werden, dass dasselbe Zeichen bei verschiedenen Buchstaben dasselbe Verhältniss ausdrückt und die Zeichen womöglich an sich bedeutungsvoll sind, wie das von den Zahlen, die Brücke als Indices anwendet, doch nur in einer Richtung gelten kann; z. B. — für die Länge der Vocale,  $\overline{\text{—}}$  für die Reduction (Sievers),  $\text{—}$  für cerebrale Articulation. Die Nebenzeichen müssen systematisch über oder unter der Linie vertheilt werden; für diesen Zweck ist das Ideal der Schrift die Einstufigkeit, das die lateinische Schrift, so weit der Raum unter der Linie in Betracht kommt, nahezu erreicht.

Hilfszeichen für das Verständniss: Silben- und Worttrennung, Apostroph, grosse Anfangsbuchstaben, etymologische Unterscheidungen sind wünschenswerth für die Litteratur, für unsere Zwecke aber nur so weit anzuwenden, wie sie von den aufgestellten Principien selbst vorgeschrieben werden oder mit ihrer gemeinsamen Durchführung verträglich sind.

Die Grundlage für die Bezeichnung bildet das lateinische Alphabet, welches, wo es nicht ausreicht, aus den nächstverwandten Alphabeten zu ergänzen ist. Willkürlich erfundene Zeichen sind ganz, neuconstruirte möglichst zu vermeiden und müssen sich, wo sie unvermeidlich sind, an die historisch gegebenen anschliessen.

Die Beziehung der begrifflich festgestellten Laute zu den gewählten Zeichen bestimmt sich im allgemeinen nach der Aussprache des Lateinischen, so weit dieselbe bei Deutschen und Italienern übereinstimmt.

Die Auswahl der Buchstaben im einzelnen bestimmt sich nach der Verständlichkeit, Gebräuchlichkeit, Nähe der nationalen Verwandtschaft, bisherigen Verwendung in der wissenschaftlichen Litteratur, Verträglichkeit mit dem übrigen Charakter der Schrift, Verwendbarkeit für den Druck.

An der Hand des von Dr. Grabow aufgestellten Satzes, dass die Nebenzeichen aus den Sprachen zu nehmen, für welche die betreffenden Laute am meisten charakteristisch sind, würde man zu einer internationalen Verständigung gelangen, wie sie auf dem geographischen Congress in Paris 1875 zunächst für die Schreibung geographischer Namen bereits in Aussicht genommen ist, und wie sie für die europäischen Schriftsysteme wenigstens keine irgend erhebliche Erschwerung der Aufgabe bedeuten.

Principien der Schnellschrift und der leichten Verbindbarkeit müssen, wenn nicht aus dem Spiel bleiben, doch in die Reihe treten, um die Strenge der Systematik nicht zu gefährden.

Gründe, die für und gegen einzelne vorgeschlagene Zeichen sprechen würden, sind nach ihrem relativen Werth und der angegebenen Reihenfolge von diesen verschiedenen Standpunkten aus abzuwägen.

Die Prüfung ist für jeden einzelnen Buchstaben zu erneuern, nicht auf die Annahme eines Systems im ganzen zu beschränken.

#### **Praktische Anwendung.**

Zweckmässigkeitsgründe für den einzelnen Fall können das Gewicht der angeführten Erwägungen verschieben, es wird aber immer das nächstbeste an der Stelle des besten zu wählen sein.

Der Grad der Bekanntschaft des Leserkreises mit dem gesprochenen Idiom entscheidet über das Mass der Vielfältigkeit und Genauigkeit der Zeichen.

Für die nächsten Bedürfnisse bis zu vollständiger Beendigung der Arbeiten der Commission und bis zu vollständiger Durchführung der allgemeinen Sätze ist auf der Versammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung zu Stralsund im Mai d. J. Anlehnung an das in Frommanns Zeitschrift für deutsche Mundarten, für deren Fortsetzung doch noch nicht alle Aussicht verschwunden zu sein scheint, angenommene System der decorirten Buchstaben empfohlen worden, wobei nur das Zeichen *ø* so zu modificiren wäre, dass es weniger fremdartig erschiene.

Es empfiehlt sich, allgemeine, der schärfsten Kritik zu unterwerfende Gesichtspunkte aufzustellen, aus deren systematischer Anwendung sich dann alle Einzelheiten mit strenger Nothwendigkeit ergeben würden. Um gefällige Zusätze und Berichtigungen in diesem Sinne ersucht der Verfasser.“  
(Theobald.)

Nach einer kurzen Debatte wird beschlossen, dass in der am Freitag stattfindenden Sitzung die für die Feststellung einer Orthographie der Dialekte in der Sectionsitzung der vorigen Philologenversammlung gewählte Commission der Section ihre Vorschläge machen solle.

Der Vorsitzende zeigt ferner an, dass ihm aus St. Louis (Ver. St.) eine von einem Deutsch-Amerikaner verfasste englische Uebersetzung des Hauptgedichtes von Frauenlob zugeschickt worden sei, unter dem Titel „Heinrich von Meissens, generally known as Frauenlobs, Cantica canticorum, or Lay of our Lady translated by A. E. Kroeger.“ Er empfiehlt diese sorgfältige Arbeit um so mehr der Aufmerksamkeit, als sie wohl die erste Probe strenger mittelhochdeutscher Studien jenseit des Oceans sein möchte.

Schluss der Sitzung.

### Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 27. September, Morgens 8 Uhr.

Prof. Creizenach eröffnet die Sitzung, indem er den Prof. Wülcker (Leipzig) auffordert, den in Aussicht gestellten Nekrolog auf Grein zu halten.

Prof. Wülcker: Als ich das letzte Mal die Philologenversammlung besuchte, — es war 1868 zu Würzburg — trat Dr. Grein auf, um seinem dahingegangenen Lehrer und Freunde Vilmar einen Nachruf zu widmen. Heute, da ich wieder zu dieser Zusammenkunft komme, liegt mir die traurige Pflicht ob, meines Lehrers und Freundes Grein, der nun auch von uns gegangen ist, in dankbarer Erinnerung zu gedenken.

Nicht wie Vilmar wurde Grein am Ende einer ruhmreichen Laufbahn abberufen, sondern ihn, der noch im besten Mannesalter stand, riss der Tod mitten aus seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, während er sich noch mit weit ausschauenden Plänen für die Zukunft trug; wenn auch nach der letzten schrecklichen Krankheit, die Grein zu erdulden hatte, der Tod für ihn eine Erlösung aus schweren Leiden war. Doppelt traurig aber war dieses Ereigniss, als es gerade zu einer Zeit eintrat, da Grein, der sein ganzes Leben mit Sorge und Entbehrung gerungen hatte, endlich die Erfüllung seiner liebsten Wünsche vor sich sah und sich ihm ein heiterer Blick in die Zukunft öffnete.

Ueber Greins Leben sei angeführt: Christian Wilhelm Michael Grein wurde am 16. Oct. 1825 zu Willingshausen, Kreis Ziegenhain in Kurhessen, geboren. Von Herbst 1839 bis Herbst 1844 besuchte er das Gymnasium zu Marburg und studirte alsdann von Herbst 1844 bis Ostern 1849 zu Marburg und Jena Mathematik und Naturwissenschaften, hörte aber zu gleicher Zeit auch germanistische Vorlesungen. Frühjahr 1849 bestand er das Examen für Gymnasiallehrer an der Universität Marburg und absolvirte darauf sein Probejahr am Gymnasium zu Marburg. Herbst 1850 trat er als Lehrer der Naturwissenschaften und Mathematik an das Gymnasium zu Rinteln und versah mehrere Jahre lang dieses Amt.

Wichtig wurde für Grein das Jahr 1854. In dieser Zeit entschloss er sich, zu Gunsten der germanistischen Studien die Beschäftigung mit Mathematik und den Naturwissenschaften aufzugeben. Um diesen Plan ausführen zu können, legte er die Lehrerstelle nieder und wurde Praktikant an der Kasseler Bibliothek. Ende 1856 erhielt er den Auftrag, das Bückeburger Gesamtarchiv zu ordnen, ein Auftrag, der ihn bis Sommer 1859 beschäftigte. Trotz dieser so weit von seinen Lieblingsstudien abliegenden Arbeit gelang es damals gerade Grein bei seinem unermüdlichen Fleisse, zur Ausführung des Hauptwerkes seines Lebens zu schreiten. 1857 erschien der erste Band der „Bibliothek der angelsächsischen Poesie“. Vorher waren schon gegangen: „Der Heliand oder die altsächsische Evangelienharmonie, stabreimend übersetzt, Rinteln 1854“ und die erste Frucht seiner angelsächsischen Studien: eine Uebersetzung des Gedichtes „Phönix“, das 1854 als Beilage zum Rintelner Gymnasialprogramm erschien. Von Bückeburg aus veröffentlichte Grein auch 1857 die „Dichtungen der Angelsachsen, stabreimend übersetzt“. Durch dieses Buch sollte diese Poesie auch einem grösseren Publikum zugänglich werden. Ein Jahr später wurde Grein zum Doctor der Philosophie zu Marburg promovirt auf Grund seiner Abhandlung „Ueber das Hildebrandslied“. 1859 kehrte er nach Marburg zurück und fand dort eine Stellung an der Universitätsbibliothek. 1862 habilitirte sich Grein als Privatdocent der Germanistik an der Universität Marburg auf seine Abhandlung über „Ablaut, Reduplication und secundäre Wurzeln der starken Verba im Deutschen“ hin. Seine Probevorlesung war über „Die historischen Verhältnisse im Beovulf“. Nicht lange konnte er in dieser Stellung wirken. Durch ein kurfürstliches Rescript vom 24. Febr. 1864 wurde er zum Secretär und Juni 1865 zum Archivar und Mitglied der Direction des kurfürstlichen Haus- und Staatsarchivs zu Kassel ernannt. Diese Stellung sollte wohl für Grein nur eine vorübergehende sein, durch die Ereignisse des Jahres 1866 wurde sie zu einer dauernden. Dadurch, dass Greins Lieblingsstudium weit ab von seiner äusseren Stellung lag, entstand ein Zwiespalt in ihm, welcher vielfach von nun an sein Leben verbitterte. Wenn er auch als gewissenhafter Beamter sich mit ganzem Eifer seinem Amte hingab, sein Herz war doch stets bei seinen germanistischen Studien, und nichts wünschte er sehnlicher, als eine Professur an einer Universität zu erlangen, welche ihn in Stand setze, sich ganz der Germanistik zu widmen. Dieser Wunsch sollte sich ihm nie erfüllen! — Freudig begrüßte Grein 1870 die Verlegung des Kasseler Archivs nach Marburg. Hierdurch war er wieder in eine Universitätsstadt gekommen und konnte hoffen, als akademischer Lehrer in Zukunft wirken zu dürfen. Nachdem die nothwendigsten archivalischen Arbeiten vollendet waren, eröffnete er aufs neue seine Vorlesungen und fand grossen Anklang bei den Studenten. Er beschränkte seine Vorträge nicht auf Alt- und Angelsächsisch, sondern las auch über Gothisch, Althochdeutsch, Altenglisch, über deutsche Mythologie und dergl. Das Jahr 1873 brachte ihm denn auch äussere Anerkennung in seinen beiden Stellungen. Juli 1873 wurde er zum ausserordentlichen Professor an der Universität Marburg ernannt, und ihm im selben Jahre in seiner Eigenschaft als Archivar am königlich preussischen und grossherzoglich hessischen Gesamtarchive von Sr. königlichen Hoheit dem Grossherzoge von Hessen das Ritterkreuz 1. Klasse vom Orden Philipps des Grossmüthigen verliehen. Obgleich ihm die erste Auszeichnung nicht, wie er gehofft hatte, eine unabhängige Stellung verlieh, so ermunterte sie ihn doch zu neuen Arbeiten. Damals fasste er, wie Redner weiss, den Entschluss, seine Einzelausgabe des

Beovulf neu herauszugeben; damals entwarf er neue Pläne zur Fortsetzung seiner „Bibliothek der angelsächsischen Prosa“. Doch hatte er schon lange erkannt, dass, sollten seine Ausgaben Werth behalten, er die Handschriften selbst einsehen müsse und nicht die Ausgaben auf ältere, wenig zuverlässige Drucke gründen dürfe. Bei den poetischen angelsächsischen Denkmälern waren bessere Editionen vorhanden, daher eine Collation mit den Handschriften weniger nothwendig; eine Veröffentlichung der Prosadenkmäler aber ohne Einsehen in die Manuscripte ist undenkbar. Daher suchte Grein seinen schon lange gehegten Wunsch, eine Reise nach England zu unternehmen, zu verwirklichen. Auch dieser sehnliche Wunsch wurde nicht erfüllt! April 1875 hatte Grein einen Aufenthalt in London und Cambridge sich fest vorgenommen, Ende August wollte er abreisen, da trat auf einmal das Leiden ein, welchem er erlegen ist. Von Herbst 1875 an kränkelte er beständig. April 1876 wurde Grein an das Archiv nach Hannover versetzt, doch nur wenige Wochen konnte er in dieser Stellung wirken, dann fesselte ihn die Krankheit fast beständig an das Zimmer.

Doch immer hatte sein lebhafter Geist noch die Hoffnung auf baldige Genesung, noch immer trug er sich mit wissenschaftlichen Plänen für die Zukunft. Da wurde er von Januar an völlig des Gebrauchs seiner Glieder beraubt.

Anfang Mai erhielt er von dem Secretär des Ausschusses der Clarendon Press (Secretary to the delegates of the Clarendon Press) die Anfrage, ob er nicht Jemand vorschlagen könne als Fortsetzer des Wörterbuchs von Bosworth. Sie wollten einen „Competent Editor“ engagiren. Mit Freuden hätte man also Grein selbst in Oxford aufgenommen. Es hielt hier Grein, wonach er sein ganzes Leben gestrebt hatte, in Händen: die Möglichkeit, längere Zeit sich in England aufhalten zu können und alle Bibliotheken nach angelsächsischen Quellen durchforschen zu dürfen! Doch Grein war nicht mehr im Stande, diese Stellung annehmen zu können; nicht einmal mehr fähig, den Brief zu beantworten. Sechs Wochen nach Empfang dieses Schreibens, am 15. Juni 1877 erlöste ihn der Tod von seinen schrecklichen Leiden.

Greins Werke sind: Uebersetzung des angelsächsischen Gedichts Phönix. Rinteln 1854 (Beilage zum Gymnasialprogramm). — Der Heliand oder die altsächsische Evangelienharmonie, stabreimend übersetzt. Rinteln 1854. (2. gänzlich umgearbeitete Aufl. Kassel 1869.) — Bibliothek der angelsächsischen Poesie. 4 Bde. Kassel u. Göttingen 1857—64. — Dichtungen der Angelsachsen, stabreimend übersetzt. Ebenda 1857—59. (2. veränderte Aufl. 1863.) — Das Hildebrandslied, nach der Handschrift neu herausgegeben, kritisch bearbeitet etc. Göttingen 1858. — Ablaut, Reduplication und secundäre Wurzeln der starken Verba im Deutschen. Kassel u. Göttingen 1862. — Die historischen Verhältnisse im Beovulfliede (in Eberts Jahrbuch Bd. IV). 1862. — Beovulf nebst den Fragmenten von Finnsburg und Valdere. Kassel u. Göttingen 1867. — Die Quellen des Heliand, nebst Tatians Evangelienharmonie. Kassel 1869. — Bibliothek der angelsächsischen Prosa. 1. Bd. Kassel u. Göttingen 1872. — Das gothische Verbum, in sprachvergleichender Hinsicht dargestellt. Kassel 1872. — Das Alsfelder Passionsspiel, mit Wörterbuch. Kassel 1874. — Ferner bearbeitete er 1870 aus Vilmars deutscher Grammatik den 2. Theil, die Metrik enthaltend, in einer Weise, dass dies als eine eigne Arbeit Greins gelten kann. Ausserdem verschiedene kleinere Aufsätze und Kritiken.

Greins Arbeiten wurden während des Lebens des Verfassers vielfach angefeindet,



die Werke des Dahingeschiedenen werden eine billigere, mildere Kritik erfahren! Bei Beurtheilung der Verdienste Greins darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass seine bleibende Bedeutung in den Arbeiten auf angelsächsischem Gebiete liegt. Nicht vergessen darf werden, dass Grein, als er mit der Herausgabe der angelsächsischen Poesie begann, nur ganz spärliche Vorarbeiten für Texterklärung, Kritik und Lexikographie fand, dass er ferner durch seine äusseren Verhältnisse nur einen geringen Theil seiner Arbeitskraft diesen Studien widmen konnte; nicht ausser Acht darf gelassen werden, dass Grein seinen Lieblingswunsch, England zu sehen und dort die Handschriften zu vergleichen, nie erfüllt sah. Und trotzdem, wie Bedeutendes hat er geleistet! Durch seine Textausgabe der angelsächsischen Poesie wurde überhaupt erst ein Studium der angelsächsischen und damit der Entwicklung der englischen Sprache in Deutschland möglich. Sein Glossar ist ein Werk von solchem Fleisse und solcher Gründlichkeit, dass wir Deutsche stolz darauf sein können.

Der litterarische Nachlass hat nicht soviel ergeben, als man erwarten durfte. Grein war lange Zeit krank und daher unfähig, grössere Arbeiten zu unternehmen.

Zuletzt arbeitete er an einer neuen Auflage seiner Einzelausgabe des Beovulf und an einem verbesserten Sonderabdruck seiner stabreimenden „Uebersetzung Beovulfs“. Letzteres Werk, das ziemlich druckreif ist, soll baldigst veröffentlicht werden. Den angelsächsischen Text Beovulfs will ich mit einer Grammatik und mit der von Grein begonnenen, von mir fortgesetzten Bibliographie versehen, im Laufe des J. 1878 herausgeben. Ueber die Fortsetzung der „Bibliothek der angelsächsischen Prosa“ fand sich im Nachlasse Greins kein ausgearbeiteter Plan, obgleich ein solcher existirt haben soll. Ich muss daher nach eignem Gutdünken verfahren. An Aelfric, dessen Werke theilweise im ersten Bande der Prosa enthalten sind, schliesst sich am besten eine Reihe von Werken des andern bedeutenden angelsächsischen Prosaikers, des Königs Aelfred. Da die „Cura pastoralis“ von Henry Sweet vorzüglich edirt wurde und eine Ausgabe der Beda-Uebersetzung durch Schipper hoffentlich bald bevorsteht, so gedenke ich in den ersten von mir veröffentlichten Band aufzunehmen:

Aelfreds Uebersetzung des Boëtius „de consolatione philosophiae“, ferner dessen Blütenlese aus den Soliloquiis des Augustin und der epistola „de videndo deo“. Dann aus demselben Codex, der die Soliloquiis enthält: „Alexanders Brief an Aristoteles“ und „über die Wunder des Orients“. Ausserdem noch „das Prosagespräch zwischen Salomo und Saturn“ und des verwandten Inhalts wegen „Gespräch zwischen Adrianus und Ritheus“. Alle die angeführten Schriften verglich ich selbst mit den Handschriften.

Auch die „Bibliothek der angelsächsischen Poesie“ soll neu herausgegeben werden. Zu dem Zwecke wurde ebenfalls schon der grössere Theil derselben mit den Handschriften verglichen und soll im Jahre 1878 mit dem Drucke desselben begonnen werden. Einige Dichtungen, welche Grein vergass, sollen hinzugefügt werden.

Durch diese verbesserte Neuherausgabe hoffe ich für die Zukunft dem Greinschen Unternehmen die Stellung in der Wissenschaft zu sichern, welche ihm als dem ersten und grossartigsten dieser Art zukommt und zugleich eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den ersten Herausgeber zu erfüllen! — Es sei erlaubt, nun noch ein paar Worte über eine andere wichtige Arbeit, die mir übertragen wurde, zuzufügen. Es ist dies die Neuherausgabe der früher von Thomas Wright besorgten „Glossarien“. So weit die Handschriften der

von Wright gegebenen Werke zugänglich sind, habe ich die Drucke mit denselben verglichen. Wie sehr eine Vergleichung nothwendig war, dafür mögen zwei Beispiele genügen: Wright II, p. 112 gibt die Glosse: lesia = pana. Ein angelsächsisches Wort pana ist sonst nirgends belegt. Doch steht auch in der Handschrift nicht pana sondern para. In der Zeile darüber steht disus, so dass paradisus zusammengehört und lesia (= elysia) erklärt. II, p. 102 findet sich als lateinisches Wort: canes, als angelsächsisches linga ribbe. Aufgeklärt wird dieses Wort durch eine Glosse p. 104: cino glossa = ribbe. Oben ist also canis lingua = ribbe zu lesen. Ausserdem aber wurden von Wright öfters nicht nur einzelne Glossen ausgelassen, sondern ganze Seiten überschlagen. Besonders nachlässig ist ein Glossar aus dem 8. Jahrhundert (II, 98—125) und eins aus dem 10. Jahrhundert (II, 125—153) abgedruckt. Am Schlusse meiner Ausgabe sollen alphabetische altenglisch-lateinische, altfranzösisch-lateinische und lateinisch-altenglisch-altfranzösische Register gegeben werden über sämmtliche in den Glossen enthaltene Worte.

Im Laufe des Sommers 1878 soll dieses Werk bei Trübner in London erscheinen.

Prof. Creizenach knüpft auf Befragen noch einige Bemerkungen an die englische Uebersetzung der *cantica canticorum* (s. oben) an. Sie sei überaus genau und zeige philologische Durchdringung des Stoffs; vor allem sei es dem Uebersetzer trefflich gelungen, das Schwunghaft-Ueppige von Frauenlobs Poesie nachzuahmen. Nach seiner Ueberzeugung würde Frauenlobs Werth neuerdings unterschätzt. Er habe die deutsche mythische Tradition in eigenthümlicher Weise mit biblischer zu vereinigen gewusst; so an jener Stelle, wo Maria Gott ihren alten Friedel nennt und sagt: er warf mir den Hammer in den Schoss. Nach diesen Bemerkungen bittet der Vorsitzende den Prof. Sachs den angekündigten Vortrag über Diez und sein Verdienst um unsere Wissenschaft zu halten.

Prof. Sachs erwähnt in der Einleitung seines Vortrags, dass im vorigen Jahre, als der Vorsitzende das Dahinscheiden von Diez erwähnt habe, alle ein Gefühl erfüllt habe, dass damit dem Andenken des Begründers der romanischen Philologie nicht genügt sei. Daher habe er beschlossen, auf der diesjährigen Versammlung die Schuld gegen den grossen Gelehrten abzutragen. In seinem weiteren ausführlichen Vortrage, — den Prof. Sachs inzwischen bei Langenscheidt-Berlin veröffentlicht hat, weshalb wir hier von einer genaueren Inhaltsangabe absehen, — schildert er sein Leben, zählt seine Werke nebst den darüber erschienenen Recensionen auf, rühmt nicht nur die Vortrefflichkeit dieser Werke, sondern auch des Verfassers schlichtes, einfaches Wesen, seinen schönen Charakter, in Folge dessen er allgemeine Verehrung genossen habe, wie sich namentlich am fünfzigsten Jahrestage seiner Promotion gezeigt. Um seinen Werth in seinem ganzen Umfange zu begreifen, sagt er, genüge eine kurze Uebersicht über das, was in den romanischen Sprachen vor Diez und was jetzt geleistet sei. Vor ihm könne von einer Wissenschaft der romanischen Sprachen nicht die Rede sein, wenn auch hier und da einzelne Versuche lexikalischer und grammatischer Arbeiten aufgetaucht seien. Er zählt sodann das auf, was in den romanischen Sprachen von Diez geleistet wurde und hebt darauf hervor, dass jetzt verschiedene deutsche und ausserdeutsche Zeitschriften für romanische Sprachforscher das bequemste und reichhaltigste Gebiet zum Ideenaustausch bildeten, dass auf den Universitäten mit wenigen Ausnahmen für das Studium der romanischen Sprachen gesorgt sei, dass das Prüfungsreglement sie zum ersten Male als besonderes

Fach anerkannt habe. Zum Schluss äussert er noch den Wunsch, dass die Diezstiftung, für die bereits gegen 4000 Mark gesammelt seien, in nicht allzu ferner Zeit ins Leben treten möge.

Prof. Creizenach spricht sodann den Wunsch aus, dass die Section noch einmal heraustreten möge zur Unterstützung einer bedeutenden Sache, es handle sich diesmal um die geeigneten Schritte, die Regierung für die Unterstützung der Frommannschen Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“ zu gewinnen. Wegen der schon vorgerückten Zeit wird beschlossen die Angelegenheit auf morgen zu vertagen.

---

### Dritte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Morgens 8½ Uhr.

Prof. Creizenach theilt zuerst mit, dass mehrere Schriften eingesandt worden seien, unter anderm: Beiträge zur Kenntniss der jüdisch-deutschen Litteratur, ein hebräisch-deutsches Glossar, herausgegeben von Brüll, welches ihm der Aufmerksamkeit der Sprachforscher sehr würdig scheine. Dann verliest er einen Brief von Prof. Weigand aus Giessen, worin derselbe sein Bedauern darüber ausspricht, dass er wegen einer erst jetzt beseitigten Krankheit verhindert sei an den Sitzungen der Section theil zu nehmen, und zugleich seiner Verwunderung Ausdruck gibt über die Orthographie der Frankfurter Reform wie über die Beschlüsse der Berliner Conferenz und sich gegen eine einfache Abstimmung in der orthographischen Frage verwahrt. Nachdem Prof. Creizenach noch mitgetheilt hat, dass von Hofrath Bartsch eine freundliche Erwiderung auf den ihm übersandten Gruss eingegangen sei, fordert er die Herren Prof. Sachs, Dr. Theobald und Dr. Kräuter auf, über ihre Berathung in Betreff der Orthographie der Mundarten Bericht zu erstatten. Prof. Creizenach bemerkt noch zur Kenntnissnahme, dass auf der vorigen Philologenversammlung die Section eine Commission zur Fixirung der dialektischen Laute gewählt habe und dass Prof. Sachs als Vorsitzender derselben mit der Formulirung der der Section vorzulegenden Thesen beauftragt worden sei. Zu diesen von ihm aufgestellten Thesen habe nun Prof. Michaelis Abänderungsvorschläge und Dr. Theobald Grundsätze und Forderungen für die Bestimmung der Schriftzeichen u. s. w. drucken lassen.

Prof. Sachs ergreift hierauf das Wort: Zuerst muss ich, sagt er, einem Missverständniss entgentreten; der Zweck dieser Vorschläge hat gar nichts mit der Schul- und Schriftsprache zu thun, sie sollen nur für die germanischen und romanischen Dialekte eine Handhabe bieten, damit man ohne weiteres wisse, wie ein jeder Buchstabe auszusprechen sei und wie der Autor das betreffende Lautzeichen auffasst, darum wurden diese Thesen aufgestellt, für die Prof. Creizenach an der rheinfränkischen Mundart die Schreibprobe gemacht hat, die sehr befriedigend ausfiel. Jedenfalls sind die Thesen der verschiedenen Herren sehr leicht zu vereinigen. Da wir eine Schreibweise nicht für die Germanisten speciell, sondern auch für Romanisten feststellen wollen, so wären die lateinischen Buchstaben zu empfehlen. Wie die Nasalirung bezeichnet wird, ob j oder y das Zeichen der Mouillirung ist, das sind alles Nebenfragen. Die Hauptfrage ist: Sollen für

diese Aufzeichnung, was Prof. v. Keller nicht wünscht, die lateinischen Schriftzeichen und sollen die drei ersten Thesen als Grundlage angenommen werden.

Dr. Theobald schliesst sich dem von Prof. Sachs Gesagten an und bemerkt, ein wesentlicher Fortschritt gegen das in Tübingen Geschehene sei zu constatiren; in den Grundsätzen herrsche durchweg Uebereinstimmung und aus der Anwendung dieser Grundsätze würde sich eine grosse Menge von brauchbaren Einzelheiten ergeben. Ob das Dreieck des Prof. Michaelis das vollendete Symbol des Verhältnisses der Vocale zu einander sei, sei noch zweifelhaft, vielleicht würde man am richtigsten die Laute in einer geraden Linie darstellen.

Prof. Sachs theilt darauf noch mit, dass ihm Hofrath Bartsch ein Schreiben zugesandt habe, worin er seine Uebereinstimmung mit den meisten von ihm aufgestellten Thesen ausgesprochen habe.

Präceptor Warth (Böblingen) bemerkt sodann: Das schwedische a überschrieben mit o wird schwedisch wie ein reines o gesprochen, dagegen hat der Schwede auch einen dem a im englischen talk entsprechenden Laut, den er mit a bezeichnet. Es ist noch ein einfacheres Zeichen für das in These 5 aufgestellte zu empfehlen, auch die Nasalirung lässt sich wo möglich durch ein einfacheres Zeichen ausdrücken. Man könnte am Vocale selbst eine kleine Veränderung anbringen, etwa ein Häkchen oder irgend eine Schleife, man wäre dann nicht genöthigt mit der Hand abzusetzen.

Dr. Theobald erklärt, dass er in der Hauptsache damit einverstanden sei, aber auf einzelne Laute komme es nicht an, wie z. B. auf diesen schwedischen, sondern auf die Zweckmässigkeit der Bezeichnung überhaupt. Es gäbe eine Legion von Bezeichnungen in altniederdeutschen Urkunden und eine Menge von Ueberschreibungen, aber aus allen leuchte das Princip hervor, dass der übergeschriebene Laut eine Nüancirung andeute, und dies Princip scheine ihm richtig, bei der genauen einzelnen Lautfixirung seien Hilfszeichen nicht zu entbehren.

Präceptor Warth bemerkt darauf noch, Dr. Theobald sage in einer These, dass da, wo das lateinische Alphabet nicht ausreiche, andere Alphabete ergänzend eintreten könnten; so könne man für den Laut zwischen a und o das griechische  $\omega$  gebrauchen. Die Griechen hätten ein  $\omega$  neben o eingeführt, wie ein  $\eta$  neben  $\epsilon$ ; von da an datire eine neue Schreibung, und wir seien froh darüber, dass die Griechen beiderlei Zeichen hätten. Warum sollten wir vor einer solchen Schreibung zurückschrecken?

Dr. Kräuter sagt, man wäre in das gerathen, was vermieden werden sollte, in eine Besprechung einzelner Punkte, die privatim besprochen werden sollten, und stellt den Antrag auf Schluss der Debatte.

Prof. Creizenach bemerkt, dass sich ihm immer mehr die Ueberzeugung aufdränge, dass eine Berathung über Fragen, wie sie jetzt vorgebracht würden, nicht hierher gehöre, dies sei eine freie Versammlung wissenschaftlicher Männer, welche man von diesem Eingehen ins Einzelne, das kein Ende voraussehen lasse, entlasten müsse.

Dr. Theobald erklärt, dass sich die Versammlung mit dem Vorschlage einverstanden erklären könne, dass gegen die Principien nichts eingewandt sei, und drückt den Wunsch aus, dass die Section die Commission weiter bestehen lasse.

Prof. Sachs erklärt, er sei damit einverstanden, dass man hier über Einzelheiten nicht berathen dürfe, doch könnten die Grundgedanken der ersten Thesen sehr

leicht erledigt und dadurch eine Basis gefunden werden; es sei nicht gut die Sache ad infinitum zu vertagen.

Prof. Creizenach stellt darauf folgende Fragen: Will die Versammlung sich mit den ersten Thesen einverstanden erklären, will sie sich auf eine daraus sich ergebende Discussion einlassen, oder will sie besondere Vorschläge über die Schreibung der einzelnen Laute abweisen?

Prof. Steinthal bemerkt sodann, die allgemeinen Grundsätze müssten die sein, die schon die Wissenschaft angenommen habe, darüber könne kein Mensch mehr streiten. Nun wäre die Frage, welche speciellen allgemeinen Grundsätze einzuführen seien; dies führe zu Fragen, auf die man sich nicht einlassen könne, ohne in Specialitäten zu gerathen. Man lasse also diese Frage.

Prof. Creizenach lässt abstimmen, und die überwiegende Mehrzahl ist dafür, dass die Frage jetzt nicht weiter erörtert werde.

Nachdem Prof. Creizenach hierauf mitgetheilt hat, dass mehrere Vorträge angekündigt seien, sagt er, er erlaube sich eine kleine Bemerkung zu machen zu einem von Prof. Sachs in seinem Nekrologe auf Diez angeführten Umstand, er wolle auf den ungemainen Einfluss aufmerksam machen, den ein von Göthe gegebener Rath auf diesen grossen Gelehrten ausgeübt habe. Die Radien von Göthes Wirksamkeit theilten sich, je mehr wir ihn kennen lernen, in die Peripherie um so weiter aus, und die deutsche Gelehrtenwelt thue recht daran, wenn sie auf die eminente Bedeutung dieser grossen Persönlichkeit einen solchen Nachdruck lege. Wie grossartig die Thätigkeit des Dichters von 1810—18 gewesen sei, werde klar, wenn man die von ihm gegebenen litterarischen Anregungen überschaue. Es zeige sich denn auch, dass er für die echte später erprobte wissenschaftliche Richtung der romantischen Schule von Anfang an fördernd eingetreten, dagegen ihren Verirrungen entgegen getreten sei. Es sei noch nicht genug beachtet, mit welchem andauernden Eifer Göthe die erste germanistische Zeitschrift von einiger Bedeutung durch Beiträge und Subscriptionen und wöchentliche Nachrichten unterstützt habe, er meine die von Büsching. Im Anschluss daran theilt Prof. Creizenach einen bisher unbekanntten Brief Göthes an einen Herrn Engelmann in Frankfurt mit, welcher deshalb eine grosse Bedeutung habe, weil der Dichter sich hier zuerst in seiner milden Weise über die dem Mittelalter zugewandten Bestrebungen ausspreche. In den Briefen des erwähnten Zeitraums finden sich auch manche Anspielungen, welche zeigten, dass er bisweilen die Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts vornahm, freilich nicht immer in kritischer Weise, wie er denn einmal das Trinklied „Der liebste Buhle“ dem frommen Paul Gerhard zuschreibt.

Prof. Dr. Erich Schmidt (Strassburg i. E.) hielt darauf einen längeren Vortrag über den handschriftlichen Nachlass des Karlsruher Prinzenenerziehers und Hofraths Ring, eines geborenen Strassburgers, der besonders durch seine Schrift über den Züricher Breitopf und durch den kürzlich von Keil (Vor hundert Jahren, I.) veröffentlichten Klatschbrief an Wieland über Klopstocks Karlsruher Aufenthalt bekannt ist. Es handelt sich um nicht weniger als 34 Quartbände, welche durch Grieshaber Eigenthum der Freiburger Universitätsbibliothek geworden sind; Denkmäler einer unermüdlichen vielseitigen Lectüre und Sammellust, eigener Schriftstellerei und Reimerei, seiner Erlebnisse, vor allem — denn wir haben grösstentheils Correspondenzen vor uns — weitverzweigter persönlicher

Verbindungen mit berühmten und unberühmten Männern aus allen Gegenden Deutschlands, zu denen sich viele Elsässer und Franzosen gesellen. Redner wird bald das Wichtigste in einer besonderen Schrift „aus Rings Nachlasse“ vorlegen und eine Einleitung nebst ausführlicheren Erläuterungen beigegeben.

Der Vortrag verweilte bei den hervorragenderen Namen, machte die Beziehungen Rings zu den damaligen Klotzianern und Antiklotzianern und anderes nur in Bausch und Bogen ab, und suchte den Werth der neuen Quelle für Pfeffel und v. Nicolay, für Riedel (Erfurt, Wien), Schubart, Deinet und die Frankfurter gelehrten Anzeigen, besonders auch für Wieland (Schweiz, Alceste, D. Merkur), für Herders Strassburger Zeit, für Klopstocks Karlsruher Aufenthalt u. s. w. vorzuführen, von den zahllosen kunterbunten Notizen über Lavater, Böckmann, Kaufmann, Schlosser, Gotter, die Stolberg, über Strassburger Meistergesang, über Abschriften aus und zu Fischart absehend. Streiflichter fielen auf Stimmungen und Verhältnisse des Publikums, der gelehrten und litterarischen Welt. Redner strebte danach, in seinen Bericht allgemeinere Bemerkungen über Ziele und Wege der litterarhistorischen Forschung zu weben und so dem scheinbar Zusammenhanglosen Einheit zu geben. So benutzte er namentlich Rings einst von Herder durchmusterte, für Wieland, die Bremer Beiträge, Klopstock sehr wichtige handschriftliche Odensammlung, um den litterarhistorischen und sprachgeschichtlichen Gewinn aus diesen bisher theils ganz unbekanntem, theils nur in anderen Fassungen vorliegenden Gedichten hervorzuheben und nicht nur für Klopstock, sondern die Geschichte des Stils überhaupt bestimmte Forderungen zu formuliren. Auch das geistige Leben am badischen Hofe wurde besprochen. Rings Nachlass enthält mehrere ungedruckte Briefe Voltaires an die Markgräfin.

Länger verweilte der Vortragende bei Göthe und seinem Kreise, gab einzelne neue Aufschlüsse über Lenz und besprach schliesslich ausführlicher die von ihm neu aufgefundenen 21 Briefe H. L. Wagners an Ring aus Strassburg, Saarbrücken, Giessen und Frankfurt, welche der vorbereiteten 2. Auflage seiner Monographie zu Gute kommen werden. Daran schlossen sich weitere Bemerkungen über Wagner, besonders die scharfe Zurückweisung einiger neuer „Prometheusisten“.

Hiernach ergriff Director Dr. Schauenburg (Crefeld) das Wort, indem er mittheilte, dass er während eines Aufenthalts in Paris ein altes Manuscript, eine Dichtung geistlichen Inhalts aus dem 14. vielleicht auch 15. Jahrhundert enthaltend, erworben habe. Es sind 80 Blätter Papier in Lagen von 4 Blättern geheftet. Den Inhalt bilden 28 geistliche Betrachtungen in Versen, welche mit der Verkündigung und Geburt beginnen und der Krönung Mariä endigen, jedoch in der Mitte eine Lücke enthalten. Manche Verse sind von grosser Länge, manche von unstatthafter Kürze. Wahrscheinlich zum Vorlesen in einem Nonnenkloster dienend, ist das Manuscript Abschrift eines Originals. Beim Abschreiben ist aber nicht Alles verstanden worden; so ist z. B. der Name Codrus Cedeus geschrieben. Die Handschrift ist ferner mit einer nicht geringen Anzahl von Bildern ausgestattet, derart, dass die Blattseite halb zu einer Darstellung aus dem alten, halb zu einer Darstellung aus dem neuen Testament verwendet worden ist und hierbei das symbolische Verhältniss des alten zum neuen Testamente als eines prophetischen durchweg zum Ausdruck kommt. Die Bilder, nicht ungeschickt behandelt, verrathen Studium der Anatomie und des Faltenwurfs und sind insofern auch für den Kunsthistoriker von einigem Interesse. Die Sprache des Textes scheint oberdeutsch zu sein, hierfür

zeugen Ausdrücke wie gesin für gewesen u. a. Redner liest hierauf eine Anzahl Verse vor und erklärt sich am Schlusse seines Vortrags bereit, das Manuscript einer Bibliothek zu näherer Prüfung zu übergeben.

Dr. Crecelius bemerkt, dass das Werk entschiedene Aehnlichkeit mit einer Historienbibel habe.

Prof. Bechstein meint, dass es wegen des Wasserzeichens des Papiers nach Süddeutschland gehöre und zwar wohl in das Gebiet des Allemannischen.

An die von Director Schauenburg gemachte Bemerkung, dass in vorliegendem Manuscript neben einem Bilde aus dem neuen Testamente ein entsprechendes aus dem alten dargestellt sei, knüpft Prof. Creizenach einen längeren Vortrag über die Nebeneinanderstellung des Jüdischen und Christlichen in den Kunstwerken des späteren Mittelalters. Wie weit die Vorliebe für derartige Parallelisirung gegangen ist, sagt er, können wir uns heutzutage kaum vorstellen. Ich möchte allen Mitgliedern der Section insbesondere ein genaueres Studium der Schnitzereien an den Chorsthühlen der damaligen Zeit dringend empfehlen.

Im späteren Mittelalter gab es keine Aeusserung des öffentlichen Cultuslebens, die so wichtig war wie die Procession. Das Auge des Volks gewöhnte sich damals an die Anschauung von Parallelen, von auf einander bezüglichen Symbolen in einem solchen Grade, dass der Mann aus dem Volke einen besseren Ueberblick über die sinnbildlichen Bezüge hatte, als heutzutage der Gelehrte. Das alte Testament erlangte dadurch einen Werth, dass es zu Vergleichen Veranlassung gab, z. B. Eva, durch welche die Welt verloren ging, an Maria, die Retterin derselben, erinnerte, wobei man nicht zu erwähnen vergass, dass Eva umgekehrt ave laute. Solche Beziehungen auf das alte Testament finden sich namentlich im späteren Mittelalter, wo man anfang, sich sehr viel mit dem Judenthum zu beschäftigen und wo die Aufmerksamkeit auf das Judenthum eine gewisse Feindseligkeit erzeugte, wie aus Rumeland und Muscatblüt zu erkennen, der über den Einfluss der Juden klagt, die auch anfangen ritterliche Namen anzunehmen. Die späteren Zeiten des Mittelalters sind gegen das Judenthum feindseliger als die früheren. Uebrigens waltete auch in Liedern und Gedichten Vorliebe für Zahlensymbolik, die am liebsten in Räthselfragen eingekleidet wurden. Ettmüller theilt in seinem an nützlichen Aufschlüssen reichen, aber wegen seiner barocken Einkleidung ausserhalb aller Verbreitung gebliebenen Werke „Herbstabende und Winternächte“ (II, 272) ein solches Lied in Fragen und Antworten mit, welches mit der Frage beginnt: Wer ist Eins (Quis est unus)? und so bis zur Zwölfe fortschreitet. Dem entspricht ein ganz ähnliches Lied in dem hebräischen Gebetbuch Haggadah, welches noch gegenwärtig an jedem Osterabend von den frommen Juden gesungen wird, nur dass dieses mit der Dreizehn anfängt und bis zum Einem, Gott, vorschreitet. Er bemerkt zum Schluss, dass aus einer sorgfältigen Beachtung dieses Zusammenhanges von Jüdischem und Christlichem sich noch manches Interessante ergeben werde.

Hiernach legt Hofrath Prof. Urlichs (Würzburg) das Manuscript eines Gedichtes von Lenz vor und bemerkt dabei Folgendes: Dieses Gedicht ist in abweichender Fassung in Schillers Musenalmanach für 1798 unter dem Titel „Die Liebe auf dem Lande“ veröffentlicht worden. Das von Schiller veröffentlichte Gedicht ist ohne allen Zweifel von Schiller aus den Papieren, die ihm aus der Hinterlassenschaft von Lenz durch Göthe zu-

geschickt wurden, aufgenommen. Merkwürdig ist nun, dass dieses Gedicht in einer früheren Gestalt existirt. Diese erste Fassung ist mir zufällig vor einiger Zeit von einem eifrigen Sammler Lenzischer Fragmente, einem Herrn Ewald, zugestellt worden mit der Erlaubniss, es in irgend einer Weise zu benutzen. Während nun hier der Anfang lautet: „Ein wohl genährter Candidat, der niemals einen Fehltritt that“, heisst es im Musenalmanach: „Ein schlecht genährter Candidat, der oftmals einen Fehltritt that“. Ausserdem unterscheidet sich das gedruckte von dem ungedruckten durch eine grössere Ausführlichkeit. Die interessante Frage ist nun die, wie und durch wen die weitere Ausführung etwa stattgefunden habe. Es ist nicht undenkbar, dass Schiller, welcher mit grosser Freiheit mit den Erzeugnissen anderer schaltete, dieses Gedicht, das er etwas mager fand, ausgeschmückt hätte. Der Ausdruck „eräschert“, welcher sich darin findet, macht jedoch diese Annahme wiederum zweifelhaft, da er mehr niederdeutsch ist.

Nach einigen an die Mittheilung des Prof. Urlichs seitens des Prof. Creizenach geknüpften Bemerkungen über das Lenzische Gedicht wird die Vormittagssitzung geschlossen.

#### Vierte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Nachmittags 5 Uhr.

Zunächst wurde darüber berathen, in welcher Weise die Section dazu beitragen könne, die Fortsetzung der Frommannschen Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“ zu ermöglichen. Prof. Sachs schlägt vor, unter den einzelnen Mitgliedern der Section eine Anzahl Subscribenten zu gewinnen, was jedoch abgelehnt wird. Prof. Creizenach beantragt, eine Commission zu ernennen, welche die Sache in die Hand nehmen und sich bemühen solle, die Regierung für die Unterstützung der Zeitschrift zu gewinnen. Es werden hierauf auf seinen Vorschlag die Herren Prof. Bechstein und Sachs von der Versammlung zu diesem Zwecke gewählt mit dem Auftrag, sich noch durch drei Mitglieder zu verstärken, als welche die Herren Prof. Weinhold, Scherer, Bartsch oder von Keller in Vorschlag gebracht werden.

Prof. Creizenach erinnert sodann noch daran, dass ausser Diez und Grein noch zwei bedeutende Fachgenossen in der letzten Zeit gestorben seien, Philipp Wackernagel und Ludwig Ettmüller. „Ich kann“, sagt er, „nicht ihr Leben und ihre ganze Wirksamkeit schildern, nur auf eins will ich aufmerksam machen. Beide waren Greise, beide fingen ihre Wirksamkeit an, als die Ziele der Germanistik noch unbestimmt waren. Phil. Wackernagel hat unvergängliche Verdienste um das deutsche Kirchenlied, er hat zuerst eine Periodenbestimmung für dasselbe möglich gemacht. Bei seiner streng protestantischen Richtung hat er sich doch der vorlutherischen Lieder mit Eifer angenommen. Welche Arbeitskraft gehörte dazu, da im Jahre 1700 die Zahl der Kirchenlieder auf 30000 angewachsen war, allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen! Wie schön hat er die Perioden bis auf Paul Gerhardt gezeichnet! Ihm war von Natur aus eine gewisse alterthümelige Geschmacksrichtung eigen, und so hat er auch jene Lieder, die dem heutigen Publikum nicht mehr nach Geschmack sind, doch zu würdigen gewusst. Von Phil. Wackernagel geht die besondere Würdigung der sogenannten alten Kernlieder aus, über



welche man sich jetzt bis zur Gartenlaube hinab lustig macht. Er hatte eine ausserordentliche Belesenheit und wusste mit feinem Sinn das Charakteristische aus jeder Epoche herauszufinden. Er hat daher eine grosse Bedeutung als Anthologe. Ettmüller war von Wackernagel in der Gesinnung grundverschieden. Wackernagel hatte eine Ehrfurcht vor allen alten Einrichtungen, Gesetzen und Religionsanschauungen, die bis zur Verknöcherung ging. Die Vergötterung der guten alten Zeit hat Niemand so weit getrieben wie er. Er hätte sich nie entschliessen können ein Schriftstück von Börne aus der würdigsten Epoche seiner Thätigkeit, etwa die Denkrede auf Jean Paul, in seine Anthologie aufzunehmen. Ettmüller hingegen ist in politischer Hinsicht schroffer Republikaner, ein Feind des Klosterlebens wie der allzu eifrigen Versenkung in die älteren Cultusformen und hat dies nach der anderen Seite hin mit gleicher Einseitigkeit kund gethan. Ettmüller hat in dem Werke, dessen barocke Form ich schon erwähnt habe, Bedeutendes geleistet, er hat das Ganze der deutschen Heldensage mit kühnem Ueberblick dargestellt, er ist einer der Begründer der jetzt so blühenden angelsächsischen Studien. Endlich hat er sich auch als tüchtiger, massvoller Philologe in der Ausgabe des Heinrich von Veldeke gezeigt, während er als Herausgeber der Gudrun einem sehr weitgehenden Kriticismus huldigt.

Den Schluss der Vorträge bildete eine Mittheilung des Prof. Lucae (Marburg) aus seinen Parzivalstudien, wobei Redner zunächst den Wunsch aussprach, dass die Zahl der Parzivalerklärer, die sich gegenseitig zu fördern hätten, zunehmen möge, damit nach dem dankenswerthen Commentar von Bartsch das baldige Zustandekommen einer tiefer gehenden, der Bedeutung des Dichters entsprechenden durchgängigen Erklärung des Parzival ermöglicht werde. Eigentlicher Gegenstand des Vortrags war der Traum, welchen Parzivals Mutter Herzloyde in ihrer Schwangerschaft träumt (Absch. 103, 25—104, 17). Davon ausgehend, dass im zweiten Traumbild Parzival mit einem Drachen verglichen wird, ein Vergleich, der weder durch sein Wesen noch auch durch seine Schuld der Mutter gegenüber gerechtfertigt scheint, daher wohl einer anderen Sage entlehnt, auf Parzival nur übertragen und seiner Geschichte angepasst ist, erinnert der Vortragende an das, was römische und griechische Schriftsteller von ähnlichen Träumen der Mutter des Augustus, Scipio Africanus maior, des Aristomenes, Aratus, sowie endlich Alexanders des Grossen berichten, auf dessen Zeugungssage die Sagen von der göttlichen Herkunft der eben genannten Helden zurückzuführen sind. Auch für die Parzivalstelle sind nach Ansicht des Vortragenden Reminiscenzen der Alexandersage verwerthet worden, zumal auch das erste Traumbild der Herzloyde, das Eingreifen von Donner und Blitz, an die Sage von gleichen Vorgängen bei Alexanders Geburt erinnert. Eine Hinweisung auf Lessings Deutung der besprochenen Träume in seinem Laokoon bildete den Schluss des Vortrags, welcher demnächst in der Zeitschrift für deutsche Philologie zum Abdruck gelangen wird.

---

Nachdem hierauf der Vorsitzende mitgetheilt, dass der Versammlungsort des nächstjährigen Philologentages Gera sein werde, und die Section beschlossen hatte, das Präsidium der germanistisch-romanistischen Verhandlungen daselbst dem Professor Dr. Eduard Sievers in Jena zu übertragen, wurden die diesmaligen Sectionsverhandlungen, für deren lehrreiche und umsichtige Leitung Prof. Holland (Tübingen) den herzlichsten Dank der Anwesenden an Prof. Creizenach aussprach, geschlossen.

---

#### IV. Kritisch-exegetische Section.

##### Erste Sitzung.

Mittwoch, den 26. September, Mittags 12 Uhr.

Die kritisch-exegetische Section constituirte sich Mittwoch, den 26. Sept., Mittags 12 Uhr unter dem provisorischen Vorsitze von Prof. Dr. Usener (Bonn). In seinen Eröffnungsworten wies derselbe darauf hin, wie seit ihrem ersten Zusammentreten die sogenannte „kritisch-exegetische“ Section mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt habe, die nur zu sehr in der Sache begründet seien. Die Benennung selbst müsse wegen der darin liegenden Beschränkung des Zwecks Widerspruch erwecken. Debatten über Erklärung oder Verbesserung schwieriger Textstellen könnten bei Gelegenheit solcher Versammlungen nur ausnahmsweise ein erfreuliches Resultat haben; zu blossem Wettstreit des Scharfsinns und dialektischer Gewandtheit kommen reife Männer nicht zusammen. Andererseits bedinge die erfreuliche Theilnahme der Germanisten, Romanisten, Orientalisten, Linguisten und Vertreter der exacten Wissenschaften eine allgemeinere Haltung des den Plenarversammlungen anheimfallenden Stoffs; dadurch sei allen solchen Fragen der klassischen Philologie, bei denen die Berührungspunkte mit allgemeineren Interessen nicht offen vorliegen, so wichtig sie immer dem Philologen sein mögen, gegenwärtig der Raum, über den sie anfänglich und lange Zeit verfügten, gewehrt oder doch sehr beengt; so komme die Wissenschaft, in deren Interesse und von deren Vertretern der Verein begründet worden sei, bei unseren Versammlungen immer weniger zu der Bethätigung, die sie sich selbst schuldig sei. Da nun der Schwerpunkt der gemeinsamen Thätigkeit auf die Sectionsverhandlungen falle, so erscheine es als geboten, dass die bisherige kritisch-exegetische Section sich zu einer Section für classische Philologie erweitere, deren Specialgebiet gegenüber der einmal bestehenden archäologischen Section sich durch den Unterschied litterarischer und monumentaler Ueberlieferung abgrenzen lasse; schon die Benennung werde dann bei keinem philologischen Vereinsmitglied fernerhin den Zweifel entstehen lassen, zu welcher Section er sich zu wenden habe. Der Redner betonte sodann die grossen Vortheile, welche das Bedürfniss gegenseitiger Anregung in den Sections-sitzungen finde; neben den üblichen Vorträgen und Debatten sei es höchst wünschenswerth, dass von forschenden Mitgliedern häufiger und allgemeiner Mittheilung neuer Thatsachen, Beobachtungen und Ansichten in zwangloser Form gemacht werde; er forderte die Anwesenden auf, auch in dieser Weise sich zu betheiligen.

Eine Abstimmung über seinen Antrag veranlasste der Sprecher nicht, da eine abweichende Ansicht nicht lautbar wurde. Er schritt vielmehr zur Constituirung der Section, indem er für den Vorsitz den Director Dr. J. Classen (Hamburg) vorschlug,

welcher den Vorsitz unter allgemeinem Beifall übernahm. Zu Schriftführern wurden sodann bestellt Dr. Martens (Elberfeld) und Dr. Teuffel (Tübingen). Hierauf wurde für den folgenden Tag beschlossen, Morgens um 8 Uhr an der Sitzung der archäologischen Section theilzunehmen (Debatte über den Vortrag von Prof. Dr. E. Curtius über die Olympiafunde) und um 9 Uhr die eigene Sitzung zu beginnen.

Eingeschrieben hatten sich für die kritisch-exegetische Section 94 Mitglieder.

---

. Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 27. September, Vormittags 9 Uhr.

Vortrag des Gymnasialdirectors Dr. Classen (Hamburg) über Dionysius Thrax.

Die Beschäftigung mit dem Gegenstande, der Geschichte der griechischen Grammatik, ist eine Jugendliebe von mir, denn es sind jetzt 48 Jahre verflossen seit meiner Dissertation de grammaticae graecae primordiis. In diesen 48 Jahren ist die Geschichte der griechischen Grammatik fleissig angebaut worden, so namentlich von der Königsberger Schule. Aber auch die philosophisch-historische Richtung (deren Hauptvertreter, Prof. Steinthal, wie ich mit Freude sehe, unter uns anwesend ist) hat sich um die Geschichte der griechischen Grammatik verdient gemacht. Ich für meine Person suchte besonders für die grammatische Terminologie Aufklärung zu gewinnen durch Vergleichung der herrschenden lateinischen mit der griechischen. Denn diese zeigt vielfach ein weit tieferes Verständniss als die lateinische, welche oft aus einem wahrhaft pingue zu nennenden ingenium hervorgegangen ist. Daher wäre bis zu einem gewissen Grade die Bekanntschaft mit der griechischen Terminologie auch in der Schule zu wünschen, und zu diesem Zwecke zunächst erforderlich, dass die kleine Grammatik des Dionysius Thrax neu herausgegeben werde, da die beiden einzigen Publicationen von Fabricius und Imm. Bekker wenig Verbreitung gefunden haben. Es wäre ein correcter Text zu liefern und aus dem Wuste der Commentatoren das Brauchbare herauszuheben und zusammenzustellen. Dadurch wäre vielleicht auch Aufklärung über die Fundamente dieser Grammatik zu gewinnen. Denn über die Geschichte der griechischen Grammatik in der Zeit zwischen Aristoteles und Aristarch ist unser Wissen höchst mangelhaft; so über die Leistungen der Stoiker, welche vielfach abgewichen zu sein scheinen von dem naturgemässen Wege, welcher von Platon und Aristoteles angebahnt worden war. Ihr System scheint sodann stark auf die Alexandriner eingewirkt zu haben.

Nehmen wir ein paar Beispiele zur Erläuterung des Gesagten. In der Theorie der Buchstaben wird nach der alten Weise unterschieden zwischen  $\psi\acute{\iota}\lambda\acute{\alpha}$  und  $\delta\alpha\acute{\sigma}\acute{\alpha}$ , mutae und aspiratae. Welcher bildliche Begriff liegt dem  $\delta\alpha\acute{\sigma}\acute{\alpha}$  zu Grunde? Jedenfalls nicht der Begriff asper. Das negative  $\psi\acute{\iota}\lambda\acute{\omicron}\nu$  erhält seine Bedeutung erst durch das positive  $\delta\alpha\acute{\sigma}\acute{\alpha}$ . — Wichtig, weil sehr lehrreich, ist die Lehre von den Redetheilen. Die schon bei Platon sich findenden Grundbestandtheile sind  $\delta\nu\omicron\mu\alpha$  und  $\rho\acute{\eta}\mu\alpha$ . Während jenes jeden Begriff, den concreten wie den abstracten, bezeichnete, bedeutet letzteres das Ausgesprochene, das zur Ausführung des Gedankens dienende, und dies wird durch verbum nur schwach wiedergegeben. Mit der Zeit wird das  $\rho\acute{\eta}\mu\alpha$  zerlegt, und die Terminologie

wurde immer äusserlicher. Die Abwandlung des ὄνομα und ῥήμα hiess gemeinsam κλίσις, und die συζυγίαι sind die Kategorien der nach Stämmen eingetheilten verba, während coniugatio, coniugare eine ganz andere Bedeutung annahm. Vollends in den casus haben die römischen Grammatiker arge Verwirrung angerichtet. Mit casus übersetzen sie πτώσις; dieses aber heisst nicht „Beugung“, was schon an dem Gegensatze von πτώσις εὐθεία und πλαγία klar wird. Die Entstehung der Bezeichnung ist nicht sicher, falsch ist aber jedenfalls die Uebersetzung obliquus für πλάγιος: denn dieses bezeichnet ein irgend welcher Einwirkung Ausgesetztes, von derselben Betroffenes. — Der römische accusativus aber als Uebersetzung für αἰτιατική beruht auf völligem Missverständniss. Αἰτιατόν ist nach Trendelenburg das, worauf eine αἰτία eingewirkt hat, und daher ist die αἰτιατική πτώσις der Fall des directen Objectes. Γενική ist mit genetivus ganz falsch übersetzt: mit Zeugung hat der casus gar nichts zu thun, er ist vielmehr der casus generalis, der allgemeine Casus, in welchen jeder andre Casus bei der Abhängigkeit von einem Nomen übergehen kann. Aus der κλίσις des ῥήμα hebe ich nur das Eine hervor, wie treffend die griechischen Bezeichnungen für das Imperfectum und Perfectum, das παρατατικόν und das παρακείμενον, den wesentlichen Unterschied beider Tempora ausdrücken: jenes von παρατείνεσθαι die sich ausdehnende, hinziehende Handlung, dieses den dem Hörer oder Leser fertig vorliegenden, abgeschlossenen Vorgang. — Wie aber steht es mit dem Terminus des ἀόριστος? Wer hat ihn zuerst gebraucht? Schon wegen seiner negativen Form sieht er nicht so aus, als ob er aus einem besonderen Studium und gründlichen Nachdenken hervorgegangen wäre, denn der Name bezeichnet eine Zeit ohne bestimmte Grenze. Offenbar ist bei der Wahl dieser Bezeichnung der für das richtige Verständniss des Aoristus wichtige Unterschied zwischen dem Indicativus und den übrigen Modis unberücksichtigt geblieben. Allerdings wird auch in unserer Zeit dieser Unterschied noch nicht genügend beachtet, so dass ein Mann wie Madvig (Advers. critt. 1 p. 161) lehren kann: in infinita oratione haec tria ποιῆσαι, ποιῆσαι ἄν, ποιῆσειν respondere ad amussim his in recta oratione ἐποίησα, ποιήσαμεν ἄν, ποιήσω, was für den ersten Fall keineswegs einzuräumen ist. Nur das Augment ist das Zeichen der Vergangenheit; wo dieses fehlt, bezeichnet die Form an sich keine Vergangenheit. Insofern also wäre die Bezeichnung ἀόριστος gar nicht so übel. Interessant wäre zu erfahren, wo der Name zuerst vorkommt; nach einer Anzahl Stellen in den Piasscholien scheint er gleichbedeutend mit συντελικός, was aber mit Dionysius Thrax im Widerspruche steht, der den Aoristus zuerst darstellt als Theil des παρεληλυθός, und dann eine συγγένεια ἀορίστου πρὸς μέλλοντα behauptet, was nur ganz äusserlich seine Richtigkeit hat.

Hofrath Prof. Dr. v. Leutsch (Göttingen) will zwei allgemeine Bemerkungen anknüpfen. Die Termini haben vielfach ursprünglich einen musikalischen Sinn gehabt; sodann kommen die Römer heutzutage häufig sehr schlecht weg: mit Unrecht. Denn sie waren bei ihrer Uebertragung in einer sehr schwierigen Lage. Man muss eben auf Varro zurückgehen, dann wird das Urtheil anders ausfallen. Auch Cicero wird gegenwärtig verkannt, er ist ein sehr grosser Mann.

Prof. Dr. Christ (München) theilt mit, dass Dr. Egenolff mit Studien beschäftigt sei, die sich auf diesen Gegenstand beziehen. Er gibt sodann zu drei Punkten Beiträge. δακύς ist leicht verständlich, wenn man von den mediae ausgeht. Diese werden noch heute im Neugriechischen mit feinem Hauche gesprochen; die eigentlichen Aspiratae haben dichten

Hauch, daher δαύς. Der Bezeichnung πῶς liegt der Begriff des Herabfallens, Umfallens zu Grunde im Gegensatze zum Aufrechtstehen. Ganz ebenso beim verbum: ῥύπτω ist gleichsam das Aufrechtstehende; es fällt nach der einen Seite, activum; nach der andern, passivum. Denn ὑπίον hiess bei einigen griechischen Grammatikern das ganze Passiv, während das lateinische supinum nur ein Theil desselben ist. Zu bedenken ist, dass es nicht immer grosse Gelehrte waren, welche die Terminologie schufen. Für die Erklärung des Aorist ist auf Varro zurückzugehen, wenn sich dort auch keine Uebersetzung desselben findet. Der Infinitiv scheint in der einen Schule ἀπαρέμφοτος, in der andern ἀόριστος geheissen zu haben. Bei dem Mangel subtiler Kenntnisse wurde eben ein einzelnes Moment für die Terminologie herausgegriffen.

Schluss der Sitzung.

---

### Dritte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Vormittags 8 Uhr.

Fortsetzung der Besprechung des vorigen Gegenstandes.

Oberlehrer Dr. Holzweissig (Bielefeld) ist der Ansicht, dass nur die Sprachvergleichung das richtige Verständniss der Casus geben kann, und ist im Begriffe, dies ausführlich (ähnlich wie in seiner kurz zuvor erschienenen Schrift „Die localistischen Casustheorien“ u. s. w.) darzuthun, wird aber durch Zurufe aus der Versammlung, dass diese Erörterungen an dieser Stelle zu weit führten, unterbrochen.

Director Dr. Uhlig (Heidelberg): Meine Herren! Wer wird der Meinung des Herrn Director Classen nicht beistimmen, dass es sehr wünschenswerth wäre, wenn die bisher nur in Sammelwerken publicirte Grammatik des Dionysios Thrax in einer Separatausgabe neu recensirt erschiene, damit recht viele Philologen sich dieselbe anschafften und von ihrem Inhalt Notiz nähmen. In der That sollte jeder, der sich mit Sprachwissenschaft beschäftigt, diese Urahnin aller occidentalischen Grammatiken kennen. Ebenso stimme ich mit Herrn Classen darin überein, dass dieses Büchlein, sowie die griechischen Nationalgrammatiker überhaupt keineswegs bloss historischen Werth für uns haben, sondern dass die Sprachwissenschaft und der grammatische Unterricht fortwährend noch aus ihnen Nutzen ziehen können, wie dies besonders mein verehrter Lehrer Carl Ernst August Schmidt in seinen Beiträgen zur Geschichte der griechischen und lateinischen Grammatik hervorgehoben hat, einem Buche, das neben manchen Schrullen viel Beifallswerthes enthält und das noch lange nicht die verdiente Anerkennung gefunden hat. Aber, meine Herren, eine neue Recension des in Rede stehenden Compendiums ist keine einfache und schnell zu absolvirende Arbeit. Der Text, wie er bei Bekker vorliegt, muss an ziemlich vielen Stellen und zum Theil stark umgestaltet werden. Dies gestatten Sie mir mit ein paar Worten darzulegen. — Schon aus den Handschriften der Techné ergibt sich manche Besserung. Bekker hat eine ziemliche Anzahl benutzt. Die älteste und beste ist ihm unbekannt geblieben. Es ist ein Codex des alten Klosters zu Grottaferrata bei Frascati, auf den zuerst Wilhelm Dindorf aufmerksam wurde und den Kiessling verglichen hat. Auch ich besitze eine Collation. Um eine Correctur anzuführen, die schon

aus der Betrachtung der besseren Handschriften resultirt: als Beispiele des ἐπιμεριζόμενον ὄνομα erscheinen in Bekkers Text nicht bloss ἐκάτερος und ἕκαστος, sondern auch ἕτερος; dieses aber ist ein Zusatz schlechterer Manuscripte. — Noch reicheren Ertrag für die Textkritik gewähren die Scholien. Doch gehen wir daran sie zu verwerthen, so tritt uns ein Hinderniss entgegen. Verschiedene Scholien bieten oft verschiedene Lesarten. Es wird also, ehe man die alten Erklärer zur Restitution der Technē verwenden kann, nöthig sein, die Arbeit zu vollenden, die ich einmal begonnen und die Hörschelmann mit grossem Scharfsinn fortgesetzt hat. Ich meine, es müssen vorerst die Scholien nach ihrem verschiedenen Ursprung geschieden und ihren Autoren zugetheilt werden. Ein Beispiel davon, wie der Text mit Hilfe der Scholien sich umgestaltet, haben wir in dem Capitel περὶ ῥαψωδίας. Die Handschriften und der Bekkersche Text bieten hier nur eine Etymologie des genannten Wortes, von ῥάβδος und ᾄδειν. Dagegen zwei Scholiasten besprechen ausser dieser die Ableitung von ῥάπτειν und ψδῆ in einer Weise, dass man sieht, dieselbe war auch in der Technē erwähnt. — Endlich, meine Herren, ist die aus dem 5. Jahrhundert stammende armenische Uebersetzung des Dionysios zur Herstellung des Büchleins zu benutzen. Doch auch hier liegt die Sache nicht einfach. Cirbied hat in den Mémoires des antiquaires de France ausser dem armenischen Text auch eine französische Uebertragung desselben gegeben; doch, wie mir durch Herrn Prof. Petermanns Auskunft über einzelne Stellen klar wurde, ist diese Uebertragung so ungenau, dass man mit ihr nicht sicher operiren kann. Z. B. bietet im Anfang des Capitels περὶ λόγου, wo wir bei Bekker lesen: λόγος δὲ ἐστὶ πεζῆς τε καὶ ἑμμέτρου λέξεως σύνθεσις διάνοιαν αὐτοτελή δηλοῦσα, die Cirbiedsche Uebersetzung des Armeniers Folgendes: le discours est un arrangement de mots disposés de manière à former un sens achevé. Das würde auf den griechischen Wortlaut führen: λόγος δὲ ἐστὶ λέξεων σύνθεσις u. s. w. Jedoch Petermann belehrte mich, dass der Armenier vielmehr gelesen haben muss: λόγος δὲ ἐστὶ πεζῆς λέξεως σύνθεσις u. s. w., was auch den älteren Scholien vorlag. Denn diese sagen von Dionysios' Worten: τοῦτο ἐκβάλλει τοὺς ἑμμέτρους, und erklären, dass die ἑμμετρος σύνθεσις τῶν λέξεων nicht λόγος, sondern περίοδος heisse. Ich gedenke mit Herrn Prof. Merx in Heidelberg, der das Armenische bei den Mechitaristen gelernt hat, die Technē durchzugehen und festzustellen, welcher griechische Text dem Armenier vorlag. — Nur Eines gestatten Sie mir noch zu bemerken. Erst, wenn man mit der niederen Kritik des Büchleins leidlich ins Reine gekommen, wird man in streng beweisender Art die vielfach besprochene Frage der höheren Kritik erledigen können. Eines allerdings ist schon jetzt klar: dass, was Göttling einst in einer unglücklichen Stunde aussprach, die Technē sei ein cento aus byzantinischen Weisheitslappen, durchaus verkehrt ist. Dies zeigen uns, wie schon Moritz Schmidt gesagt hat, die byzantinischen Scholiasten, die fast immer dem Apollonios Dyskolos nachtretend deswegen vielfach gegen die mit jenem nicht übereinstimmenden Lehren der Technē polemisiren. Wenn nun Apollonius den gelehrten Byzantinern in diesem Grade Autorität war, wie hätte in ihrer Zeit eine mit dessen Lehre häufig nicht übereinstimmende Grammatik geschaffen werden können oder, wenn auch noch das, wie hätte eine solche Grammatik in byzantinischer Zeit allgemeine Aufnahme finden können? Dass sie auch in Byzanz dem grammatischen Unterricht zu Grunde gelegt wurde, lässt sich nur erklären, wenn sie durch eine alte Tradition geheiligt war. — Aber eine andere Frage ist die, ob nun wirklich der Aristarcheer

Dionysios Thrax, von dessen Lehren wir Manches hören, was mit der Techne nicht übereinstimmt, dieselbe verfasst hat. Die Entscheidung dieser Frage scheint mir, wie gesagt, besser auf die Zeit verschoben zu werden, wo wir einen mit Hilfe der besten Handschriften, der Scholien und des Armeniers verbesserten Text haben.

Prof. Dr. Koch (Grimma) spricht über die Termini infinitivus und δόπιτρος sowie über die Verwendbarkeit der griechischen Bezeichnungen für die Schule.

Prof. Dr. Steinthal (Berlin): Man hätte bei der Besprechung des Gegenstandes folgende drei Gesichtspunkte schärfer scheiden sollen: 1) die Benützung der griechischen Grammatiker für die Schule, welche dem Takte des Lehrers überlassen bleiben müsse; 2) die neue Ausgabe des Dionysios Thrax, die im höchsten Grade wünschenswerth sei; 3) das Studium der Geschichte der Grammatik, welches wie das jeder Wissenschaft das beste Mittel zur Vermeidung jeder Parteilidenschaft sei. (Allgemeiner Beifall.)

Damit wurde dieses Thema verlassen.

Prof. Dr. Kiessling (Greifswald) spricht über Hor. Od. I, 20. In diesem Gedichte lädt Horaz den Mäcenas ein, eine Flasche Sabiner bei ihm zu trinken, und zwar ist der Wein kein von anderswoher verschriebener, sondern auf dem Gütchen gewachsen, welches Horaz von Mäcenas zum Geschenke erhalten hat. Das Gedicht enthält weiter noch folgende Angabe: als Mäcenas nach seiner Krankheit zum ersten Male wieder im Theater sich zeigte, hallten die Ufer des Tiber und der Vatican vom Beifalle wider. Welches Theater nun? Das des Pompeius kann es nicht gewesen sein, weil sein Zuschauerraum gegen den Quirinal sich öffnet; es muss vielmehr zwischen Tiber und Vatican gelegen haben. Nun aber wuchs erstlich auf Horazens Sabinum kein Wein, wie er selbst in der Epistel ad villicum sagt, und ebensowenig stand damals an jener Stelle ein Theater. Wohl aber finden wir bei Plinius (n. h. 37, 19) die Notiz, Nero habe auf seinen Gütern trans Tiberim, etwa auf dem heutigen Petersplatze, ein Privattheater sich errichtet, in welchem geklatscht werden musste, dass das Echo vom Vatican widerhalte. Vor Nero, also vor der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts, kann die Ode nicht verfasst sein.

Zur Erörterung über den Vortrag von Prof. Kiessling war keine Zeit, da noch auf der Tagesordnung standen die Thesen über die scenische Responsion bei den griechischen Tragikern und Aristophanes, welche der Verabredung in Tübingen gemäss von Prof. Oeri (Schaffhausen), Christ (München), Prien (Lübeck) mitgebracht waren. Sie lagen gedruckt vor und lauteten:

I. Thesen von Prof. Dr. Oeri.

- 1) Die Symmetrie der Verszahl dient bei Euripides und Aristophanes nicht bloss in ornamentaler Weise zur Detailgliederung von Dialogen und Reden, sondern hauptsächlich auch in mehr constructiver Weise zur Gliederung grösserer Partien der Stücke.
- 2) Die Verszahlen entsprechen sich immer streng mathematisch; es gibt keine bloss annähernden Responsionen.
- 3) Der Vers, in welchem die respondirenden Partien verfasst sind, ist der iambische Trimeter und bei Aristophanes ausserdem noch der anapästische, iambische und

trochäische Tetrameter sowie die entsprechenden Dimeter und Monometer der auf solche Partien folgenden Systeme.

Vertauschung des Trimeters mit andern Metris lässt sich bei Euripides nur in den Troades mit Wahrscheinlichkeit annehmen, ist dagegen bei Aristophanes sehr häufig. Dabei gilt ausnahmslos das Gesetz, dass solche allöometrische Verse, welche κατὰ τρίχον verwandt zu werden pflegen, wie die Trimeter gezählt werden, dass dagegen die parodistisch angewandten freiern Metra nicht in ihre Theile zu zerlegen sind, sondern immer nur die Geltung je eines Verses haben, bis Personenwechsel oder stichische Metra eintreten; auch die Monodie in der Komödie hat nur die Geltung eines einzigen Verses.

- 4) Die parallelen Partien sind entweder ganze, durch eine einheitliche Personencombination bestimmte Scenen, ja selbst ganze Epeisodien oder wesentliche Theile der Scenen und Epeisodien. Im ersteren Falle wird die einzelne Partie durch Chorgesänge oder durch Veränderung der Personencombination abgegrenzt, im letztern ergibt sich die Eintheilung aus der Analyse des Inhaltes. Euripides liebt es, einzelne Reden oder auch kleine Gruppen von Reden als Responsionstheile zu verwenden; die abschliessenden Verse des Chores sind alsdann immer den Reden beizuzählen.
- 5) Auch solche respondirende Scenen, welche nicht ganze Epeisodien sind, können durch kürzere oder längere Chorika von einander getrennt sein. Bisweilen, besonders bei den Tetrameterresponsionen des Aristophanes, schliessen sich die respondirenden Dialogtheile an respondirende Chorgesänge an. Statt zweier Paralleltheile finden sich auch drei neben einander; neben der blossen antithetischen Zusammenstellung kommen auch mesodische und andere einfache Gruppierungen vor. Häufig ist der eine, bisweilen auch beide Responsionstheile in sich wieder symmetrisch gegliedert; auch zwischen diese Unterabtheilungen finden sich Systeme des Chors und kurze κομμοί eingeschaltet.
- 6) Ein Parallelismus des Inhaltes ist mit der Symmetrie der Verszahl bei Aristophanes da verbunden, wo eine Person oder eine Situation durch eine Gruppe von Scenen charakterisirt wird, bei Euripides da, wo Rede und Gegenrede sich gegenüberstehen. Meistens aber lässt sich in der Responsion ein qualitatives Princip nicht nachweisen; vielmehr stellt die spätere Responsionspartie gegenüber der früheren lediglich einen Fortschritt in der Entwicklung des Stückes dar.
- 7) Das antike Zeugniss für die scenische Responsion im griechischen Drama findet sich bei Donat am Schlusse des Hecyraarguments und lautet: docet autem Varro neque in hac fabula (i. e. in Hecyra) neque in aliis esse mirandum, quod actus impares scenarum paginarumque sint numero, cum haec distributio in rerum descriptione non in numero versuum sit constituta, non apud Latinos modo, sed apud Graecos ipsos.

## II. Gegenthesen von Prof. Dr. Christ.

- 1) Wenn bei den griechischen Tragikern und bei Aristophanes nicht selten Partien des Dialoges einen symmetrischen Bau zeigen, so ist dieses lediglich auf den bei den Griechen in der Kunst wie in der Rede mehr als bei uns entwickelten Sinn für gleichmässige Anordnung zurückzuführen; an eine Regelung durch begleitende Musik oder parallele Bewegungen oder bestimmte Zeitmasse ist nicht zu denken.



- 2) In Folge dessen findet sich symmetrischer Bau der Trimeter am meisten in der Umgebung antistrophischer Chorgesänge, sodann in rasch wechselndem Wortstreit (Stichomythie und Distichomythie) und endlich in längeren, dem Inhalt nach sich entsprechenden oder gegenüberstehenden Reden (ρήσεις).
- 3) Zweifelhaft hingegen ist es, ob auch in der Gliederung der Scenen und Epeisodien die griechischen Dramatiker Gleichheit der Verszahlen beabsichtigt haben; als erwiesen kann dieses nur dann gelten, wenn die Theile, welche eine parallele Grösse haben sollen, auch eine inhaltliche Beziehung zu einander haben, und wenn nicht zur Herstellung der gleichen Verszahl einzelne Verse, sei es im Anfang oder in der Mitte, oder an dem Schluss der Scene ausser Berechnung bleiben müssen.
- 4) Es ist in dem Wesen des Ebenmasses begründet, dass in parallelen Partien nicht bloss die Zahl der Verse, sondern auch die Form derselben die gleiche ist; wenn dagegen Aristophanes in den Wolken v. 959 ff. 51 anapästische Tetrameter gleich vielen iambischen gegenüberstellt, so ist diese Abweichung von der Regel aus dem Charakter der Sprechenden zu erklären.
- 5) Der symmetrische Bau der Dialogpartien war für die Dichter kein bindendes Gesetz; daher kommen neben Fällen exacter Responsion andere vor, wo die parallelen Theile nur einen annähernd gleichen Umfang haben, und fehlen auch nicht solche, wo trotz des Parallelismus des Inhaltes und Ausdruckes die Verszahlen sich nicht entsprechen.
- 6) In Folge dessen darf in der Beurtheilung der Aechtheit einzelner Verse nicht von einem Gesetze symmetrischer Anordnung ausgegangen werden, und kann höchstens die durch eine Athetese sich ergebende Symmetrie als eine Empfehlung einer durch sonstige sprachliche oder sachliche Gründe gesicherten Vermuthung angesehen werden. Insbesondere darf die Kritik nie eine nur theilweise Responsion entgegenstehender Reden durch Streichung von Versen oder Annahme von Lücken zu einer vollständigen machen.

Stellen, welche von den Gegnern unter Bezugnahme auf Dr. Oeri's Schrift „*Novae in responsionem Aristophaneam animadversiones*“ und auf desselben Verfassers Vortrag in der vorjährigen Philologenversammlung „über Dialogresponsion bei Euripides“ zur Discussion und Beleuchtung der Streitsätze ausgewählt wurden:

Aristoph. Acharn. 719—1142,

„ Nub. 1—262,

Eurip. Iph. Taur. 902—1081,

„ Troad. 595—1059.

### III. These von Prof. Dr. Prien.

In Soph. Oed. Tyr. bekundet sich die διάθεσις in formeller Hinsicht nicht nur durch die *responsio antistrophicorum* der μέλη, auch in den Reden und ganzen Epeisodien ist Symmetrie und Responsion. Für dieselbe ist bedingend und massgebend die logische Gliederung des Gedankens (der Inhalt) und die beim Vortrage erforderlichen Ruhepunkte (die Pausen).

Prof. Prie: Der Anlass zu den gestellten Thesen über die scenische Responion bei den griechischen Dramatikern ist ja ein in Tübingen auf der vorjährigen Philologenversammlung uns gegebener Auftrag. Herr Prof. Oeri führte uns in seinem Vortrage über Dialogresponionen bei Euripides eine Anzahl verschiedenartiger Responionen ganzer Scenen oder einzelner Theile des Dialogs in gleicher Verszahl vor mit dem Bemerkten, dass er diese Erscheinung und Thatsache hiermit constatire, den Grund dieser Symmetrie nicht anzugeben wisse. In Bezug auf die Thatsache, dass in der griechischen Tragödie Responion und Symmetrie obwalte, stimmte ich vollständig Herrn Prof. Oeri bei, da mich jahrelange Beschäftigung mit dieser Frage zu demselben Resultate geführt, der Grund aber liege für mich in der logischen Gliederung des Gedankens und in den hierdurch bedingten Pausen beim Vortrage. Somit sei die Responion eine wohlbegründete, eine vom Dichter beabsichtigte und dem Zuschauer durch die logische Gliederung des Inhaltes und durch die Pausen des Vortragenden eine zum vollen Verständniss und Bewusstsein gebrachte. — Daher meine obige These in Bezug auf den Oed. Tyr. des Sophokles.

Die Kunstgestaltung symmetrischer Gliederung, die der Dichter in der Tragödie angewandt, ergibt sich aus unbefangener und achtsamer Interpretation. Massgebend ist also sowohl in den Reden wie im Dialog die logische Disposition oder Gliederung des Gedankens. Ich will daher ohne weitere allgemeine Bemerkungen sofort zur Sache gehen und in der Darlegung des Inhalts diese logische Gliederung der Reden und des Dialogs in kleinere κῶλα aufzeigen. Es wird diese einfache Darlegung des Inhalts zugleich für die Richtigkeit der Methode wie des Resultats die Controle an die Hand geben. Die Responion der κῶλα in gleichem Zahlenverhältniss der Verse ergibt sich hierbei von selbst; es ist ja nur die äussere Form in Einklang mit dem in κῶλα gegliederten Inhalt.

Πρόλογος und παράδος.

A. I. Abschnitt 1—77.

a) Rede des Oidipus (1—13) — Anfrage.

α (5) Was bedeutet (ὦ τέκνα) diese ἔδρα vor meinem Palaste hier, während zugleich die Stadt erfüllt ist von Opferrauch, Feiersang und Seufzerklage?

β (3) Dieses erachtend (τέκνα), nicht durch fremde Vermittlung zu vernehmen bin selber ich hierher gekommen ὁ πᾶσι κλεινὸς Οἰδίπους.

α' (5) Was bedeutet diese ἔδρα, sprich's aus (ὦ γεραιέ), da ich ja dann Alles thun werde, — hartherzig — wenn mich nicht rührte solche ἔδρα!

Sichtlich haben wir hier dem Sinne und Inhalte nach 3 κῶλα. Von diesen ist das erste (α) und dritte (α') in vollem und gleichem Parallelismus des Gedankens gebildet ganz wie die τροφή und ἀντιτροφή eines Chorliedes. In dieses Strophenpaar α — α' ist mesodisch eingelegt das κῶλον β, wie es ja auch dem Gedanken nach von dem Inhalt des Strophenpaares sich absondert und scheidet. Der dreimalige Anhub der Rede ist hier äusserlich noch kund gethan durch die dreimalige Anrede ὦ τέκνα, τέκνα, ὦ γεραιέ, und aller Anstoss, den man an dieser dreimaligen Wiederholung genommen, ist bei der Annahme strophischer Gliederung nicht nur gehoben, sondern vielmehr wohlbegründet und wohlberechtigt.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, dass solche Symmetrie und Responion der κῶλα dem Zuschauer nicht verständlich und fassbar gewesen, im Gegentheil bei der

Aufführung des Stückes war dieselbe 1) dem geistigen Verständniss durch die logische Disposition des Inhalts, indem mit jedem κῶλον ein relativer Abschnitt und Abschluss im Sinn gegeben war, 2) dem Ohr durch die Ruhepunkte im Vortrage, durch die Pausen mit Senkung der Stimme nach jedem κῶλον, 3) dem Auge durch das σχῆμα des ὑποκριτῆς bei dem Vortrage der sich entsprechenden κῶλα (Wendung nach rechts und links oder veränderte Stellung) und zugleich durch verschiedene Höhe und Modulation der Stimme — klar fasslich und nahe gelegt.

b) Rede des Priesters (14—57) — Antwort auf die Anfrage.

α (8) Wir sind ἰκετεύοντες hier vor deinem Palaste, während das übrige Volk ἰκετεύων bei den Altären und Tempeln kniet.

β (9) Motivirung dieser ἰκετεία in Rücksicht auf die Sachlage durch Schilderung der über die Stadt hereingebrochenen verheerenden Pest.

β' (9) — in Rücksicht auf die Person, dass Oidipus der Einzige sei, der wie ehemals so auch jetzt die Stadt retten könne.

γ (6) die Bitte an den König und zwar allgemein gehalten ἀλκὴν τιν' εὐρεῖν, weil der König nach Aller Ermessen allein dazu befähigt sei.

γ' (6) die Bitte speciell ἀνθρώπων πόλιν in Berufung auf seinen Namen „Retter der Stadt“, die Bitte in der dringendsten Weise nochmals wiederholt ἀνθρώπων πόλιν.

Wer bloss mechanisch zählt und darnach die symmetrische Gliederung bemisst, wird die folgenden 6 Verse (52—57) als ἐπῶδος der Rede betrachten, und äusserlich ist ja nichts gegen einen epodischen Schluss einzuwenden; eine achtsame Interpretation muss aber diese Verse tilgen und als einen Zusatz betrachten, der nicht lange nach Euripides' Tod entstand, als bei dem Mangel an Dichtern man zu den Stücken der verstorbenen Dichter zurückzugreifen genöthigt war und nun behufs erneuter Aufführung dieselben in dem durch Euripides angebahnten und dem Zeitgeiste entsprechenden Geschmack des Effectvollen in Sentenzen und Schlagsätzen, des Eristischen und oft Spitzfindelnden durch Zusätze und Erweiterungen zustutzte. Die Bedenken gegen diese Stelle sind aber sowohl sprachlicher als sachlicher Art: 1) in den Worten τὴν τὸτ' αἰείω τύχην die verschränkte Wortstellung von τὸτ' αἰείω zwischen Artikel und dem zugehörigen Substantiv, während doch τὸτ' zum Verb παρέχεσθαι und αἰείω zu ὀρνυμι gehört, 2) die Zweideutigkeit des εἶναι ἀνδράσιν, welches man der Grammatik zufolge mit κρατεῖν verbinden muss, während es dem Sinne nach Attribut (und in welchem Scholiastenstil ist dann der Attributbegriff ausgedrückt!) zu γῆς ist. Solche Incorrectheit der Sprache ist dem Sophokles fern liegend. 3) Die Häufung von ἀρεταί, κρατεῖς, κρατεῖν innerhalb zweier Verse, um den Versrhythmos auszufüllen; 4) nach ἔρημος der weitspurige Zusatz ἀνδρῶν μὴ ξυνοικούντων ἔσω — welche Wortfülle bei Gedankenarmuth, um den Vers zu füllen! 5) der schöne und markige Ausspruch des Nikias bei Thuc. 7, 77 ἀνδρες γὰρ πόλις καὶ τεῖχη οὐδὲ νῆες ἀνδρῶν κεναί — wie schief ist er hier gegeben, und wie verschwommen und abgeblasst das οὐδὲν ἔστιν; 6) das ganze Motiv dieser 6 Verse ist hier unpassend und taugt nichts. Oidipus weiss es selber nur zu gut, dass eine glückliche und bevölkerte Stadt besser ist für einen Herrscher als eine entvölkerte, und ist von solcher väterlichen Fürsorge für seine Stadt erfüllt, dass es dieses Motivs nicht erst bedarf; und ebensowenig passt im Munde des Priesters, der eben erst von seinem Könige gehört hat ὡς θέλοντος ἂν ἐμοῦ προσαρκεῖν πάν, und zu gut

von demselben denkt, als dass er hierdurch ihn anzuspornen braucht; der König ist zu edel, und der Priester denkt zu gut von ihm; 7) um seine Bitte dringend zu stellen, hat der Priester passend gesagt  $\omega\tau\eta\rho\alpha\ \kappa\lambda\eta\zeta\epsilon\iota$  „du heissest unser Retter, lass niemals uns gedenken deiner Herrschaft als einer, die uns aufrichtete und später zu Fall brachte“ — dies ist ein Motiv, um die Bitte dringend zu stellen, und daher auch die Wiederholung  $\acute{\alpha}\nu\theta\rho\omega\sigma\omicron\nu\ \pi\acute{o}\lambda\iota\nu$  — und  $\acute{\alpha}\lambda\lambda\acute{\alpha}\ \tau\eta\nu\delta'$   $\acute{\alpha}\nu\theta\rho\omega\sigma\omicron\nu\ \pi\acute{o}\lambda\iota\nu$  ganz an ihrer Stelle; alle kritischen Bedenken in dieser Hinsicht sind hinfällig; 8) im Gegentheil diese Anaphora gibt die natürliche *clausula poetica* der Rede. Es ist dies der natürliche und wirkliche Abschluss der Rede, wie ihn ein unbefangener und gesunder Sinn verlangt und eben damit auch die ganze Rede wohl abgeschlossen und abgerundet.

c) Rede des Oidipus (58—77) — sein Bescheid.

$\alpha$  (10) Nicht Unbekanntes  $\mu\epsilon\iota\rho\epsilon\tau\epsilon$  — und doppelt mich Betreffendes; daher findet ihr mich  $\delta\alpha\kappa\rho\upsilon\sigma\alpha\nu\tau\alpha$   $\delta\eta$  und ganz beschäftigt damit dem Unglück abzuhelfen.

$\alpha'$  (10) Was ich da als einzig Mittel gefunden, ist bereits gethan: Kreon ist nach Delphi gesandt, und was er bringt, das soll geschehen.

Diesen durch Gedankengang und Zusammenhang geforderten Sinn des Verses 68, und damit zugleich die Gliederung der Rede in die zwei bezeichneten  $\kappa\acute{\omega}\lambda\alpha$  erhält man, wenn man  $\delta'$   $\epsilon\upsilon$  in  $\delta\eta$  verändert. Das  $\delta\acute{\epsilon}$  ist sprachlich unmöglich und gegen den Sinn verstossend, weil nicht das Verhältniss der beiden Sätze (65—67 und 68—69) das des Gegensatzes oder Erklärung oder Anreihung ist, sondern das der natürlichen Folgerung, der natürlichen Zeitfolge d. h. das Resultat seines langen Nachdenkens gibt. Auch  $\epsilon\upsilon$  ist ungeschickt und matt. Dagegen gibt  $\delta\eta$  diesen Sinn und ist auch sprachlich gerechtfertigt, da es sich ja dem betonten Worte des Satzes (Verb, Substantiv, Relativ) anschliesst. Dieser Begriff ist hier das Relativ  $\eta\nu$ , und Beispiele sind ja zahlreich, und auch in unserm Stücke v. 399, 1263.

Es folgen zwei Verse des Priesters (78, 79) „schön und gut trifft zusammen dein Bescheid und Kreons Ankunft“, die einerseits das Vorhergehende abschliessen, andererseits auf das Folgende hinweisen. Somit hat der Dichter selbst die Disposition des  $\pi\rho\acute{o}\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$  gewiesen der Art, dass der erste Theil in den drei Reden seinen Abschluss fand und uns hinwies auf das Orakel, und nun der zweite Theil anhebt, der durch Kreon uns das Orakel selbst bringt. Die zwei Verse geben also Abschluss und Uebergang.

A'. II. Abschnitt 80—150.

Wie der erste Abschnitt (A) uns ein relativ Abgeschlossenes und Abgerundetes in den drei unter sich eng zusammenhängenden Reden bot, so ist auch dieser zweite (A') ein dem Inhalt nach wohl abgerundetes Ganze; er beginnt mit dem Wunsche, dass Apoll den Kreon mit einem günstigen Spruch heimsende und schliesst mit dem Wunsche, dass Apoll ein  $\nu\acute{o}\sigma\upsilon\ \pi\alpha\upsilon\sigma\tau\eta\rho\iota\omicron\varsigma$  sein möge. Auch dieser Theil ist strophisch gegliedert, wie eine einfache Darlegung des Inhalts zeigen wird.

a) einleitende Partie (80—98),

welche uns bringt das Thema, das Sujet des sich daran schliessenden stichomythischen Dialogs.

$\alpha$  (4) O. möchte uns Kreon nahen mit guter Mär!

Pr. wir dürfen's hoffen, weil er  $\pi\omicron\lambda\upsilon\sigma\tau\epsilon\rho\acute{\eta}\varsigma$  kommt.

- β (1 u. 6) O. gleich werden wir's erfahren.  
 Welche φάτις bringst du uns?  
 Kr. eine gute, denn so darf ich sagen.  
 O. und sie lautet wie?  
 γ (4) Kr. Willst du's in Gegenwart dieser hören oder drinnen?  
 O. sprich's aus vor allen hiër  
 δ (4) Kr. so sage ich denn, der Gott heisst ein μίαμα ἐλαύειν.

Dieser Abschnitt, der uns das μαντεῖον, d. h. die Grundlage für den in stichomythischer Form gestalteten Dialog bringt, ist nicht strophisch gebildet, wohl aber sind die kleineren κῶλα nicht ohne Symmetrie gestaltet. Es sind vier Verse, die den Wunsch und die Hoffnung einer guten Mär aussprechen, sechs Verse, die die Bestätigung geben, vier Verse über das wo der Mittheilung, und vier Verse, die den Wortlaut des Orakels enthalten. Dass dieser Abschnitt nicht strophisch gebildet ist, hat seinen Grund in dem Inhalt und dem Charakter und Ton des Gesprächs; er gibt uns in einfacher und natürlicher Vorführung der Sachlage schliesslich den ersehnten Inhalt des μαντεῖον, trägt somit mehr den Charakter des Epischen, Exponirenden und Mittheilenden im Gegensatz zu dem lebendigen, dramatischen Charakter des Dialogs über den Inhalt des Orakels, der stichomythisch und daher auch strophisch gebildet ist.

b) stichomythische Partie (99—131)

betreffend das μαντεῖον d. h. μίαμα ἐλαύειν.

- |  |   |
|--|---|
| α (9) O. ποίω καθαρῶ;                  | K. φόνω φόνον                           |
| O. ποίου ἀνδρός;                       | K. Λαίος ποθ'                           |
| O. ich hörte von ihm.                  | K. dessen Mörder gilts zu strafen.      |
| β die Anhaltspunkte (12) O. ποῦ γῆς;   | K. hier im Lande.                       |
| O. πότερα hier oder in der Fremde?     | K. in der Fremde.                       |
| O. und keine Kunde?                    | K. nur ἐν.                              |
| β' (12) O. τὸ ποῖον;                   | K. Räuber erschlugen ihn.               |
| O. πῶς οὖν ὁ ληστής, εἰ μὴ             | K. hatte den Anschein.                  |
| O. ποῖον, was hinderte nachzuforschen? | K. die durch die Sphinx bereitete Noth. |

Dieser Abschnitt, der den Inhalt des μαντεῖον, die Auslegung, die Anhaltspunkte zur Ausführung desselben, die näheren Umstände der früheren Verschiebung betrifft, ist stichomythisch-strophisch gebildet; dem Inhalte nach gliedert er sich in 3 κῶλα α β γ mit strophischer Responsion, und innerhalb jedes κῶλον ist ein proportionales Verhältniss zwischen Frage und Antwort. Für diese kunstvolle Gestaltung ist der Stoff und Inhalt entscheidend und massgebend. Wo eine Mittheilung, ein Ausspruch oder Urtheil Anlass gibt zu einem lebhaften, lebendigen Austausch der Gedanken, somit zur Zeichnung der Charaktere und der tragischen Entwicklung dient, da ist dem lebhaftesten Gespräch auch diese Kunstform verliehen. Hier handelt es sich für den Oidipus, der als ζένοσ dem ganzen Falle fremd gegenübersteht, sich bei Kreon, der Kunde von dem Vorfall hat, des näheren zu orientiren, um das Orakel zur Ausführung zu bringen.

c) Rede des Oidipus und Schlusswort des Priesters (132—150).

- α (5) Pflicht für mich hier einzutreten aus Rücksicht auf den Gott und mein Volk,  
 α' (5) aber auch aus Rücksicht auf meine eigne Person und Stellung.  
 β (5) Erhebt euch, ihr ἱκετεύοντες, das Volk werde ich sofort berufen und Alles wahrnehmen.

Der Priester fordert die παῖδες auf zum Fortgehen, da der König Alles auf sich genommen (2); und schliesst mit dem Wunsche an den Phöbos, ein Retter und Erlöser zu sein.

Betrachten wir einen Augenblick die aufgezeigte Gliederung des πρόλογος, so sind es zunächst zwei Abschnitte  $A = A'$ , die nach Inhalt und Form in schöner und voller Symmetrie gestaltet sind.  $A$  gibt den Hinweis auf das Orakel,  $A'$  das Orakel selbst und dessen Auslegung —  $A$  besteht aus drei Reden,  $A'$  gleichfalls aus drei Theilen —  $A$  die drei Reden strophisch und zwar a) mesodisch  $\alpha \beta \alpha'$  (13), b) proodisch  $\alpha \beta = \beta' \gamma = \gamma'$  (38), c) strophisch  $\alpha \approx \alpha'$  (20),  $A'$  a) einleitender Abschnitt (19), b) strophisch-stichomythischer Abschnitt  $\alpha \beta = \beta'$  (33), c) epodisch  $\alpha = \alpha' \beta + 4$  Schlussverse des Priesters (19) —  $A$  enthält 71 Verse,  $A'$  gleichfalls 71, also auch dem Umfang nach symmetrisch für den Vortrag gestaltet. Geschieden sind diese beiden Abschnitte  $A = A'$  aber, wie oben bemerkt, durch zwei Verse (78, 79), die den ersten Abschnitt abschliessen und auf den zweiten überleiten.

So haben wir denn eine volle schöne Symmetrie nicht bloss in den beiden Haupttheilen  $A = A'$ , sondern auch innerhalb derselben in den kleineren κῶλα, eine Kunstgestaltung, die durch den Vortrag des ὑποκριτῆς dem Zuschauer voll verständlich war, eine Kunstgestaltung, die aber demselben zugleich wesentlich das Verständniss des Gedichts förderte. Die Zahlenverhältnisse, den Abschnitten des Gedankens entsprechend, sind um so weniger befremdlich, als sich dadurch ja nur Form und Inhalt decken, ein Gesetz, das ja auch in der bildenden Kunst den Griechen ein massgebendes war.

Der erste Abschnitt der Tragödie ist aber erst mit der πάροδος abgeschlossen, denn πρόλογος und πάροδος geben erst die volle Exposition und Folie für die dramatische Entwicklung in den Epeisodien.

#### Πάροδος.

Die πάροδος betrifft also gleichfalls das Orakel und zwar

1. Strophenpaar  $\alpha$  Zagen des Chors τί χρέος ἔξανύεισιν  
 $\alpha'$  daher die Bitte an die ἀλεξίμοροι — προφάνητε.
2. Strophenpaar  $\beta$  und  $\beta'$  Schilderung des Nothstandes der Stadt, ähnlich wie der Priester sie gab.
3. Strophenpaar  $\gamma$  und  $\gamma'$  Bitte an die Götter um Beistand gegen den Pestdämon.

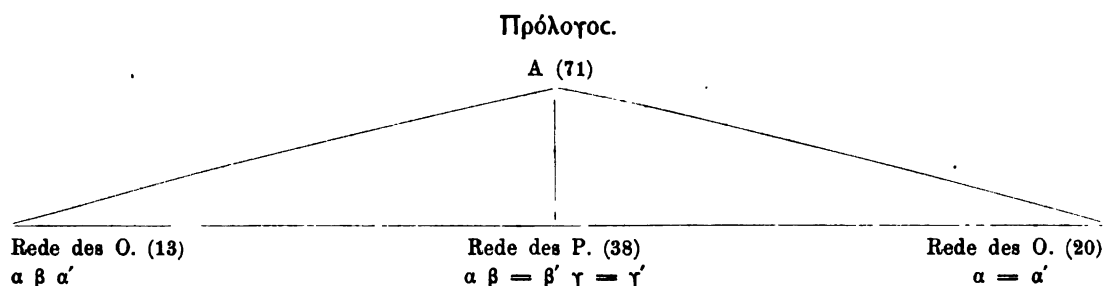
Es leuchtet sofort ein die trilogische Gliederung dieses Liedes, ähnlich wie ein solches Gesetz trilogischer Anordnung in der bildenden Kunst obwaltet. In die Mitte gestellt ist die Hauptpartie, die Schilderung der Verheerung, die die Pest anrichtet, und der Unsal, die in der Stadt sich dem Auge bietet. Umrahmt ist dieses von dem Strophenpaare  $\alpha = \alpha'$  und  $\gamma = \gamma'$ .

Dasselbe Kunstgesetz sehen wir nun auch vom Dichter in dem πρόλογος angewandt. Beide Hauptabschnitte des πρόλογος ( $A = A'$ ) zeigen nach Inhalt und Form diese trilogische Anordnung und Gliederung ganz entsprechend der πάροδος. In  $A$  sind es drei Reden, und in die Mitte gestellt die Rede des Priesters, der bedeutsamste wie längste Theil, in diesem gipfelt sich das Interesse des Hörers; umrahmt ist dieselbe durch zwei Reden, durch des Oidipus Anfrage und des Oidipus Bescheid, durch jene bedingt und veranlasst, durch diese ihren Abschluss erhaltend. Aber innerhalb dieses Abschnittes  $A$

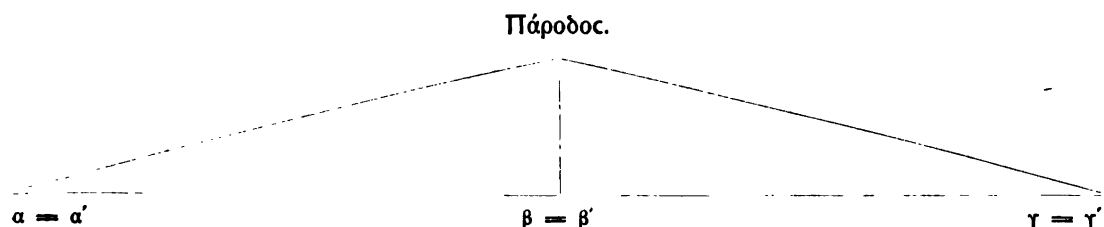
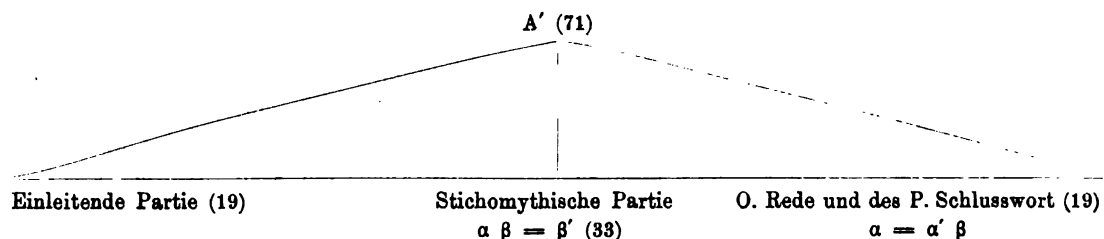
ist nun gerade diese Rede des Priesters selbst auch trilogisch gestaltet:  $\alpha'$  gibt den Eingang (wir sind  $\text{ἰκετεύοντες}$ ),  $\beta = \beta'$  in gewählter, schwungvoller, durch Anaphora, Metapher und Bilderreichtum gehobener, getragener Sprache die Schilderung der Pest,  $\gamma = \gamma'$  die Bitte um  $\alpha\lambda\kappa\acute{\eta}$ . So ist das trilogische Gesetz hier im Ganzen (A) und wieder im Einzelnen (b) angewandt.

In dem zweiten Abschnitt des  $\text{πρόλογος}$  A' ist gleichfalls die bedeutsamste Partie das stichomythische Wechselgespräch über den Inhalt des Orakels zur Erforschung des Mörders; steht daher in die Mitte gestellt, ist strophisch gestaltet; und umrahmt ist dieselbe von der einleitenden Partie und der längeren abschliessenden Rede des Oidipus.

So hat das Ganze seine schöne Abrundung, innerhalb des Ganzen sind die beiden grossen Abschnitte  $A = A'$  in Symmetrie gebildet, und wiederum die kleineren  $\kappa\acute{\omega}\lambda\alpha$  dem Inhalte entsprechend strophisch gegliedert. Die Anlage des Ganzen entspricht einem schönen architektonischen Bau, wo massgebend ist das Gesetz trilogischer Gliederung.



Zwei Verse abschliessend und überleitend (78, 79).



Haben wir hiermit eine volle symmetrische Gliederung und schönes Ebenmass in diesem ersten Theile unserer Tragödie aufgezeigt, so ist vor allem hier hervorzuheben und zu betonen, dass, sowenig in dieser Darlegung des Inhaltes schablonenhaft verfahren oder bloss mechanisch gezählt ist, jeder Gedanke eines Schablonenmässigen von Seiten

des Dichters entschieden abzuweisen ist. Solches lag dem Dichter fern. Vielmehr auch hier in der Dichtkunst ist es massgebend wie in der bildenden Kunst der Hellenen, dass die grösste Freiheit innerhalb der Gesetzmässigkeit obwaltet und herrscht. Der Dichter hat für diesen Abschnitt das Gesetz der trilogischen Anordnung und Gliederung angewandt, aber in freier Weise und der grössten Mannigfaltigkeit und so die Einheit innerhalb der Mannigfaltigkeit gewahrt. In A ist Oidipus Rede mesodisch, die des Priesters proodisch, des Oidipus Rede ein Strophenpaar; die beiden umrahmenden Reden sind also wohl strophisch, aber nicht von gleichem Umfang. Dagegen in A' ist die einleitende Partie nicht strophisch, nur in einer gewissen Symmetrie gestaltet, die stichomythische aber proodisch, und Oidipus Rede epodisch; aber die beiden den stichomythischen Dialog umrahmenden Abschnitte sind von gleichem Umfang (d. h. je 19 Verse enthaltend). So sehen wir also wie das symmetrische Zahlenverhältniss  $71 \cong 71$  der beiden Hauptabschnitte im einzelnen nicht nach einer Schablone, sondern frei nach dem Inhalt und Gedanken gestaltet ist.

Eine solche Kunstgestaltung symmetrischer Anordnung — und zugleich dem Zuschauer fassliche — darf uns nicht befremden. Die Hellenen sind ja ein Volk der Kunstgestaltung nach allen Seiten hin, sie haben die bildende Kunst zur höchsten Vollendung gebracht, so dass Thorwaldsen einmal äusserte, wir könnten es ihnen nur im einzelnen ablauschen, ohne überall schon jetzt die Gesetze ihrer Kunsttechnik feststellen zu können. Der tragische Dichter hat diesen den Hellenen verliehenen Sinn für Schönheit und Ebenmass auch in seiner Dichtung zur Anwendung gebracht. Wir haben ja dafür auch die redendsten Zeugnisse und Beispiele auf dem Gebiete der Lyrik — und man darf hinzufügen auch der Prosa. In Thukydides sind es z. B. die Reden und Gegenreden, die ostensibeln Gründe des peloponnesischen Krieges und die wahren, das ἄγος τῆς θεοῦ und das ἄγος ἀπὸ ταινάρου, oder die Leichenrede und die Schilderung der Pest u. dergl. In Platos Dialogen und Demosthenes' Reden sind der Analogien viele. Sodann die Kunstdichter des augusteischen Zeitalters, die ganz auf griechischen Studien fussen, in ihren Dichtungen; und hierfür das ausdrückliche Zeugnis des Horaz Epist. I, 19, 27 *timui mutare modos et carminis artem*, diese ars ist eben die Kunstgestaltung. Auch Plautus bietet in seinen Stücken nach griechischen Vorbildern z. B. in den *cantica* strophische κῶλα, z. B. Trin. 820 *Sálipotenti*, und manche Partien strophischer Entsprechung in dem Dialog.

Um aber die Ansicht zu erhärten, dass dem Sophokles alle Schablone bei Anwendung des Kunstgesetzes von Ebenmass und Symmetrie durchaus fern lag, so will ich nur kurz (da die Zeit zum Abschluss drängt) das erste Epeisodion und erste Stasimon berühren. Es handelt sich um die Entdeckung des Mörders. Des Oidipus ἔτη bringen diese nicht, noch auch Tiresias, da er sich weigert die φάτις zu geben. Erst als Oidipus in seiner ὀργῇ auf den Seher die Schuld schleudert, da gibt er seine Enthüllung, die der König mit Entrüstung und Abscheu zurückweist und an die der Chor nicht glaubt. Diese Zweitheilung ist es, die nun auch im Stasimon wiedergegeben ist in einem zweifachen Strophenpaar: α = α' das *ἔχνεύειν* des Mörders — wie sehr er sich auch dem Blicke entziehen mag — *Κῆρες ἀναπλάκῃτοι — μαντεῖα δὲ ζῶντα περιποτᾶται* — β = β' Schrecklich die Enthüllung — aber ehe nicht Beweise vorliegen — stimme ich nicht zu. Statt der trilogischen haben wir eine bipartite Gliederung. Ich schliesse, weil die Zeit nicht gestattet, die ganze Tragödie in ihrer Gliederung darzulegen.



Prof. Oeri: Verehrte Herren! Wenn Jemand sich mit seinen Studien auf einem Gebiete unserer Wissenschaft bewegt, welches allgemein als ein locus lubricus angesehen wird, weil darauf thatsächlich viele und arge *ὀνειροκριτικά* zu Tage gefördert worden sind, muss es für ihn nothwendig tröstlich sein, sich für seine Aufstellungen auf ein Zeugnis aus dem Alterthume berufen zu können, das da verbietet, in ihnen von vorn herein nur Ausflüsse subjectiver Willkür zu sehen, das ihnen vielmehr gewissermassen einen objectiven Hintergrund gibt. Ich möchte daher in der Erkenntniss, dass die scenischen Respon- sionen, von welchen meine Thesen handeln, ein solches Gebiet sind, und im Bewusst- sein, dass ich selbst Ihnen vieles vom ästhetischen Standpunkt aus Unbegreifliche vorzu- bringen genöthigt sein werde, Ihre Aufmerksamkeit zunächst auf die von Czwalina bei- gebrachte, in meiner siebenten These abgedruckte Donatstelle lenken, die zwar nicht völlig mit der wünschenswerthen Klarheit verfasst ist, dennoch aber unzweifelhaft die von mir behauptete Thatsache betrifft und eine hohe Auctorität dadurch erhält, dass sie auf M. Terentius Varro zurückgeht.

„Docet autem Varro, neque in hac fabula (i. e. in Hecyra) neque in aliis esse mirandum, quod actus impares scenarum paginarumque sint numero, cum haec distributio in rerum descriptione, non in numero versuum sit constituta, non apud Latinos modo, sed etiam apud Graecos ipsos.“ Also Varro glaubte den Terenz entschuldigen zu sollen, dass er, der sonst gewissenhafte Schüler der Griechen, die Gleichmässigkeit der Akte nicht in der Zahl der Scenen, nicht in der Seitenzahl, welche sie, geschrieben, einnehmen, überhaupt nicht in der Verszahl durchgeführt habe, sondern in der descriptio rerum, das heisst, wenn ich richtig interpretire, in einer gleichmässigen Vertheilung der poetischen Motive, welche verhindern sollte, dass ein Theil der Stücke übermässig begünstigt würde oder aber zu kurz käme. Auf dieser rerum descriptio, meint er, beruhe die Eintheilung der Stücke nicht nur bei den lateinischen Dichtern, sondern auch sogar bei den griechischen.

Ich gestehe nun, dass ich von einer Gleichmässigkeit der Epeisodien griechischer Stücke in Bezug auf die Anzahl der Scenen nichts weiss, und gebe auch zu, dass man das „non solum apud Latinos sed etiam apud Graecos ipsos“ dahin interpretiren kann, es habe Varro auch für die griechischen Stücke eine andere aequabilitas als die auf der descriptio rerum beruhende in Abrede gestellt; so viel bleibt sicher: Wenn nicht nach Varro selbst, so hat doch nach denjenigen Terenzlesern, deren Verwunderung ihm nicht gerechtfertigt erscheint, der numerus paginarum, der numerus versuum in der Architek- tur des griechischen Dramas eine Rolle gespielt; aus irgend welchen Gründen haben die Dichter zum Theil die Symmetrie der Composition vermittelt eines arithmetischen Prin- cipes durchzuführen gesucht, aus Gründen, die schon für die Römer nicht mehr bestanden haben, und die M. Terentius Varro so wenig gekannt zu haben scheint als wir.

Die Frage nun nach der symmetrischen Gliederung grösserer Partien der Stücke vermittelt der Verszahl, nach derjenigen Gliederung also, die entweder Varro oder doch die Gelehrten, auf welche er sich bezieht, im Auge gehabt haben, ist es, die ich vor Ihnen besprechen möchte, und zwar, nachdem ich zur Klarlegung des Sachverhaltes noch Folgendes werde vorausgeschickt haben:

Wenn von Responson die Rede ist, so pflegt man dabei meist zunächst an die gleichmässige Vertheilung der Verse auf die Theilnehmer eines Dialoges und an die Ein-

theilung längerer Reden in gleichmässige Strophen, mit einem Wort an die symmetrische Detailgliederung grösserer oder kleinerer Partien zu denken. Diese Detailgliederung ist in der besprochenen Donatstelle nicht gemeint, und von ihr möchte ich heute nicht sprechen. Wenn einzelne Seiten, z. B. im Aeschylus oder in den Tetrameterpartien des Aristophanes, sich gedruckt so ausnehmen, als hätten die Dichter ihre Verse absichtlich für die Leser nach mathematischen Figuren gruppiert, so lässt sich gewiss nicht leugnen, dass dies auf einem vom Dichter mit Bewusstsein befolgten Principe beruht; dass es aber auf demselben Principe beruhen müsse wie die Responsion grösserer Partien, wäre eine voreilige Annahme. Nach meiner Ansicht haben jene Responsionen einen bloss ornamentalen Charakter, durch diese dagegen wird Symmetrie in die grossen Massen der Dramen gebracht, sie greifen bedeutsam in die Gesamtcomposition derselben ein.

Der Erste, welcher in neuerer Zeit die scenische Responsion — welchen Ausdruck ich einstweilen als Nothbehelf zur Bezeichnung der Responsion grösserer Partien anwenden will — bemerkt hat, war Gottfried Hermann. Er wies in den *elementa doctrinae metricae* S. 723 darauf hin, dass die zwei trochäischen Tetrameterscenen in den Vögeln des Aristophanes (460—522, 548—610), in denen Peisetairos den Chor zum Bau der Vogelsstadt bewegt, einander mit je dreiundsechzig Versen respondiren; dieselben schliessen sich an antistrophische Chorgesänge an und laufen, wenn man das Glossem in Vers 523 tilgt, in respondirende Systeme aus; es konnte kein Zweifel sein, dass hier der Dichter mit Absicht wie beim Rhema und Epirrhema der Parabase die Verszahl ausgeglichen hatte. Und für Hermann stand dieses Beispiel nicht vereinzelt da. „*Multae etiam aliae partes comoediarum eaeque interdum longissimae aequali metrorum comparatione sibi respondent*“, sagt er, und, so viel ich urtheilen kann, hat sich dieses Wort vollkommen bestätigt.

Nun konnte man aber allerdings auch schon gleich bei diesem ersten Beispiele die Frage aufwerfen, wozu diese Gleichheit der Verszahl gut gewesen sei. Die Responsion der Strophe und der Antistrophe rechtfertigt sich natürlich aus musikalischen Gründen; dass aber, wenn man nicht eine für unser Gefühl ganz unausstehliche παρακαταλογία zur Erklärung herbeiziehen wollte, irgend ein Sterblicher, und wäre es selbst ein Athener gewesen, den Parallelismus von je dreiundsechzig Tetrametern und sechzehn Versen der Systeme hätte bemerken und dadurch zu besondern Schwingungen der Seele hätte veranlasst werden können, war durchaus undenkbar. Der Inhalt der beiden Scenen zeigt allerdings einen gewissen Parallelismus; in der ersten wird nachgewiesen, dass die Vögel einst im Besitze der βασιλεία gewesen seien, in der zweiten, durch welches Mittel sie wieder dazu gelangen könnten; aber welcher moderne Dichter hätte sich hierdurch dazu bewegen lassen, den Scenen gleiche Verszahl zu geben? Stand man hier vor einer poetischen Marotte des Aristophanes, oder war diese Congruenz aus andern als poetischen Motiven zu erklären?

Ich habe, meine Herren, an diese von Hermann nachgewiesene Responsion in den Vögeln und nicht an die bekannteren Responsionen des Botenberichts in den Septem des Aeschylus, der Kreon-Hämon-Szene in der Antigone, der Streitreden Iasons und Medeas in der Medea angeknüpft, weil an dieser Stelle eine Motivirung der Zahlengleichheit mit poetischen Gründen von vorn herein ausgeschlossen ist. Wo Rede und Gegenrede sich gegenüberstehen, da könnte es ja ein gewisser pedantischer Gerechtigkeitsbegriff und die Analogie des attischen Gerichtsverfahrens, das den Parteien das gleiche ὄδωρ der

Klepsydra zugestand, zu verlangen scheinen, dass die Beteiligten gleich lange zu Worte kämen; hier liesse sich dagegen bloss sagen, dass der Dichter sich durch die metrische Gleichheit von Strophe und Antistrophe zu den weiteren Gleichheiten habe verführen lassen, und auch dieser wohlfeile Grund müsste dahinfallen, sobald Fälle nachgewiesen sind, in denen sich die musikalische Einleitung nicht vorfindet.

Also etwas poetisch Schönes sind die scenischen Responsionen durchaus nicht, und wir dürfen wiederum G. Hermann zustimmen, wenn er die Ergründung ihrer Ursache denjenigen zuweist, welche sich mit den *res scaenicae* der Alten befassen. Freilich ist in dieser Beziehung noch durchaus nichts Sicheres erreicht worden; aber es darf uns dies bei unserer mangelhaften Kenntniss des attischen Bühnenwesens nicht Wunder nehmen, und noch weniger, wenn wir erwägen, wie wenig man sich eigentlich mit der ganzen Frage bis jetzt befasst hat, besonders im Verhältniss zu der vielfachen Beschäftigung mit der ornamentalen Responsion. Vielleicht gelingt es doch einmal, die ratio auch dieser Erscheinung zu finden.

Wenn ich es nun lebhaft bestreite, dass der Grund der scenischen Responsion ein poetischer sei, so soll damit nicht gesagt sein, dass die Dichter sich nicht dem von aussen an sie herantretenden Zwange zur Zahlensymmetrie mit grosser poetischer Weisheit accommodirt hätten. Gerade der Umstand, dass diese Responsionen so lange verschollen bleiben konnten, beweist es, dass man eben nur solche Scenen einander gegenüberstellte, welche wirklich eine quantitativ gleichmässige Ausführung vertrugen. Wenn z. B. Sophokles in der Elektra der ersten Chrysothemisscene, der Scene zwischen Elektra und Klytaimnestra und der der beiden Frauen mit dem Pädagogen, also drei auf einander folgenden Dialogen je hundertvierundvierzig Verse gibt, so mag das für Zufall halten, wer da kann. Wir dagegen werden zwar gestehen, dass wir nicht wissen, weshalb Sophokles diese Symmetrie angewandt hat, werden aber auf der andern Seite den Dichter bewundern, der sich dabei so durchaus ungezwungen bewegt, und werden aus dem Umstande, dass derselbe sich in der Composition zum Theil nach Zahlen richtet, die Hoffnung schöpfen können, dass die Zahlen uns auch einen neuen Einblick in seine Compositionsart gewähren werden.

Am reichsten ist, so weit ich die Frage überschauen kann, die Responsion bei Aristophanes vertreten\*). Zunächst gibt es bei ihm noch drei grössere Paare von Tetrameterscenen, welche sich wie das bereits besprochene an respondirende Chorgesänge anschliessen. Eines derselben findet sich mit je vierunddreissig Versen auf beiden Seiten in den Rittern (303—460), eines mit je einundfünfzig in den Wolken (949—1104) und eines mit je neunundvierzig in der Lysistrata (467—607). Weit grösser ist dagegen die Zahl der respondirenden Trimeterscenen, und hier findet sich sehr häufig die Erscheinung, dass auch im Inhalte der Parallelpatrien ein eigenthümlicher Parallelismus obwaltet. Es wird dies durch die Gewohnheit des Dichters begünstigt, der einen Charakter oder eine Situation in zwei- oder mehrfachen Variationen darzustellen pflegt, und zwar meist in denjenigen Theilen seiner Stücke, welche nicht nothwendig zur Fabel gehören. So kommen

---

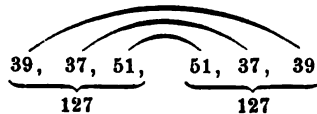
\*) Vergl. meine Abhandlung über die Responsion bei Aristophanes in den Jahrb. für Philol. 1870, S. 363—390 und meine „*Novae in responsionem Aristophaneam animadversiones*“. Schaffhausen bei C. Baader. 1876.

zu Dikaiopolis, nachdem er seinen Frieden geschlossen, vom Auslande ein Megarer und ein Bötier, aus Attika ein seiner Rinder beraubter Bauer und die Abgesandten der Brautleute\*); zu Strepsiades kommen zwei Wucherer, Pasion und Amynias; der gefangene Philokleon beweist sein brennendes Verlangen, an der Gerichtssitzung Theil zu nehmen, in vier Scenen, deren Inhalt Fluchtversuche sind, und bekommt nach seiner Bekehrung mit zwei Personen, einer Brotverkäuferin und einem Sykophanten Streit; auch zu Peisetairos kommen die Schwindler immer paarweise in die Wolkenstadt: der Poet und der Chresmolog, der πατραλοία und Kinesias; zur Befreiung des gefangenen Mnesilochos kommt Euripides als Menelaos und als Perseus herbei; Dionysos erfährt in der Unterwelt erst dadurch, dass man ihn für Herakles hält, und dann dadurch, dass man ihn nicht für denselben hält, Unannehmlichkeiten. Aber auch in den nothwendigen Theilen der Stücke findet sich dieselbe Erscheinung: so wird der alte Demos vom Wursthändler erst durch die bessern Orakel und dann durch die bessern Leckerbissen bekehrt, und Sokrates sucht den Strepsiades erst über Metrik und dann über Processführung zu unterrichten. — Ueberall, so kann man zum voraus annehmen, wo dieser Parallelismus des Inhaltes sich vorfindet, ist er mit dem Parallelismus der Verszahl verbunden, und ich kenne ausser den Ekklesiazusen und dem Plutos, welche überhaupt fast gar keine Responsion mehr haben, kein Stück, das derselben völlig entbehrte.

Indess würde man irre gehen, wenn man aus diesen zahlreichen Beispielen von parallelem Inhalte den Schluss ziehen wollte, dass die Responsion nun immer und überall von einem qualitativen Principe beherrscht sein müsse; vielmehr gibt es sehr viele Fälle, in denen ein solches absolut nicht statuirt werden kann, und der zweite Theil dem ersten gegenüber lediglich einen Fortschritt der Handlung darstellt. Es geschieht dies bei Aristophanes hauptsächlich in den Prologen der Stücke\*\*), ist aber auch sonst nicht ungewöhnlich. Z. B. der Hundeprocess in den Wespen zerfällt in einen vorbereitenden Theil, in welchem der Gerichtshof hergestellt wird, und in einen zweiten, in welchem Anklage und Vertheidigung stattfinden; Trygaios unterhält sich im Himmel erst mit Hermes und sodann mit Polemos und Kydoimos. Und auch in denjenigen Fällen, wo nicht ganze Scenen, sondern wichtige Scenentheile sich in der Verszahl entsprechen, ist ein paralleler Inhalt oft nicht zu constatiren. So nimmt von der zweiten Entscheidungsscene

\*) Wenn man Vers 803, 905, 928, 1064 tilgt und die Prosastelle 735 sowie die Interjectionen 780 nicht mitzählt, so haben die zwei ersteren Scenen je hundertundvierzehn, die durch Kommoi eingeleiteten letzteren je neunzehn Verse. Rechnet man zu diesen noch die Lamachoscene 1067—1142 hinzu, so ergibt sich auch hier die Zahl hundertundvierzehn.

\*\*) Scheidet man z. B. im Wolkenprolog die Verse 195—199 aus und zählt die in den Ausgaben mitgezählten Exclamationen 1, 202, 235 nicht mit, so zerfällt derselbe in zwei Haupttheile von je hundertsiebenundzwanzig Versen (2—128 = 129—262), wovon der eine bei Strepsiades, der andere bei Sokrates spielt. Speciell sind folgende sechs Gruppen zu unterscheiden: 1) Strepsiades klagt über den schlafenden Pheidippides (— 40), 2) narratio (— 77), 3) Gespräch mit dem wachen Sohn (— 128), 4) Erzählungen des Schülers über das Treiben bei Sokrates (— 179), 5) Vorweisung des Phrontisterions (— 221), 6) Gespräch mit Sokrates (— 262). Das Ganze gliedert sich nach den Zahlen:



der Ritter der Wettkampf mit den Leckerbissen nur die erste Hälfte ein, die zweite dagegen die Entscheidung des Demos, und in ähnlicher Weise zerfällt die zweite der eben angeführten Hundeprocessscenen in einen ersten Theil, in dem sich der eigentliche Process abspielt, und in einen zweiten, in welchem Bdelykleon durch einen gewandten Betrug die Freisprechung des Angeklagten durchsetzt\*). Man wird in beiden Fällen kaum sagen können, dass die Conflictspartie und die Entscheidungspartie einen eigentlich parallelen Inhalt haben, und noch weniger könnte man dies von der Irisscene der Vögel behaupten, deren erster Theil die Verhaftung, und deren zweiter die Inquirirung der Iris zum Gegenstande hat.

Und nun vollends Euripides! Wer der unrichtigen Meinung ist, dass die scenischen Responionen etwas für unser Gefühl Schönes sein müssten, der muss nothwendig arg enttäuscht werden, wenn er in den Acten der vorjährigen Philologenversammlung die zahlreichen von mir zusammengestellten Beispiele euripideischer Responion ansieht\*\*). So rein äusserlich erscheinen ῥήσεις und Dialoge durch die gleiche Verszahl verbunden, so absolut schablonenmässig scheint der Dichter gearbeitet zu haben. Die Beispiele aus der taurischen Iphigenia und aus den Troades\*\*\*), die in unsern Thesen genannt sind, können den vollen Beweis leisten, dass der poetische Mensch hier keine Erbauung findet. Aber darauf kommt es auch gar nicht an; die Zahlen stimmen einmal, und wir werden auch zu Euripides so viel Vertrauen hegen dürfen, dass wir annehmen, er habe sich nicht ohne Grund der Zahlensymmetrie bedient.

Und nun noch ein kurzes Wort über meine Methode, die Scenen gegen einander abzugrenzen und ihre Länge zu bestimmen. Ich glaube, dass es mir nicht stark wird bestritten werden können, wenn ich sage, das Hauptkriterium für den Beginn oder Schluss

\*) Die Verse 995—1008 stehen ausserhalb der Responion; nach 994 ist eine längere Pause anzunehmen, während welcher die Hunde die Bühne verlassen.

\*\*\*) Ich benütze diese Gelegenheit, um das dort über Herc. fur. 701—854, Hecuba 953—1018, Alcestis 773—836, Heraclid. 983—1052, Hipp. 1391—1439 Gesagte zurückzunehmen.

\*\*\*\*) Iph. Taur. 902—988 = 989—1081, 989—1016 = 1056—1081. Unächt sind die Verse 990, 1010, 1011, 1025, 1026, 1071. Das von Iphigenie nach dem Abtreten der übrigen Personen gesprochene Gebet 1082—1088 steht ausserhalb der Responion; das Zahlenschema ist folgendes:

$$87 : \underbrace{25, 37, 25} : 7$$

87

In den Troades entsprechen sich, wenn man annehmen darf, dass Vers 601—607 als sechs Hexameter herzustellen sind, und dass die von Nauck getilgten Verse 667, 8, 742, 8, 928 unächt sind, das Andromache- und das Helena-Episode mit je hundertneundneunzig Versen. Nach dem hundertachten Verse findet sich in beiden ein Einschnitt, im ersten durch das Auftreten des Talthybios (nach 705), im zweiten durch den Beginn der ῥήσις Hecubas (nach 968) markirt. Es ist also 595—705 = 860—968, 706—798 = 969—1059, und wir hätten folgendes Schema:

$$\underbrace{108, 91} : \underbrace{108, 91}$$

199                  199

Ausserdem sind Vss. 860—968 in sich wieder gegliedert, und zwar nach dem Schema:

$$\underbrace{24, 30} : \underbrace{30, 24}$$

54                          54

einer Scene sei das Auf- und Abtreten von Personen. Bei der Responsion von Scenetheilen ist es klar, dass die Wendungen des Gesprächs für die Abgrenzung der verschiedenen Partien massgebend sein müssen: doch ist hier natürlich sehr grosse Vorsicht zu beachten, wenn man dieselben nicht an der falschen Stelle ansetzen will, und ausserdem mache ich auf die in meiner vierten These enthaltene Bemerkung aufmerksam, wonach Euripides es liebt, einzelne ῥήσεις oder kleine Gruppen von solchen als Responsionstheile zu verwenden und nach ihnen die Cäsur anzusetzen, auch wenn das Gespräch z. B. in stichomythischer Form über denselben Gegenstand fort dauert.

Eine Schwierigkeit könnte die bei Aristophanes so sehr häufige Beimischung allöometrischer Verse machen\*). Da ich aber mit der Zählung überall glücklich durchkomme, wenn ich mich an das in der dritten These aufgestellte Gesetz halte, so sehe ich bis jetzt keinen Grund, von demselben abzugehen. Dass eine ganze Monodie einem einzigen Verse entsprechen soll, muss Ihnen nothwendig abenteuerlich vorkommen; da aber der Fall überhaupt bei Aristophanes nur dreimal eintritt, so bitte ich Sie sich vor der Hand nicht allzusehr daran zu stossen. Was endlich die Frage nach Aechtheit oder Unächtheit einzelner Verse betrifft, so weiss ich zwar wohl, dass ich dem Vorwurfe, als bewegte ich mich hier in einem circulus vitiosus, nicht entgehen kann, wie ihm denn thatsächlich Niemand entgeht, der allgemeine Gesetze nachzuweisen sucht und dabei auf kritische Schwierigkeiten stösst; dennoch aber glaube ich die Behauptung wagen zu können, dass sich mit Hilfe einer massvollen Kritik die absolute Gleichheit weitaus der meisten Responsionspartien nachweisen lässt, und die wenigen Fälle, wo dies bis jetzt nicht möglich ist, berechtigen nicht zur Annahme einer bloss annähernden Responsion, bei welcher Annahme ja auch für die Ergründung des eigentlichen Responsionszweckes gar nichts gewonnen wäre. So viel ich urtheilen kann, hat die Interpolation bei Euripides und Aristophanes ungefähr den Umfang, den ihr die Ausgaben Naucks und Meinekes zuweisen; bei Sophokles dagegen scheint durch die Erkenntniss der Responsion eine Rückkehr zu conservativerer Kritik geboten zu sein, wenigstens kommen auf mehr als zweitausendsechshundert Verse in der Elektra, dem König Oedipus, den Trachinierinnen und dem Philoktet nur fünf interpolirte †. Indess wir beschränken uns zunächst auf Euripides und Aristophanes, und so bitte ich denn Herrn Professor Christ jetzt das Wort zu ergreifen; von seinen Thesen will ich einstweilen nur die erste anfechten, wo es heisst, dass Dialogpartien nicht selten einen symmetrischen Bau zeigen; denn bei seinen Grundsätzen ist derselbe entschieden nur selten nachzuweisen.

---

† Folgendes ist die grosse Responsion in der jüngeren sophokleischen Tragödie und im Kyklops des Euripides: In der Elektra, dem König Oedipus, den Trachinierinnen und dem Philoktet des Sophokles, sowie im Kyklops des Euripides respondirt das grosse Haupteisodion mit dem Exodoscomplex, d. h. mit der Summe der zu zählenden Verse im letzten Epeisodion und in der Exodos, und zwar unter folgenden Prämissen:

- 1) Gezählt werden: a) alle Trimeter, die sich nicht innerhalb eines Kommos befinden, b) alle trochäischen Tetrameter, c) die kleinen allöometrischen Verse Elektra 1161, 1162, Trach. 1081, 1085, 1086.

---

\*) Bei Euripides ist das einzige mir bekannte Beispiel das vorhin aus den Troades angeführte, wo die Hexameter 595—607 und die Verse des anapästischen Systems 782—798 mitzuzählen sind.

- 2) Nicht gezählt werden: a) alle musikalischen Partien, b) alle 'Interjectionen, c) alle bloss dreisilbigen Verbindungen (Elektra 1160 und nach 1162 οἶμοι μοι Oed. König 1468, 1471, 1475, Trach. 865, 868).
- 3) Unächt sind: der nicht im Laurentianus enthaltene V. 800 des Königs Oedipus und Phil. 1364 οἱ τὸν ἄθλιον bis ἔκριναν, 1443, 1444; nach Phil. 1251 ist ein Vers ausgefallen.

Unter diesen Voraussetzungen ergeben sich folgende Responsionssysteme:

1) Elektra.

516 — 695 = 144	}	307*)	}
660 — 803 = 144			
804 — 822 = 19			
1098 — 1231 = 133 (134)**)	}	307	
1288 — 1383 = 96			
1398 — 1403 = 6			
1422 — 1427 = 6			
1442 — 1507 = 66			(308)

2) König Oedipus.

513 — 648 = 136	}	309	}
669 — 677 = 9			
698 — 862 = 164 (165)			
1110 — 1185 = 76	}	309	
1223 — 1296 = 74			
1369 — 1530 = 159 (162)			

3) Trachinierinnen.

225 — 496 = 272	}	272	}
863 — 870 = 6 (8)			
896 — 946 = 51			
1044 — 1258 = 215			

4) Philoktet.

220 — 390 = 171	}	432	}	
403 — 506 = 104				
519 — 675 = 157				
865 — 1080 = 216	}	432		
1218 — 1407 = 191 (190)				216
1418 — 1442 = 25				(215)

\*) El. 516—822 halte ich für ein vollständiges Epeisodion; denn der Kommos 823—870 kann so gut die Geltung eines Stasimons haben als der ähnlich gebaute Oed. Col. 510—548.

\*\*) Wo in Folge meines Zählungsprincipes oder meiner textkritischen Aufstellungen die Verszahl der Ausgaben eine andere ist als die von mir angenommene, setze ich erstere in Klammern bei. Die Interpolation in Phil. 1364 wird auch in den Ausgaben nicht mitgezählt.

5) Kyklops.

82 — 355 = 273 (274)	} 273 (276)
375 — 482 = 107 (108)	
519 — 607 = 87 (89)	
624 — 655 = 32	
663 — 709 = 47	

Prof. Christ entgegnete im wesentlichen: Dem aufgestellten Programme gemäss werde ich mich lediglich an die Sätze Oeris halten, ohne auf die Ansichten Priens näher einzugehen. Wir lassen also die symmetrische Anordnung des Satzbaues, die Responsion kurzer Antithesen, sowie die gleiche Grösse längerer Reden (ῥήσεις) ganz ausser Spiel und fragen nur, ob die attischen Dramatiker auch in der Ausdehnung der Theile des Dramas, also in dem, was wir heut zu Tage mit Scene und Akt bezeichnen, eine in der Wiederkehr gleicher Verszahlen ausgeprägte Symmetrie befolgt haben. Oeri glaubt für diese seine Symmetrie ein Zeugniß aus dem Alterthum (Thesis 2) ins Treffen führen zu können; ich bedauere, wenn meinem Gegner keine besseren Truppen zur Verfügung stehen. Denn jene Stelle des Donat oder Varro stellt ja mit ausdrücklichen Worten gerade das in Abrede, was er selbst behauptet. Aber selbst wenn man den Varro von der Meinung ausgehen lässt, dass nach den Regeln der Kunst die einzelnen Akte aus gleich vielen Scenen bestehen und von gleich grossem Umfange sein sollten, so ist mit dieser Meinung Varros für Oeris Sätze nichts bewiesen. Ein Mann, der so ganz und gar der Kunst gerundeter Darstellung entbehrte, der seine Bücher de lingua latina nach der einförmigsten Schablone disponirte, mochte sich seine eigenen Gedanken über die Weise machen, wie die Dichter ihren Stoff hätten anordnen und gruppieren sollen; vollendete Meister, wie Sophokles und Aristophanes, werden schwerlich mit den Ideen jenes stilistischen Querkopfes zusammengetroffen sein.

Von einem Zeugniß aus dem Alterthum kann also keine Rede sein. Dagegen bin ich im Stande, eine neuere Litteraturepoche anzugeben, wo sich wirklich die Dichter in Bezug auf die Grösse der Scenen an ähnliche Gesetze banden, wie sie Oeri in seinen Thesen für die attischen Dramatiker aufgestellt hat. Die französischen Dramatiker vor Corneille und auch Corneille selbst in seinen ersten Stücken glaubten, die Kunst erfordere es, dass die einzelnen Scenen von ganz gleichem Umfang seien. Corneille spricht sogar ausdrücklich, wie mich mein College M. Bernays belehrt hat, von dieser befangenen Anschauung seiner Jugendzeit.

So ganz allen Bodens entbehrt also die Theorie unseres Freundes Oeri nicht; aber was jene engherzigen Classicisten, welche sich aus ihrem missverstandenen Aristoteles unerträgliche Fesseln schmiedeten, für Kunst und Erforderniss der Aesthetik hielten, wird dieses auch den feinfühligsten, genialen Griechen als Gesetz gegolten haben? Von vornherein wird dieses gewiss jeder von uns, Oeri nicht ausgenommen, zu verneinen geneigt sein, ja es als eine Veründigung gegen den Genius eines Sophokles ansehen, wenn man ihm zutraute, bei der Anordnung der Epeisodien und ihrer Theile auf geistlose Zahlenschemata mehr geachtet zu haben als auf wirkungsvollen Ausdruck der Gedanken. Aber ich gebe zu, dass solche ästhetische Urtheile keinen entscheidenden Ausschlag geben



dürfen bei philologischen und historischen Untersuchungen; gar manches schon — ich erinnere nur an die Bemalung der antiken Statuen — hat man für unvereinbar mit der Hoheit der griechischen Kunst gehalten und musste hinterdrein doch anerkannt werden; und so dürfen auch hier vorgefasste Meinungen, und wenn sie auch noch so überzeugend zu sein scheinen, der Erforschung der Thatsachen nicht den Weg vertreten. Ich selbst kann mir das Zeugniß geben, dass ich ganz vorurtheilsfrei an die Prüfung aller von Oeri angezogenen Stellen getreten bin, entschlossen erst dann, wenn ich meinem philologischen Gewissen Genüge gethan hätte, mich mit meinem ästhetischen Gefühle auseinanderzusetzen.

Aber wie steht es nun mit jenen Thatsachen? Herr Oeri hat soeben gesagt: „die Zahlen stimmen“, ich entgegne und entgegne nach reiflichster Prüfung „sie stimmen nicht“, so auffällige und merkwürdige Dinge auch der Scharfsinn unseres Freundes aufgedeckt hat. Sie sehen, es stehen sich zwei Meinungen *adversa fronte* gegenüber, und wir können nicht hoffen, auf eine andere Weise zum Ziele zu kommen, als indem wir mit philologischer Akribie die einzelnen Stellen prüfen. Ich habe daher, um die Disputation in enge, begrenzte Wege zu leiten, mich mit Oeri über die Auswahl einiger Hauptstellen verständigt, und mein gegnerischer Freund wird mir zugeben, dass ich dabei mit *chevaleresker* Zuvorkommenheit verfahren bin, indem ich mehrere Stellen, durch die ich besonders leicht meinen Widerpart aus dem Sattel zu heben hoffen konnte, ohne Säumen wieder gestrichen habe, nachdem Oeri sich nicht mehr zur Vertheidigung seiner früheren Aufstellung bereit finden liess. Zur gemeinsamen Prüfung der ausgewählten Stellen also lade ich Sie, verehrte Herren, ein und fürchte, dass, wenn sie wegen der Kürze der Zeit dieses Eingehen auf das Detail ablehnen, diese Disputation gerade so resultatlos verlaufen wird, wie die vorigjährige in Tübingen.

Nur über einen generellen Punkt, in dem unser ganzer Streit gipfelt, möge es mir noch vergönnt sein, meine Auffassung kurz auszusprechen. Ich bin mit Herrn Oeri darüber einverstanden, dass die alten Dichter ein weit ausgebildeteres Gefühl für Ebenmass und Symmetrie der Anordnung hatten als die modernen, ich bin durch Oeris scharfsinnige Beobachtungen auf manche Fälle paralleler Darstellung aufmerksam gemacht worden, die mir und anderen zuvor entgangen waren; aber unsere Wege scheiden sich, sobald Oeri von einem förmlichen Gesetze der Responcion und des Parallelismus spricht. Es ist das ein Punkt, an dem ich mich nicht bloss hier, in dieser Frage, stosse, sondern an dem unsere ganze heutige Philologie in bedenklichster Weise leidet. Kaum hat ein erfinderischer Kopf mit seiner Spürkraft eine metrische, sprachliche oder stilistische Vorliebe eines Schriftstellers aufgedeckt, gleich kommen andere, welche aus jener Vorliebe eine feststehende Regel, ein Gesetz machen und nun die Ausnahmefälle mit guten oder schlechten Conjecturen aus der Welt zu schaffen suchen. Spricht man von einem Gesetz, so muss man voraussetzen, dass dasselbe dem Schriftsteller zum klaren Bewusstsein gekommen war und ihm zur festen, unwandelbaren Richtschnur gedient hat. Hat nun so etwas Oeri von seinem Gesetze der Symmetrie nachgewiesen oder auch nur annäherungsweise nachzuweisen vermocht? Wir finden in seinen Abhandlungen über die Symmetrie bei Aristophanes einige Dutzend von Scenen angeführt, in denen die Theile nach symmetrischen Schematen gebaut sein sollen; nehmen wir für den Augenblick an, dass Oeri an allen diesen Stellen der Beweis gelungen sei, so ist das Gesetz doch nur erst an einem

verhältnissmässig kleinen Theile der in Frage kommenden Partien nachgewiesen. Es bleiben ganze Stücke des Euripides, in denen, wie Oeri so ehrlich ist, offen zu bekennen, kein einziger Fall von Scenenparallelismus nachweisbar ist; es findet sich kein einziges Drama, in dem Oeri die Gesetze seiner Symmetrie von vorn bis hinten durchzuführen im Stande gewesen wäre.

Unter solchen Umständen kann man noch nicht von einem Gesetze sprechen, kann man höchstens sagen, dass man einem Gesetze auf der Spur sei. Diese Spur selbst aber droht sich bald ganz zu verlieren, wenn man ein wenig auf die durchkreuzenden Querspfade achtet. Ich habe das Material zur Hand, um Ihnen mindestens die doppelte Anzahl von Stellen nachzuweisen, wo man bei dem Parallelismus des Inhalts eine respondirende Gleichheit der Form erwarten sollte, statt gleicher Verszahlen aber nur annähernd gleiche findet; man vergleiche nur Soph. Aias 1226 — 63 und 1266 — 1315, Oed. R. 380 — 403 und 408 — 28, Eur. Hec. 291 — 95 und 299 — 331, 1132 — 82 und 1187 — 1237, Alc. 629 — 72 und 675 — 705, Troad. 914 — 65 und 969 — 1032, Hippol. 936 — 80 und 983 — 1035, Orest. 640 — 79 und 682 — 716, Rhesus 393 — 421 und 422 — 53. Mit diesen Ausnahmen von der Regel wird sich also der Erfinder des neuen Gesetzes auch abfinden müssen, und dieses um so mehr, als sie sich zum Theil in Epeisodien finden, in denen Oeri andere, dem Inhalt nach weit weniger respondirende Partien unter sein Zahlenjoch zwingen wollte.

Doch die Hauptsache bleibt immer, dass die Stellen, welche Oeri selbst aufgeführt hat, seine Sätze zu beweisen nicht geeignet sind, indem dieselben theils andere Zerlegungen zulassen, theils nur durch gewagte Annahme von Interpolationen in ein symmetrisches Verhältniss gebracht werden können, theils endlich auch nach dem Sprichworte „eine Schwalbe macht keinen Sommer“ zur Begründung der aufgestellten Sätze nicht ausreichen.

Prien: Wenn der symmetrische Bau für einzelne Partien und Scenen zwar nicht, aber für die ganze Tragödie in Abrede gestellt wird, weil kein bindendes Gesetz für den Dichter vorhanden und für ihn massgebend war, so glaube ich, dies Gesetz war allerdings vorhanden und zwar dasselbe, was in der bildenden Kunst für den Künstler massgebend war. Dies war das Princip der Schönheit, das in Symmetrie und Ebenmass seinen Ausdruck fand. Wie dies dem Künstler als Norm diente, so auch dem Dichter der Tragödie. Liegt es nun aber im Princip der Schönheit begründet, dass innerhalb der Einheit sich die grösste Mannigfaltigkeit offenbart, so ist auch von dem Dichter in der symmetrischen Anordnung und Gliederung die grösste Mannigfaltigkeit gegeben oder, wie oben bemerkt, innerhalb der Gesetzmässigkeit die grösste Freiheit geübt. Daher sind nicht alle Dialoge stichomythisch, nicht alle Reden strophisch, der Gedanke und Inhalt ist hier massgebend und entscheidend für den Dichter gewesen. Die Tragödie ist aber eine Kunstgestaltung nicht minder als das Werk des Künstlers in Erz oder aus Marmor, und daher war für den Kunstdichter dasselbe Gesetz massgebend wie für den Künstler.

Schluss der Sitzung.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Nachmittags 3 Uhr.

Dr. Flach (Tübingen) spricht über das *Violarium* der Kaiserin Eudokia. Von culturhistorischem Interesse ist es, dass eine byzantinische Kaiserin in stürmischer, bedrängter Zeit ein so mühevolleres Werk, wie das *Violarium*, zu verfassen im Stande war, falls sie nämlich überhaupt die wirkliche Verfasserin der Schrift ist. Denn in neuester Zeit wieder (1876) hat Constantin Sathas versucht, die Unächtheit der Schrift zu beweisen und positiv den Byzantiner Michael Psellos als deren Verfasser darzuthun. In dessen Briefe nämlich an Romanus Diogenes (V s. 226) heisst es, er wolle dem Kaiser bei seinem Einzuge ein Werk überreichen, ausgezeichnet durch Anmuth, *ὄντινα λειμῶνα* u. s. w.; hier schreibt Sathas *ἴων τινὰ λειμῶνα* als Buchtitel, was offenbar nicht möglich ist. Ferner ist die Stelle überhaupt so zu verstehen: „Ich will ein Buch herausgeben, das von dir handeln soll“. Möglich, dass er eine historische Monographie damit meinte, wie sich denn unter seinen Werken auch ein geschichtliches findet. Sodann glaubt Sathas in des Psellos *Enkomion εἰς τὴν μητέρα* (V s. 59) eine Inhaltsangabe des *Violarium* zu finden, was aber nicht zutrifft. Endlich müssten wir doch im *Violarium* die mythologische Richtung des Psellos wiederfinden, aber wir finden von seiner christlichen Allegorie keine Spur. Sathas meint nun, Eudokia habe das Werk dem Psellos abgebetzelt und dann ihren eigenen Namen darauf gesetzt. Doch, wie wir sehen, die Autorschaft des Psellos ist in keiner Weise nachgewiesen. Höchst auffallend bleibt aber, dass das Werk einer Kaiserin, und einer byzantinischen Kaiserin, nur in einer einzigen Handschrift erhalten ist, welche zudem noch erst aus dem 15. oder 16. Jahrhundert stammt und deren Titel erst nachträglich in kleinerer Schrift hinzugesetzt ist. Dazu kommt noch, dass das Werk vom 11. bis 16. Jahrhundert gar nicht erwähnt wird. Und dennoch sind diese Gründe nicht durchschlagend. Denn einmal wurde die Verbreitung der Schrift dadurch gehindert, dass die Kaiserin bald nach Abfassung derselben auf Lebenszeit in ein Kloster gesperrt wurde. Sodann ist die Ueberschrift zwar später nachgetragen, aber nicht von anderer Hand. Endlich wird es auch als Werk des Psellos nicht erwähnt; dessen Schriften sind in zahlreichen Handschriften erhalten, obwohl keine an Bedeutung das *Violarium* erreicht. Seine Blütezeit fällt nach dem Sturze der Kaiserin, und er hätte sicherlich das Werk reclamirt und vervielfältigt, wäre es sein Eigenthum gewesen. Für die Aechtheit spricht sodann der Einleitungsbrief, in welchem die Verfasserin von sich als Kaiserin spricht, sowie die verschiedenen Femininformen, welche sich mit Beziehung auf die Verfasserin in dem Werke finden. Der einzige Punkt, bei welchem man das Werk fassen kann, ist der allerdings bedenkliche Umstand, dass die Excerpte der Eudokia immer gerade mit den schlechtesten Handschriften stimmen, woraus man schliessen könnte, dass ein Compiler etwa des 15. Jahrhunderts der Verfasser sei. Bis dies aber genau erwiesen ist, bleibt Eudokia die Verfasserin.

Gymnasiallehrer Gropius (Weilburg) hat sich auch mit dem Gegenstande beschäftigt, ist aber von der Aechtheit ganz zurückgekommen. Zwar an Michael Psellos ist nicht zu denken, wohl aber an einen Fälscher des 15. oder 16. Jahrhunderts. Denn es ist Eustathius benutzt und von Paläphatus sogar ein aldinischer Druck. Die benutzten

Schriften sind uns alle heute noch zugänglich, und zwar ist ihre Benutzung eine derartige, dass ein Satz oft in seinen Bestandtheilen zwei Schriftstellern entlehnt ist. Die Hauptaufgabe der Kritik ist daher zu untersuchen, welcher Zeit die benutzten Handschriften angehören, beziehungsweise, ob Drucke benutzt wurden.

Dr. Flach erwidert, dass das von Gropius Behauptete noch keineswegs erwiesen sei. Wäre es, so wäre die ganze Frage erledigt.

Der Vorsitzende theilt mit, dass der Vorschlag zur Fortsetzung der Debatte über die Responcion gemacht worden sei. Wird angenommen.

Geh. Regierungsrath Dr. Firnhaber (Wiesbaden) bedauert, dass es den Anschein gewinne, es solle eine im vorigen Jahre der exegetischen Section gestellte Aufgabe ungelöst bleiben. Eine besondere Commission sei damals beauftragt, Thesen zu stellen; die derselben schuldige Rücksicht fordere, dass sich die Section für eine der aufgestellten Thesen entscheide. Die Frage sei ja nicht neu, sei schon in den dreissiger Jahren zur Behandlung gekommen.

Unzweifelhaft sei eine Symmetrie in den Dialogen vorhanden; sie sei dem Leser wahrnehmbar: ein Streit könne nur darüber entstehen, ob dieselbe auf einem Gesetze beruhe. Zur Entscheidung dieses Streites seien heute Morgen die französischen Tragiker angerufen, mit vollem Rechte könne ein Gleiches mit den deutschen geschehen. Die griechische Tragödie sei aber für keine Leser geschrieben, sondern nur für einen Zuhörer. Was diesem nicht wahrnehmbar habe gemacht werden können, sei unmöglich ein Gesetz gewesen. Erkennbar dem Zuhörer sei die Symmetrie gewesen bei lyrischen Partien durch die musikalische und choreutische Begleitung, bei dem Dialoge in den Semisticho-, Sticho-, Disticho-, ja, auch noch bei Tristicho- und Tetrastichomythien, aber darüber hinaus gewiss nicht. Der Zuhörer habe die Trimeter einer längeren Rede nicht nachzählen können, um so weniger, als dieselben nicht scandirt sondern declamirt seien, die Declamation aber bestimmte Ruhepunkte nach sich ziehe und sich naturgemäss nach dem Charakter der Rolle richte. Gewiss habe der griechische wie jeder dramatische Dichter sich bestrebt, bei den Reden und Gegenreden die grösste Objectivität zu bewahren, nicht die eine Partei mit Vorliebe zu behandeln, sondern beiden rücksichtlich des Inhalts ihrer Worte gerecht zu werden. So würden diese Wechselreden annähernd auch gleiche Verszahl haben, aber durch ein Gesetz, dieselben in vollständig gleicher Verszahl zu geben, würde sich der Dichter nicht einschränken lassen, auch der griechische nicht, möchte derselbe auch allerhand Versausfüllungen zur Hand gehabt haben, von denen Redner in seinem Buche „Verdächtigungen Euripideischer Verse“ 1840 eine nicht geringe Zahl gegeben. Dass Sophokles kein solches Gesetz kenne, dafür wolle er aus dem von Prien angezogenen König Oedipus ein eclatantes Beispiel anführen. Als in dem heftigen Streite des Königs mit Tiresias der erstere v. 380 seinem Zorne in 24 Trimetern die Zügel dergestalt schiessen lässt, dass der Chor zur Besonnenheit mahnt, beginnt Tiresias die Gegenrede mit den Worten  $\epsilon\iota\ \kappa\alpha\iota\ \tau\upsilon\pi\alpha\nu\nu\epsilon\iota\varsigma,\ \acute{\epsilon}\xi\iota\omega\tau\acute{\epsilon}\omicron\nu\ \tau\acute{o}\ \gamma\omicron\upsilon\nu\ \iota\varsigma\ \acute{\alpha}\nu\tau\iota\lambda\acute{\epsilon}\xi\alpha\iota.\ \tau\omicron\upsilon\delta\epsilon\ \gamma\acute{\alpha}\rho\ \kappa\acute{\alpha}\gamma\omega\ \kappa\tau\alpha\tau\acute{\omega}.$  Er kündigt also ausdrücklich an  $\acute{\epsilon}\xi\iota\omega\tau\acute{\epsilon}\omicron\nu\ \iota\varsigma\ \acute{\alpha}\nu\tau\iota\lambda\acute{\epsilon}\xi\alpha\iota.$  Da würde ja Sophokles, wenn es ein Gesetz der Symmetrie gegeben hätte, wenn irgendwo, dieses  $\iota\varsigma\ \acute{\alpha}\nu\tau\iota\lambda\acute{\epsilon}\xi\alpha\iota$  durch eine gleiche Verszahl der Gegenrede ausgedrückt haben. Weit gefehlt! Auf die 24 Trimeter des Oedipus folgen nur 21 des Tiresias.

Und wie möge man nun gar dem Euripides ein solches Gesetz aufocctroyiren, dem

τραγικώτατος, der sich nur von der Hauptaufgabe leiten lasse, in der Darstellung seiner Personen die Natur und die Wahrheit zur Richtschnur zu nehmen, wie Aristoteles nicht genug zu rühmen weiss, der so manche frühere Schranke abwarf, in Wirklichkeit ληκύθιον ἀπώλεσεν, der ein Publicum vor sich sah, das für solche Feinheiten der Mehrzahl nach gar nicht empfänglich war, der sich nicht scheute, eine neu auftretende Person mitten im Trimeter ihre Rede beginnen zu lassen, auf eine in Tetrametern ausgesprochene Bitte die Antwort in Trimetern zu geben, den Vers sogar unter drei Personen zu theilen, die verpönte Cäsur in der dritten Arsis frischweg anzuwenden u. s. w.

Er vermöge nur den vorsichtigen Thesen Christs zuzustimmen. Cicero sage einmal (de divin. II, 54) von einem Akrostichon: id certe magis attentus est animi quam furentis. Man möge sich vor der Aufstellung von Gesetzen hüten, welche den griechischen Tragiker gezwungen haben würden, zum Nachtheil seiner Dichtung magis attentus animi quam furentis zu sein!

Dr. Ascherson (Berlin) bringt zunächst eine weitere moderne Analogie bei aus Göthes „Mitschuldigen“ im 3. Akte, wo die Gliederung zu je 10 Versen ganz augenscheinlich ist. Im griechischen Drama ist nicht etwa von Aristophanes auszugehen, sondern der historische Weg einzuschlagen. Das hat denn auch Redner gethan und bei Aeschylos eine dreifache Gestalt der Erscheinung gefunden: erstens im Anschlusse an lyrische Stücke, in der Art, dass lyrische Partien oft ganz umgeben sind von einem Kranze gleichzahliger Stücke; zweitens Stichomythien, und endlich Symmetrie in der Weise der bekannten sieben Redepaare in den Septem. Bei Euripides stimmt Redner mit den Resultaten Christs überein, da Oeris Zahlen nicht stimmen und Redner für Priens Ansicht kein richtiges Verständniss hat. Die Thatsachen sind noch nach wie vor zu untersuchen, besonders in der Richtung, ob symmetrischer Bau ohne gewaltsame Mittel festgehalten werden kann. Wir dürfen uns dabei in keiner Weise die Hände binden lassen.

Prien: Wir wissen es zunächst dem Herrn Geh. Rath Firnhaber Dank, dass er die Frage der Symmetrie nochmals in einer Sitzung wieder aufgenommen, und um so mehr, als die weite Umschau und Umsicht, mit der die Kunstgestaltung der Tragödie überhaupt nicht nur im Alterthum sondern auch der modernen Völker und der Neuzeit mit hineingezogen und beleuchtet, und die Wärme, mit der die ganze Frage behandelt ist, die Sache auf einen höheren und allgemeineren Gesichtspunkt hingeführt hat. Wenn ferner Herr Dr. Ascherson seit einem Jahre die in Tübingen angeregte Frage systematischer Gliederung bei allen drei Tragikern verfolgt und zu gleichem Resultat gelangt ist, so ist diese Mittheilung eine eben so willkommene als erfreuliche, und sehr zutreffend ist seine Bemerkung, dass man hierbei nicht mit Aristophanes und Euripides, sondern mit dem Aeschylos beginnen müsse. Denn wie in dem innern Wesen die Dichtungen dieser drei Tragiker nicht nur wesentlich verschieden sind, so dass man wohl gesagt hat, Aeschylos habe Götter, Sophokles Heroen, Euripides Menschen auf die Bühne gebracht, und wie in der Zeichnung der Charaktere und der Entwicklung der dramatischen Handlung bei Aeschylos dies in wenigen markigen Zügen, bei Sophokles in feinsten Durchführung und der vollsten Motivierung, Alles in schöner Harmonie, bei Euripides in sophistisch-rhetorischer Art gegeben, so waltet auch in Bezug auf diese Frage ein grosser Unterschied zwischen ihnen ob. Man wird finden, dass bei Aeschylos weit einfacher, bei

Sophokles in grosser Vollendung, bei Euripides mehr künstlich diese Symmetrie oder das Gesetz strophischer Entsprechung angewandt ist, und man wird, um mich wieder des Vergleichs mit der bildenden Kunst zu bedienen, bei ihnen wiederfinden die drei Stufen des Kunststils und der Kunstentwicklung der Zeit vor Phidias (Einfachheit der Motive und eine gewisse Strenge), des Phidias selbst (das Ideale in vollendetem Ebenmass und Harmonie), und der Zeit nach Phidias (mehr künstliche und effectvolle Motive).

Um schliesslich eine Anfrage oder einen Einwurf des Herrn Geh. Rath Firnhaber zu beantworten, dass in der Gegenrede des Tiresias v. 407 auf Oedipus' Beschuldigung nicht eine gleiche Verszahl sich finde, und doch wenn irgendwo gerade hier, schon wegen des ἵς ἀντιλέξει, erwartet werde, so bemerke ich, dass diese Forderung voller Gleichheit und Entsprechung vollkommen berechtigt ist, eine unbefangene Interpretation aber auch eine zweifache Lücke aufweist, und das Gesetz der Symmetrie uns jetzt die Grösse der Lücke bestimmen lässt, was sonst nicht möglich gewesen wäre. Nach v. 410 ist ein Vers ausgefallen, nicht drei, wie man wohl angenommen hat. Eine Lücke ist aber nach v. 410 anzunehmen, denn hiat oratio. Zweierlei spricht Tiresias in diesen vier Versen und 1) vindicirt er sich das Recht in Worten zu erwidern, 2) weist er des Königs Insinuation, als erstrebe er παραστατήρειν θρόνοιο τοῖς Κρεοντείοις πέλας (399) mit Entschiedenheit zurück οὐ Κρέοντος προστάτου γεγράφομαι. Das Erste erhält nun seine Begründung durch οὐ γάρ τι σοὶ ζῶ δοῦλος ἀλλὰ Λοξία, und damit hat Gedanke und Rede seinen rechten Abschluss. Das Zweite aber ist in der Form einer Folgerung (ὥστε οὐ Κρέοντος προστάτου γεγράφομαι) unmittelbar an das Erste gereiht, „so dass ich nicht den Kreon als προστάτης brauche“. Solche Folgerung ist nicht nur gegen alle Logik, sie ist hier auch widersinnig. Es fehlt, d. h. es fiel aus das vermittelnde Glied, ein Gedanke, aus dem sich jene Folgerung ergibt, ein Vers, der etwa enthielt: ὅστις . . . μου προκίθεται oder ὅστις . . . κηδεμών und den Apoll als seinen Schirm und Hort bezeichnete. Es konnte das Auge des Abschreibers leicht von dem ὅστις auf ὥστε abirren und so den Vers übersehen.

Die zweite Lücke ist nach v. 415. Offenbar zerfällt die Rede des Sehers 408—425 in zwei Haupttheile. Der zweite Haupttheil prophezeit die schwere Strafe und das schwere Leid, das den König ereilen und treffen wird, (wo Tiresias als Prophet enthüllt, — daher die Futura) und beginnt mit v. 417. In dem ersten Haupttheil weist der Seher (nach den oben besprochenen fünf Versen) mit λέγω δέ den ihm gemachten Vorwurf der Blindheit damit zurtück, dass er den König voller Blindheit und Unkunde über sein eigen Verhältniss und seine eigne Person zeigt. Dass man diese zwei Haupttheile nun nicht in einen Satz vereinen, noch auch durch καὶ anreihen kann, vielmehr ein δέ und ein Punkt nach 416 erforderlich ist, bedarf wohl keiner weiteren Begründung. Kurz der Schlusssatz des ersten Haupttheils wird so zu schreiben sein:

οὐ καὶ δέδορκας κοῦ βλέπεις ἴν' εἶ κακοῦ  
οὐδ' ἔνθα ναίεις οὐδ' ὄτων οικεῖς μέτα,  
κοῦκ οἶσθ' ἀφ' ὧν εἶ, καὶ λέληθας, ἐχθρὸς ὧν,  
τοῖς σοῖσιν αὐτοῦ νέρθε κάπῃ γῆς ἄνω.

so dass sich κοῦ βλέπεις und κοῦκ οἶσθα entsprechen. Zieht Jemand mit Reiske καὶ δέδορκώς vor, so ist dagegen an sich nichts einzuwenden.

Der zweite Haupttheil wird aber begonnen haben etwa:

εἰς τὴν δ' Ἐρινύου oder Δίκης δὲ u. s. w.

„ereilen wird dich aber alsbald die Dike (Erinys)“.

Der Vorsitzende schliesst die Debatte und ist der Ansicht, dass die Frage noch reiflicher Ueberlegung und gegenseitigen Meinungsaustausches in Wort und Schrift bedarf, um zur endgiltigen Lösung gebracht werden zu können.

Oberlehrer Meyer (Herford): Die Stelle, über welche ich Ihr Urtheil hören möchte, findet sich Caes. b. g. I, 20 und lautet: Dumnorix bat den Caesar ne quid gravius in fratrem statueret: Scire se illa esse vera nec quemquam ex eo plus quam se doloris capere. Ich hatte dieselbe in Tertia erklärt und übersetzen lassen „und er mache Niemandem mehr Kummer als ihm“, indem ich eo auf frater bezog. Der Zufall wollte, dass ich am nächsten Tage von einem Collegen vertreten wurde, welcher eo neutral gefasst wissen wollte und die Schüler veranlasste zu übersetzen „es mache Niemandem mehr Kummer“. So kam es zu einem Dispute und schliesslich zur Wette, um deren Entscheidung der Herr Provinzialschulrath Schultz in Münster gebeten wurde. (Heiterkeit.) In liebenswürdiger Weise kam derselbe dieser Bitte nach. Es ginge ihm, so schrieb er, wie dem Simonides; je länger er darüber nachdenke, desto zweifelhafter werde er, doch, solle er durchaus eine Entscheidung treffen, so sei er für die neutrale Auffassung. Ich hatte unterdessen weiter geforscht, Alles nachgeschlagen, was mir zur Hand war. Baumstark übersetzt es neutral, ebenso Köchly und Perthes, der Köchlys Uebersetzung zu Grunde legt. Eichert in seinem Specialwörterbuch, desgleichen Hinzpeter in dem seinigen nehmen es ebenfalls neutral. Die Commentatoren Doberenz 2. Auflage, Kraner 6. Auflage, Moritz Seyffert 2. Auflage, Stüber und Reinhard schweigen gänzlich. Freund erklärt: ex eo nämlich fratre. Und ich glaube, diese Auffassung ist die richtige. Zuerst muss die Behauptung zurückgewiesen werden, als dürfe man wohl dolorem capere ex aliqua re, nicht aber ex aliquo sagen; abgesehen davon, dass kein erdenkbarer Grund vorliegt, weshalb die Quelle, aus der Jemand Schmerz schöpft, nicht auch ein lebendes Wesen sein könne, so ist durch ex aliquo dolere Zumpt § 309, Georges s. dolere sowie durch die verwandten Redensarten gaudium, desiderium, gloriam, laudem, laborem capere ex aliquo (Georges s. capere) diese Möglichkeit ausser Zweifel gestellt. Die Gründe, an dieser Stelle ex eo nicht neutral zu fassen, sind folgende:

1. Der bei Caesar feststehende Gebrauch, neutrale Ausdrücke durch res zu umschreiben, wenn sie ihrer Form nach vom masc. sich nicht unterscheiden (ich erinnere an ea re impetrata, inopia omnium rerum und die sehr bezeichnende Stelle Quod non fore dicto audientes dicantur nihil se ea re commoveri b. g. I, 40, 12); ja Caesar hat für diese Umschreibung eine besondere Vorliebe (cf. Kraner zu b. g. I, 29, 2), so dass auch ohne besondern Grund ea res für id sich findet (z. B. I, 23. II, 1).

2. Es müsste doch nothwendig ex iis heissen, da ja wirklich von vielen Frevelthaten des D. die Rede ist und ja unmittelbar vorher illa esse vera gesagt ist; wie sollte nun plötzlich der Singularis stehen können. Auf den ganzen Satz illa esse vera kann eo nicht bezogen werden, da ihm doch nur die Frevelthaten selber, nicht der Umstand, dass sie wahr sind und er dies weiss, Kummer machen können.

3. Der Zusammenhang. Sieht man nämlich die Begründung des Kummers an,

so ergibt sich bald, dass das *eo* auf das unmittelbar vorhergehende *frater* sich bezieht. „Sein Bruder bereite zwar Caesar und den Römern Kummer und Sorge, aber ihm noch viel mehr, da er, der erst durch ihn etwas geworden sei, ihn dafür zum Danke zu stürzen suche und ihm auf jede Weise entgegenarbeite.“ Die dem Dumnorix vom Caesar vorgeworfenen Frevelthaten (Verzögerung der Getreidelieferung, Verrath beim Reitergefecht u. s. w.) konnten dem Divitiacus unmöglich mehr Kummer machen als dem Caesar; sie konnten ihn für seine Person ziemlich ruhig lassen. Aber Dumnorix selbst musste dem Bruder mehr Kummer bereiten als dem Caesar, da die Verletzung eines nahen Verwandten doch mehr schmerzt als die eines Fernstehenden. Er sagt also: ich habe mehr Veranlassung, auf ihn böse zu sein, als du. Wie will man endlich aufrecht erhalten die Gedankenverbindung „Diese Frevelthaten schmerzen mich mehr als dich deswegen, weil (*propterea quod*) er mich zu stürzen sucht?!“

Darnach, glaube ich, ist man genöthigt *ex eo* masculinisch zu fassen und zu übersetzen „und Niemandem mache er mehr Kummer als ihm“.

Den Einwand des Directors Weidner, es müsste dann *illo* heissen, sucht der Vortragende aus demselben Capitel zu widerlegen, wo es heisst: *Quod si quid ei* (d. i. Dumnorigi) *a Caesare gravius accidisset*.

Die Versammlung sieht von einer weiteren Discussion ab, da keine Texte des b. g. vorliegen.

---

Prof. Dr. Linker (Prag) spricht über die Horazische Ode I, 34 (*Parcus deorum cultor et infrequens*). Eine vielberufene Ode: während Franz Ritter sie und die daraus sprechende Gesinnung lobt, verwirft Lehrs das ganze Gedicht, falls man nicht annehmen wolle, dass Horaz an temporärem Wahnsinn gelitten habe. Der gegenwärtige Zustand des Gedichts freilich könnte ein derartiges Urtheil als berechtigt erscheinen lassen, doch ist ihm durch kritische Mittel zu helfen. Anstössig ist zunächst *plerumque*; was sodann *Styx* und *Taenarus* sollen, ist nicht einzusehen, und endlich kann der Dichter unmöglich fortfahren, wie er thut, wenn er bisher nur gesagt hat, Jupiter habe einen Blitz aus heiterem Himmel gesandt. Statt jener beiden Namen — und Namen sind ja in den Handschriften mehr als anderes der Verderbniss ausgesetzt — erwartet man den Osten als Gegensatz zum äussersten Westen, also die Euphratländer, die Parther. So ist dann von unerhörten Siegen in Ost und West die Rede, dann sagt der Dichter: ich danke den Göttern, dass das römische Reich jetzt solchen Umschwung erfahren hat. Im zweiten Jahre nach der Schlacht bei Actium, als Octavian noch in Syrien war, wurde der Partherkönig Phraates plötzlich gestürzt und an seine Stelle trat Tiridates, der *obscurus*, welchen *fortuna* erhöht. Statt *Styx* u. s. w. schlägt Redner vor: *Susa et invis horrida Achaemeni* (*genet.*) *sedes*, sodann *utrimque* statt des anstössigen *plerumque*. Bei dieser Textgestaltung hätte das Gedicht einen ähnlichen Inhalt wie Verg. Catal. XII, und es wäre interessant, die beiden Dichter denselben Gegenstand besingen zu hören.

Damit schlossen die Verhandlungen der Section, welche sich nach einem Hoch auf ihren Präsidenten trennte.



## V. Orientalische Section.

Die orientalische Section zählte 45 Theilnehmer und hielt vier Sitzungen. Den Vorsitz führte der in der vorjährigen Versammlung zu Tübingen dazu bestimmte Prof. Dr. Gildemeister (Bonn), zum Vicepräsidenten wurde Prof. Dr. E. Kuhn (München), zu Sekretären Prof. E. Prym (Bonn) und Dr. C. Cornill (Frankfurt a. M.) und, nachdem Letzterer plötzlich hatte abreisen müssen, Prof. Dr. H. Jacobi (Münster) gewählt. Da die Section zugleich die jährliche Generalversammlung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft bildet, der die meisten Sectionsmitglieder anzugehören pflegen, so wurden in ihr die Geschäfte der Gesellschaft erledigt, die einen grossen Theil der zugemessenen Zeit in Anspruch nahmen. Der sehr eingehende Jahresbericht über die litterarischen Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der orientalischen Philologie wurde diesmal von den Herren Kautzsch (Basel), Kuhn (München) und Socin (Tübingen), die ihn unter Mitwirkung anderer bearbeitet hatten, jedoch wegen Kürze der Zeit nur zum Theile, erstattet.

Unter den Vorträgen war der erste der des Prof. Savelsberg (Aachen) über die lykischen Inschriften und die darin enthaltene Sprache, die er mittelst Erklärung einiger Grabinschriften erläuterte und die im einzelnen der Erforschung noch grosse Schwierigkeiten entgegensetzt, obschon vieles dem Inhalte nach im ganzen und grossen verstanden werden kann. Der Redner legte die erste Hälfte seiner im Druck befindlichen zweiten Schrift über den Gegenstand der Versammlung vor.

Herr Halévy\*) aus Paris hielt in französischer Sprache einen Vortrag über die Inschriften der Safâ. Es sind das kurze Inschriften eigenthümlicher Art, die sich zu Tausenden in den unbewohnten Gegenden am nördlichen Rande der arabischen Wüste gegen Syrien zu in die Steine und Felsen roh eingemeisselt finden, die man seit etwa zwanzig Jahren namentlich durch den verdienten ehemaligen preussischen Consul in Damaskus, Dr. Wetzstein, kennt, die aber bisher der Entzifferung spotteten. Nachdem kürzlich Graf de Vogtî genauere Copien einer grösseren Anzahl (etwa 400) herausgegeben hat, ist es sofort dem Vortragenden gelungen, mit sicherer Methode das Alphabet, das ein dem ältern hebräischen entfernt verwandtes, schon sehr abgeschliffenes ist, zu bestimmen und die Worte zu lesen. Die Entzifferung ist definitiv und abschliessend, der Inhalt besteht in kurzen Phrasen, die Durchziehende zu ihrem Gedächtniss oder zur Segenerflehung eingruben, in einem zwischen dem Arabischen und Hebräischen stehenden, selbständigen Dialekt. Der Vortragende sieht darin Werke der unter römischer Herrschaft die Grenze schützenden Beduinenstämme etwa aus dem Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr.

---

\*) Die Vorträge von Halévy, Schlottmann und Hommel sind im ersten Heft des XXXII. Bandes (1878) der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft abgedruckt.

In ein ganz anderes Gebiet führte der Vortrag des Dr. Bühler aus Bombay, der in Indien in einflussreicher Stellung die deutsche Sanskritphilologie vertritt, über die Bestimmung der Bussen (prāyaścitta's) in Indien. Die durch Beispiele aus der heutigen Praxis, die nothwendig für den Europäer einen heiteren Charakter haben mussten, erläuterte Darstellung lieferte eine neue lehrreiche Illustration zu dem Erfahrungssatze, dass religiöse Einrichtungen, die in älteren Culturzuständen ihre Berechtigung hatten, hartnäckig unter anderen Culturbedingungen festgehalten, in völlige Veräusserlichung und Verknöcherung auslaufen müssen.

Prof. Schlottmann (Halle), an persönlichem Erscheinen verhindert, liess durch Dr. Frenkel seine Ideen mittheilen, wie in der schon vielfach bearbeiteten aramäischen Steininschrift, die sich jetzt zu Carpentras in Frankreich befindet, Reim und Metrum nachzuweisen und einige Wörter befriedigender zu erklären seien.

Prof. Hoernle (Calcutta) redete über die Verwandtschaftsverhältnisse der nordindischen Sprachen und gab eine neue Classification derselben.

In Nordindien gibt es nach der gewöhnlichen Annahme sieben mit dem Sanskrit verwandte Sprachen; unter diesen das sogenannte Hindí. In Wirklichkeit sind aber unter letzterer Bezeichnung irrthümlicher Weise zwei ganz verschiedene Sprachen zusammengefasst, das Ost- und West-Hindí. Das Ost-Hindí ist mit dem Bangálí und Oriyá näher verwandt als mit dem West-Hindí und bildet mit demselben eine besondere Sprachgruppe, die Ost-Gaudische. Andererseits bildet das West-Hindí mit dem Panjábí, Sindhí und Gujarátí eine zweite Gruppe, die West-Gaudische. Eine dritte Gruppe, die Süd-Gaudische, ist das Maráthí für sich; und eine vierte Gruppe sind das Naipálí und die anderen Himálaya-Dialekte. Ferner ist das Maráthí dem Ost-Gaudischen näher verwandt als dem West-Gaudischen, und umgekehrt steht das Naipálí dem letzteren näher als dem ersteren. Es zerfallen also die vier Gaudischen Sprachgruppen in zwei grössere Complexe, nämlich das Südost- und das Nordwest-Gaudische, welche den beiden alten Prákrit-Arten, dem Mágadhí und dem Saurasení-Maháráshtrí correspondiren. Mehr oder weniger vereinzelte Merkmale des Mágadhí lassen sich aber durch das ganze Saurasení-Gebiet bis an die Westgrenze Nordindiens verfolgen, und umgekehrt finden sich einzelne Saurasení-Merkmale in abnehmender Anzahl bis zur Ostgrenze hin vor. — Es scheint somit, dass in uralter Zeit die Mágadhí-Sprachform in ganz Nordindien herrschte und dann allmählich von dem sich wie ein Keil einschiebenden Saurasení gegen Osten zu verdrängt wurde. Damit stimmt, dass die beiden ausserhalb der Westgrenze Nordindiens herrschenden Sprachen, das Pashtu und Káfiri, entschiedene Mágadhí-Merkmale besitzen. Es lassen sich also vier grosse Sprachperioden in Nordindien unterscheiden: I. die Zeit der Alleinherrschaft des Mágadhí; II. die Zeit, wo das Saurasení sich mit dem Mágadhí in Nordindien theilte, diese Periode bestand schon zur Zeit der ersten Prákrit-Grammatik; III. die Zeit, wo das Saurasení und das Mágadhí in die vier grossen Gaudischen Gruppen zerfallen waren, aus dieser Zeit datirt die älteste bekannte Gaudische Litteratur, z. B. das Alt-Hindí-Epos, das Paithiráj Rasau von Chand; IV. die jetzt noch herrschende Zeit, wo die vier Gaudí-Gruppen sich in acht verschiedene Sprachen getheilt haben.

Unter den Assyriologen besteht eine eifrig erörterte Streitfrage, ob gewisse sehr alterthümliche und von den anderen wesentlich unterschiedene Keilinschriften eine besondere Sprache, die man sumerisch oder akkadisch genannt hat, oder nur eine besondere

Schriftart bildeten. Dr. Fritz Hommel (München) trug die erstere Ansicht vor und fand in dem genannten Herrn Halévy, dem Verfechter der entgegengesetzten Theorie, einen Gegner, was zu einer belebten Discussion Veranlassung gab.

Einige kleinere Vorträge und Verhandlungen brauchen hier nicht im einzelnen aufgeführt zu werden.

Endlich ist in der Section die förmliche Constituirung einer schon länger vorbereiteten Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Palästinas erfolgt, welche geographischen, sprachlichen, ethnologischen und archäologischen Forschungen über dieses Land gewidmet sein soll und ihre Zwecke theils durch eine Zeitschrift, theils, wenn es die Mittel erlauben werden, durch Localuntersuchungen und Nachgrabungen erreichen will. Gegründet ist sie nach dem Vorbilde der ähnlichen englischen Gesellschaft, welche mit grossen Mitteln bereits bedeutende Unternehmungen, eine Vermessung des ganzen dies-jordanischen Landes, umfangreiche Nachgrabungen in Jerusalem u. dgl. ausgeführt und die Ergebnisse gelehrt zu bearbeiten versucht hat. Diese gelehrten Bearbeitungen entsprechen jedoch den Anforderungen, welche die deutsche Wissenschaft stellen muss, nicht völlig, und sollte die Gesellschaft in Aufwendung äusserer Mittel mit der älteren vielleicht oder wahrscheinlich nicht wetteifern können, so hofft sie doch in letzterer Beziehung die nothwendige Ergänzung zu ihr zu bilden.

---

Für die XXXIII. Versammlung in Gera wurde Geh. Hofrath Prof. Dr. Stickel in Jena zum Präsidenten der Section erwählt.

---

## VI. Mathematisch-naturwissenschaftliche Section.

### Erste Sitzung.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Section versammelte sich zum ersten Male Mittwoch, den 26. September, nach der ersten allgemeinen Sitzung um 12 $\frac{1}{2}$  Uhr. Die Zahl der Theilnehmer überstieg 70; in den aufgelegten Listen waren 67 Namen eingetragen.

Als Vorsitzender wurde Prof. Unverzagt (Wiesbaden) gewählt, dem als Schriftführer Rector Dr. Frankenbach (Hattingen) und Real-Gymnasiallehrer A. Schmidt (Wiesbaden) beigegeben wurden.

Prof. Unverzagt machte zuerst Mittheilungen über die Ausführung der von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section bei der Versammlung in Tübingen gefassten Beschlüsse. Es waren zwei Referenten gewonnen worden, Prof. Dr. Günther (Ansbach) und Oberlehrer Dr. Krebs (Frankfurt), welche über die wichtigsten neuen Arbeiten auf dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften berichten sollten, insoweit dieselben in das Gebiet des Lehrplanes der höheren Schulen fallen. Leider war Dr. Krebs durch Krankheit verhindert, seinen Bericht über die Naturwissenschaften vorzutragen.

Eine Mittheilung über den Inhalt der zu haltenden Vorträge und der zu stellenden Thesen durch die Fachzeitschriften schon früher in die beteiligten Kreise gelangen zu lassen, wie dies ebenfalls in Tübingen gewünscht worden, war nicht möglich gewesen, da Anzeigen über die zu behandelnden Materien erst in der letzten Zeit einliefen. Doch wird auf Anregung des Oberlehrers Dr. Fehrs (Wetzlar) die Aufrechthaltung dieser Bestimmung von der Versammlung beschlossen.

Von Prof. Hoffmann (Wien) war ein Schreiben eingetroffen, worin er sein Nichterscheinen durch geschäftliche Verhinderung motivirte. Als Themata zur Besprechung in der Section schlug er vor: die Lehrerbildung auf der Universität, das neue Logarithmuszeichen, die neuere Geometrie auf der Schule, die Reorganisation des mathematischen Unterrichts, die Erweiterung des physikalischen Unterrichts, der Zeichenunterricht auf Grund der Geometrie, ein Mathematik-Lehrer-Congress.

Da die Zeit zu weit vorgerrückt war, so wurde nur noch die Tagesordnung für die zweite Sitzung festgestellt und die Sitzung um 1 Uhr 15 Min. geschlossen.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 27. September, Morgens 8 Uhr.

Prof. Günther (Ansbach) sprach über „die pädagogisch verwerthbaren mathematischen Errungenschaften der Neuzeit“\*).

Meine Herren! Der Vortrag, welchen ich zu halten gedenke, betrifft ein Thema, welches sozusagen ständig den wissenschaftlich fühlenden Lehrer der Mittelschule beschäftigt, und aus diesem Grunde, da ja von dem, dass das Herz voll ist, der Mund gerne überfließt, wohl auch einmal improvisatorisch behandelt werden kann. Und zeitgemäss ist dieses Thema gegenwärtig gewiss, da leider die nie ganz geschlossene Kluft zwischen mittlerer und Hochschule eine solche Ausdehnung gewinnen zu wollen scheint, dass dadurch der so nothwendige innere Zusammenhang in dem Unterrichtswesen völlig sich lösen dürfte. Um ein so unheilvolles Ereigniss nach Kräften hintanzuhalten, bedarf es auch von unserer Seite des festen Vorsatzes, mit den Fortschritten der lebendigen Wissenschaft in stetem Contact zu bleiben, und hierdurch wird uns hinwiederum die weitere Frage nahe gelegt, ob überhaupt und wie denn ein Theil jener Errungenschaften direct für didaktische Zwecke nutzbar gemacht werden könne, und zwar meine ich nicht etwa eine Vergrösserung des Lehrpensums, eine Einführung neuer Disciplinen, so wie es z. B. Gallenkamp's bekannter Artikel in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen“ mit den Elementen der Differentialrechnung gehalten haben will — nein, meine Anschauung geht lediglich dahin, dem Lernenden Ausblicke in ein neues, unbekanntes Gebiet, Andeutungen über gewisse, vorläufig noch transcendente Punkte zu geben und so seinen Gesichtskreis in einer für jugendliche Geister ganz gewiss anregenden, gewinnenden Weise zu erweitern; zugleich gehören hierher solche Probleme, welche an sich ebenfalls nicht für das Gros der Schülerzahl im allgemeinen sich eignen und doch vor dem richtigen Jahrgang von dem richtigen Lehrer mit bester Aussicht auf Erfolg in Angriff genommen werden können. Von Elementarwerken, welche den hier kurz skizzirten Grundgedanken durchaus zur Geltung zu bringen bestrebt sind, seien hier nur sämmtliche Lehrbücher von Joh. Frischauf, sowie vor allem L. Matthiessens Schlüssel zur Aufgabensammlung von E. Heis hervorgehoben. Dass ich als Lehrer an einer humanistischen Anstalt besonders auf diejenigen Gegenstände im folgenden Gewicht lege, welche von jeher dem eigentlichen Gymnasiallehrplane zugewiesen wurden, wird wohl in der Natur der Sache seine Begründung finden, indess sollen auch jene in das Gebiet der sogenannten höheren Mathematik einbezogenen Grundlehren nicht ausgeschlossen werden, mit welchen sich einzelne Mittelschul-Gattungen programmgemäss zu beschäftigen haben, so z. B. die bayerischen Industrieschulen, gewisse fortgeschrittene Realschulen Nord- und Mitteldeutschlands etc.

Gleich beim Beginne unserer Betrachtung treten uns als hierher gehörig die ausgedehnten Untersuchungen über die Grundsätze der höheren Analysis, speciell der Integral-

---

\*) Als der Verf. von der Geschäftsführung aufgefordert ward, einen Vortrag zu übernehmen, war er, auf einer Gebirgsreise begriffen, nicht in der Lage einen solchen auszuarbeiten. So ist es erklärlich, dass ihm während des Sprechens einzelne Punkte, über welche zu reden er sich vorgenommen hatte, entfielen; beim Niederschreiben hat er jene Lücken seinem ursprünglichen Plane gemäss ausgefüllt.

rechnung, entgegen, welche sich an die Namen Hankel, Schwarz, Thomä, Du Bois-Reymond anknüpfen. Die schwierige und doch für die Grundlegung des Infinitesimalcalculus unumgängliche Frage nach dem Zusammenhang zwischen einer Function und ihrem Differentialquotienten ist in ein wesentlich neues Stadium getreten, seitdem — wenn auch noch nicht allgemein, sondern lediglich im einzelnen Falle — der Beweis erbracht wurde, dass sehr wohl stetige Functionen ohne Ableitung, d. h. also, wenn die ältere Auffassung völlig correct wäre, stetige Curven ohne Berührungslinien gedacht werden können. Die früher übliche Methode, die Theorie der unendlichen Reihen zu begründen, ist nach manchen Seiten hin so sehr ins Schwanken gerathen, dass eine Rückwirkung auf die Didaktik der Schule kaum ausbleiben kann; ist doch sogar die fast als Dogma angesehene Behauptung, aus der Stetigkeit einer Reihe, deren Glieder sämmtlich nur von einer Variablen abhängig sind, folge unmittelbar die „gleichmässige Convergenz“ ersterer, von C. Cantor und Stolz als unhaltbar erkannt worden. In dieses principielle Gebiet erstrecken sich auch all' jene für die moderne Geistesrichtung charakteristischen Arbeiten über die geometrische Deutung der Complexen und daran sich knüpfende Algorithmen — Arbeiten, aus denen jeder Lehrer Nutzen zu ziehen vermag, der überhaupt bis zur Gauss'schen Repräsentation der Grössen  $(a+bi)$  fortschreitet. Hier wäre zu erwähnen Bellavitis Aequipollenzenrechnung, Goeran Dillners „Rechnung mit geometrischen Grössen“, Schefflers in dessen grossartigem Werk „die Naturgesetze“ durchgängig zur Anwendung gebrachter Situationscalcul und — last not least — Herrn Unverzagts Biquaternionen als Fortführung des älteren Hamilton'schen Verfahrens. Insbesondere die Aequipollenzen, welche man bei uns am leichtesten aus einer Reihe erläuternder Aufsätze in den „Nouvelles Annales de Mathématiques“ kennen lernen kann, lösen so elegant und naturgemäss planimetrische Aufgaben, dass jeder Schüler mit Vergnügen den einfachen Grundgedanken sich aneignen wird. — Wie innig eine exacte Philosophie der Mathematik mit einer rationellen Pädagogik verbunden sei, lehrt uns am deutlichsten das classische Schriftchen Dedekinds über Stetigkeit und Irrationalität. Dass überhaupt rationelle Philosophie direct in den mathematischen Unterricht verwebt werden könne, zeigt uns E. Schröders „Operationskreis des Logikcalculus“ (Teubner, Leipzig 1877), ein an die bahnbrechenden Arbeiten der Engländer anknüpfender gelungener Versuch, die Regeln der formalen Logik algebraisch herzuleiten.

Im analytischen Fache pflegt der vorgeschriebene Unterricht an Gymnasien und Realschulen meistentheils folgende Materien zu umfassen: die Lehre von den Gleichungen bis höchstens zum vierten Grade, einfache Reihen, Combinatorik mit Anwendung auf Determinanten und Wahrscheinlichkeit. Erstere gewinnt auf jeden Fall an Interesse dann, wenn man sich minder auf die oft allzuschwierigen Kunstgriffe bei Behandlung quadratischer Gleichungen concentrirt, sondern vielmehr grundsätzlich die Bedeutung der algebraischen Transformationen, das Wesen der sogenannten Resolventen, in den Vordergrund stellt. Einzelne dieser letzteren, selbst wenn sie über die vorhin gezogenen Grenzen hinausreichen sollten, wie z. B. diejenigen von Bring (Jerrard) und Malfatti, sind rein elementarer Natur; für die ganze Theorie enthält das oben schon erwähnte Werk Matthiessens eine geradezu unerschöpfliche Fülle von Anhaltspunkten. Gewiss wird der Lernende aus manchen hypercomplicirten Problemen Heis' und Bardeys („Kniffnologien“, wie sich College Schwering bezeichnend ausdrückte) weit weniger Nutzen für seine eigene Initiative schöpfen, als wenn ihm methodische Vortheile zur Herabdrückung von Gleichungen

auf niedrigere Grade von vornherein beigebracht werden. Erinnerung sei an das hübsche Verfahren St. Germain's, aus 2 Gleichungen von der Form

$$Ax^2 + 2Bxy + \dots + F = 0; A'x^2 + 2B'xy + \dots + F' = 0$$

eine Unbekannte zu eliminiren. Man käme hier an sich auf ein biquadratisches Resultat; bringt man jedoch die Gleichungen in die Gestalt

$$S + \lambda S' = 0; S + \lambda' S' = 0,$$

so lässt sich — und diese Idee ist von fundamentaler Bedeutung bei Substitutionen — die Bestimmung der Coefficienten  $\lambda, \lambda'$  auf eine Aufgabe des 3. Grades zurückführen.

Die elementare Reihenlehre ist leider noch sehr zurück; es fehlt an Schriften, welche die zahllosen Einzelmethoden zur Summation nach einheitlichen Principien geordnet darstellen. Immerhin gibt es einzelne litterarische Zeitschriften und Bücher, welche reichliches didaktisches Material in sich aufgespeichert enthalten, so die mehrfach erwähnten französischen Annalen, die von C. Girard ins Deutsche übertragenen „Anhänge zu Miles Blands algebraischen Aufgaben“ (Halle 1863), die Monographie von Schrader über allgemeine harmonische Reihen, welche letztere bekanntlich in einfacher Weise  $n$  Glieder zu geschlossenen Formen zusammenzuziehen gestatten.

Was die eigentliche Combinationslehre im engeren Sinne betrifft, so lässt sich innerhalb der Schule deren Umfang kaum erweitern; ob solch' ausgedehnte Untersuchungen, wie sie von der Hindenburgschen Schule und neuerdings wieder von Oettinger angestellt worden sind, je einer Verwerthung in diesem Sinne fähig seien, das erscheint mir zum mindesten sehr fraglich. Etwas anderes ist es mit dem jüngsten und lebensfähigsten Kinde der Combinatorik, der allmählich in das Programm fast sämtlicher Lehranstalten aufgenommenen Determinantentheorie. Welches Licht erhält durch dieselbe die ganze Lehre von der Elimination, wie vereinfacht sich bei Heranziehung der einfachsten invarianten Beziehungen der Auflösungsprocess cubischer und biquadratischer Gleichungen, wie man dies am besten aus dem nach dieser Richtung mustergiltigen Werkchen Diekmann's (Essen 1876) ersehen mag. Ihren eigentlichen Schwerpunkt aber findet diese gewaltige formale Errungenschaft unserer Zeit in der Darstellung solcher analytischer Formen durch übersichtlich gebildete independente Ausdrücke, welche bislang gegen alle solche Versuche bis zum äussersten spröde sich verhalten hatten. Als Beleg nennen wir die Näherungswerte auf- und absteigender Kettenbrüche, die von Nägelsbach, Eduard Lucas und Glaisher ziemlich gleichzeitig bewältigten Bernoullischen und Eulerschen Zahlen. Ganz kürzlich ist es jenem in analytischer Kunstfertigkeit wohl einzig dastehenden englischen Gelehrten gelungen, auf gesetzmässige Determinanten eine Anzahl der verwickeltsten zahlentheoretischen Abzählungen zurückzuführen, für welche man a priori kaum die Möglichkeit geschlossener Darstellung hätte einräumen mögen. Die Beweise dieser vom Autor der „British Association“ vorgelegten Theoreme werden noch manche Crux für die Mathematiker bilden. Für die Wahrscheinlichkeitsrechnung steht die Sache besonders günstig; eine grosse Reihe von Erweiterungen, welche diese Disciplin in jüngster Zeit erfahren, kann sofort Unterrichtszwecken dienstbar gemacht werden. Ich rechne hierher zumal die sogenannte geometrische Wahrscheinlichkeit, welche die eigentliche Domäne englischer Analytiker bilden zu wollen scheint, und deren Eigenart sich kurz dahin präcisiren lässt, dass bei ihr sowohl der Zähler als auch der Nenner des Wahrscheinlichkeitsbruches

unendlich gross ist, der Quotient aber gleichwohl eine endlich angebbare Zahl darstellt. Als Beispiel sei die den „Educational Times“ entnommene Aufgabe hier citirt: Ein Thurm vom Radius  $r$  ist mit einer Gallerie der Breite  $a$  umgeben; wie gross ist die Probabilität dafür, dass 2 auf ihr befindliche Personen einander sehen können? Hierher gehören die bekannten astronomischen Betrachtungen über die Vertheilung der Sterne am Himmel; in diesem Sinne hat bereits William Herschel seine Stern-Aichungen zur Prüfung der raumdurchdringenden Kraft seiner Fernröhre angestellt. Und die kinetische Gastheorie eines O. Meyer und Boltzmann beruht auch in letzter Instanz einzig auf einem Problem der geometrischen oder besser kinematischen Wahrscheinlichkeitslehre. — Ganz elementar ist ferner die treffliche Beweisart Schiaparellis für das arithmetische Mittel als Wahrscheinlichkeitsfunction (Astronomische Nachrichten 1874). Dort wird in der denkbar einfachsten Weise dargethan, dass die Function  $F(a_1 \dots a_n)$  stets folgenden Bedingungen genügen müsse:

$$\begin{aligned} a_1 \frac{\partial F}{\partial a_1} + \dots + a_n \frac{\partial F}{\partial a_n} &= F, \\ \frac{\partial F}{\partial a_1} + \dots + \frac{\partial F}{\partial a_n} &= 1, \\ \frac{\partial F}{\partial a_1} = \frac{\partial F}{\partial a_2} = \dots = \frac{\partial F}{\partial a_n}; \end{aligned}$$

und nun erhellt auf den ersten Blick die Identität

$$F \equiv \frac{1}{n} (a_1 + a_2 + \dots + a_n).$$

Zur Geometrie übergehend halte ich es für meine erste Pflicht, die in letzter Zeit brennend gewordene Frage nach der Stellung der sogenannten neueren Geometrie zur Mittelschule zu berühren. Zwei litterarische Erscheinungen sind es vor allem, welche die Discussion dieser Frage auf die Bahn gebracht haben: der Artikel Fiedlers „zum geometrischen Unterricht“ in der Vierteljahrsschrift der Züricher naturforschenden Gesellschaft und der im vorigen Jahre vor dieser nämlichen Section abgehaltene Vortrag Haucks (abgedruckt im Württembergischen „Correspondenzblatt“, sowie in der neuen „Zeitschrift für das Real-schulwesen“). Beide befürworten die principielle Einführung der projectivischen Geometrie in die Schule, beide knüpfen ihre Erörterungen an dasselbe Buch, die im modernen Sinne gearbeiteten „Elemente der Geometrie“ von Kruse, beide erklären sich mit dem daselbst eingeschlagenen Wege nicht einverstanden. Mit grossem Recht heben sie hervor, dass bei der hier gewählten Deduction der geometrischen Verwandtschaften in ein und derselben Ebene gerade das anschauliche Moment durchaus in den Hintergrund geschoben werde, dass diese „Projection in der Ebene“, wie sie schon vor geraumer Zeit von Weissenborn genannt und abgehandelt worden ist, niemals den gleichen Werth behaupten könne, wie die einzig in den natürlichen Verhältnissen begründete Projection im Raume. So sehr sich nun gewiss jeder Leser mit den Argumenten beider Männer — und insbesondere mit der jeder polemischen Färbung entbehrenden Darlegung des Züricher Forschers — einverstanden erklären wird, so erschwert doch andererseits deren negative Haltung gegen Kruse und andere Lehrbücher dem aktiven Lehrer die Wahl einer neuen selbständigen Taktik. Unter solchen Umständen wird mancher College gewiss mit mir zu einer vermittelnden Ansicht gelangen, deren Grundzüge ich mir noch mit einigen Worten



zu skizziren erlaube. Es kann im besonderen uns Gymnasiallehrern, die wir doch auch nicht gern allzusehr hinter unsern Amtsbrüdern von der realistischen Richtung zurückbleiben möchten, meiner Meinung nach zunächst nur darauf ankommen, dem projectivischen Grundgedanken gleich vom ersten Anfang an zum Durchbruch zu verhelfen. Dies thun wir, indem wir sofort den richtigen Begriff des Parallelismus einführen, die Grundgebilde der Geometrie der Lage, als Strahlenbüschel, Ebenenbüschel etc. gebührend betonen und so viel als möglich die principielle Scheidung zwischen Ebene und Raum als unnatürlich fortfallen lassen, wie solches bereits in den Lehrbüchern von Rudolph Wolf und Frisch auf angebahnt worden ist. Gewisse fundamentale Lehrsätze lassen sich natürlich ebenfalls gleich mit hereinziehen; so z. B. die schöne und ihres metrischen Charakters halber dem älteren Verfahren homogene Begründung der Vielecksschnittsverhältnisse, welche in Hankels posthumen Vorlesungen mit besonderem Takte vorgetragen ist. Bei dieser Art der Auffassung, welche auch in dem schon von der vorjährigen Versammlung anerkannten geometrischen Leitfaden Hubert Müllers (vier Bändchen, Teubner, Leipzig) eine treffliche Stütze findet, werden wir fürs erste bestehen, und auch mit der Euklidischen Geometrie, welche aus unzähligen hier nicht näher zu erläuternden Gründen eben doch auch manches für sich hat, einen leidlichen modus vivendi herstellen können. Insbesondere dürften die planimetrischen Constructionsaufgaben älterer Ordnung denn doch durchaus nicht von so geringem pädagogischen Werthe sein, als ihnen Hauck zugestehen möchte. Es ist ja wahr, dass auch hier, wie auf dem verwandten algebraischen Felde, vielfach eine gewisse Spitzfindigkeit sich breit macht, welche mehr auf ein falsches Ehrgefühl als auf wirkliche geometrische Kunstfertigkeit des Schülers angelegt zu sein scheint, allein trotzdem sollte man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Innerhalb der rechten Grenzen steht diese Uebung denn doch unendlich viel höher, als die Beschäftigung mit „Rebussen und Schachräthseln“, und auch die Methodik steht ihr durchaus nicht so trostlos gegenüber, wie manche anzunehmen scheinen. Es wird vergessen, dass Euklids leider so wenig bekannte „Data“ gerade einen hodegetischen Zweck verfolgen, dass ein Newton sich ausführlich in seiner Arithmetica universalis über die Constructionsprincipien verbreitete, dass die von Hauck etwas zu gering geschätzte Methode der geometrischen Oerter von den griechischen Geometern mit Meisterschaft und wahrlich nicht nach Art bloss momentaner Aperçus gehandhabt worden ist. Hankel hat freilich gezeigt, dass die von Apollonius in seinem umfangreichen Aufgabencyklus „vom Verhältnisschnitt“ behandelten Probleme sämmtlich auf eine relativ einfache Frage der neueren Geometrie, diejenige nach den zusammenfallenden Punkten zweier demselben Träger angehörigen projectivischen Punktreihen, zurückgeführt werden könne, allein hat durch diese Uebersetzung ins Moderne das Original irgend etwas an seiner Durchsichtigkeit und Eleganz eingebüsst?

Von nicht geringerer grundsätzlicher Bedeutung, wenn auch nicht gleich imminent für die pädagogischen Zeit- und Streitfragen, scheint die in den letzten Jahren so mächtig aufstrebende geometrische Principienlehre für das Gewissen des selbstthätig mitwirkenden Lehrers werden zu wollen. Daran freilich ist nicht zu denken, dass solch' fundamentale Entdeckungen, wie diejenige Riemanns vom allgemeinen Krümmungsparameter oder diejenige Beltramis von der absoluten Identität der nichteuklidischen mit der pseudo-sphärischen Geometrie, jemals als solche dem mathematischen Anfänger zugeführt werden könnten; die wohlthätige Rückwirkung jedoch haben sie ganz sicherlich auf unser ganzes

Denken und Fühlen ausgeübt, dass wir gar viele Dinge nicht mehr so wie ehemals unseren Schülern vortragen dürfen. Die Grundannahmen, auf welche Helmholtz seine Definition des Raumes basirt, sind so selbstverständlicher Natur, dass sie unschwer an einen passenden genetischen Anschauungsunterricht sich anreihen können; und ebenso danken wir der abstracten Raumlehre der beiden Bolyai ganz allein die fruchtbringende Erkenntnis, dass nicht Gerade und Ebene, sondern Kreis und Kugel jene einfachsten und primitivsten räumlichen Gebilde sind, mit welchen ein rationell vom Leichterem zum Schwereren aufsteigender Lehrgang folgerichtig anzuheben hat. Selbst die vielfach und nicht ganz mit Unrecht in das Reich metaphysischer Speculation verwiesene Lehre von den höheren Räumen oder Mannigfaltigkeiten entzieht sich nicht völlig der Schule. Ich halte dafür, dass junge Leute, die einen Cursus der philosophischen Propädeutik durchlaufen haben, recht wohl die Gründe zu verstehen vermögen, welche Kants Criticismus in richtiger Auffassung für die Dreizahl der Raumdimensionen an die Hand gibt, und dass eine eingehende Widerlegung der Zöllnerschen Argumentation, welche aus der Existenz symmetrischer Körper auf die weitere eines vierfach ausgedehnten Raumes schliessen möchte, auf allseitiges Interesse der Zuhörer zu rechnen habe. Für Lehrer, welche bislang der ganzen Sache aus diesem oder jenem Grunde fernstehend eine rasche und vollständige Kenntniss der wichtigsten Fragepunkte gewinnen wollen, empfehle ich von ganzem Herzen die überaus inhaltsreiche Schrift Erdmanns „Die Principien der Geometrie“ (Voss, Leipzig 1877)\*).

Das Pensum der Stereometrie pflegt alter Gepflogenheit zufolge in unseren Mittelschulen festere Grenzen zu besitzen, als das jeder anderen in den Elementarunterricht aufgenommenen Disciplin. Gleichwohl wird auch hier eine „Umschau von der hohen Warte der Wissenschaft“ — so drückt sich einer unserer tüchtigsten pädagogischen Schriftsteller, Emsmann, in seinen „Mathem. Excursionen“ aus — gar mannigfache Ausbeute ergeben. Da sind zunächst jene allgemeinen Untersuchungen über die Verbreiterung der Descartes-Euler'schen Polyedersätze und über den Zusammenhang der Flächen, welche für ein späteres Studium der Functionentheorie in wirksamer Weise vorbereiten und doch, wie u. a. hauptsächlich J. C. Beckers „Elemente der Geometrie“ beweisen, recht wohl in ein populäres Gewand gekleidet werden können. Weiterhin ist zu erinnern an die höchst interessante Ausdehnung, welche E. Hess dem bereits von Archimedes herrührenden Begriff der halbbregulären Körper dadurch verliehen hat, dass er auch sich selbst durchsetzende Polyeder in Betracht zog (Marburger Sitzungsberichte). Sobald man überhaupt die von Möbius inaugurierte Bezeichnung der Polyeder zum Vortrag bringt, bieten die Hessschen Modelle die merkwürdigsten Beispiele dar; so ein solches, bei dem gleichviel positiven gleichviel negative Zellen gegenüberstehen, der Inhalt eines sichtbar darzustellenden Raumgebildes sonach den Werth Null besitzt.

---

\*) Es sei dem Referenten gestattet, auch auf das diesjährige Programm des Ansbacher Gymnasiums zu verweisen, betitelt: „Der Thibautsche Beweis für das elfte Axiom, historisch und kritisch erörtert“. Dort ist der Versuch gemacht, ein didaktisch höchwichtiges Thema im Lichte der modernen Pangeometrie zu betrachten; das Ergebniss, wie es eben nur durch strenge Handhabung der von jener vorgezeichneten hodegetischen Regeln gewonnen werden konnte, liess die jenem Beweis zu Grunde liegende Erschleichung deutlich hervortreten.

Auch in der Trigonometrie möchte es sich, was wenigstens die Verhältnisse meines engeren Vaterlandes angeht, kaum verlohnen, über die officiellen Grenzen weit hinauszugehen. Höchst empfehlenswerth dünkt mir gerade hier eine scharfe Betonung des Entwicklungsganges, den diese Disciplin im Laufe der Jahrhunderte genommen hat. Des Ptolemäus Verfahren, die in seinem Almagest erstmalig enthaltene goniometrische Tafel zu construiren; ist so instructiv und zumal seine geniale Idee, die Sehne von Einem Grade zu eruiren, so hübsch durchgeführt, dass durch deren Vorführung das Wesen und die Einrichtung seiner eigenen Tabelle mit Einem Schlage klar gemacht werden kann. Und auch die sphärische Trigonometrie der Alten ist sicher einer Erwähnung werth, um so mehr, da dieselbe einzig und allein von dem Satze des Menelaus Gebrauch macht und dadurch mit der Transversalen-Geometrie in die engste Beziehung tritt. Sonst möchte vielleicht noch das bekannte Legendresche Theorem von der Vergleichung eines kleinen Kugeldreiecks mit seinem Sehnendreieck eine Stelle finden, denn dasselbe ist in den letzten Jahren von Nell und Mertens (Schlömilchs Zeitschrift Band 18, 21) so einfach bewiesen worden, dass man mit der ohnehin nicht zu umgehenden Reihenentwicklung der goniometrischen Functionen völlig ausreicht. Vor mehreren Jahren erschien zu Erlangen ein leider wenig bekannt gewordenes Schriftchen meines verewigten Lehrers Hans Pfaff, welches die ganze ebene Trigonometrie als Ausfluss einiger weniger Grundbeziehungen, gewissermassen als eine blosser Uebung im algebraischen Transformiren behandelt. Aehnlich definirt jene Disciplin als einen speciellen Fall der Determinantentheorie das sehr lesenswerthe Schulprogramm Diekmanns: „Ueber die Zurückführung der Hauptaufgaben der Trigonometrie auf ein System von drei linearen simultanen Gleichungen“.

Nicht sowohl der physikalischen als vielmehr gleichfalls der mathematischen Sparte pflegt der Unterricht in Mechanik und mathematischer Geographie beigezählt zu werden. Was ersteren betrifft, so muss in zwiefacher Hinsicht über das altgewohnte Mass hinausgegriffen werden; hinzutreten müssen die Elemente der Graphostatik, resp. des graphischen Rechnens einerseits, die kinematischen Grundwahrheiten andererseits. Für erstere bietet uns Cremonas von Curtze übertragenes Handbüchlein ein Lehrmittel, wie wir kaum für irgend einen Wissenszweig ein gleich gutes aufzuweisen haben werden. Wer etwa die darin enthaltene Behandlungsweise der Rechnungen dritter Stufe mit Hilfe der verschiedenen Spirallinien sich ansieht, wird sofort bemerken, welche ausgezeichnete Vorbildung für einen künftigen Unterricht in der Curvenlehre dadurch gegeben ist. Und die Kinematik, die von den Massen der bewegten Körper durchaus abstrahirende Mechanik, drängt sich sozusagen allorts ganz von selber auf. Wenn im physikalischen Unterricht die Bewegung des sogenannten Wattschen Parallelogramms auseinandergesetzt wird, so darf doch nie der Hinweis auf die bekannte Thatsache unterbleiben, dass auf diese Art der vorgesteckte Zweck niemals vollkommen, sondern immer nur annäherungsweise erreicht werden kann, und ganz natürlich muss dann weiter gefragt werden, ob eine mathematisch genaue Geradföhrung denn überhaupt erreicht werden könne. Bekanntlich dient hierzu das schöne Theorem von Peaucellier, für welches August (im Grunertschen Archiv) einen so überraschend einfachen Beweis mitgetheilt hat; und noch weit allgemeiner ist das Problem der organischen Erzeugung gerader Linien durch bloss drei Stangenverbindungen durch Burmester in einer Reihe von Abhandlungen im „Civilingenieur“ discutirt worden. Wohin ferner die gänzliche Ausserachtlassung kinematischer Lehren föhrt, kann man aus einer

Reihe sein sollender Beweise für das Foucaultsche Pendelgesetz ersehen, denen ausnahmslos die Verwechslung endlicher mit unendlich kleinen Bewegungen zur Basis dient. Ich nenne zum Beleg für diese meine Behauptung die sehr gut geschriebene Arbeit Schadwills im achten Jahrgang dieser Zeitschrift und meinen eigenen Artikel in dem (böhmischen) „Archiv für Physik und Mathematik“ von Weyr.

Derjenige Lehrer, welcher einen grösseren Schülerkreis in die mathematische, oder, wie ich mich lieber ausdrücken möchte, astronomische Geographie einzuführen hat, wird meistentheils froh sein, mit dem Nothwendigsten fertig zu werden, so dass ihm nicht sowohl sachlich, als vielmehr rein methodisch aus den neueren Litteraturproducten Vortheil erwachsen kann. Und eine solche Klärung der didaktischen Anschauungen hat auch wahrlich gerade auf diesem Felde noth gethan. Hoffentlich gehört es zu den überwundenen Standpunkten, dass ein Schulmann vom copernicanischen System und nicht vielmehr von dem dem Sinneseindruck entsprechenden Weltsysteme ausgeht, dass die Jungen in die Berechnung sphärischer Triangel hineingehetzt werden, ehe sie noch durch unmittelbare Autopsie von den einfachsten Phänomenen der täglichen und jährlichen Bewegung sich Rechenschaft zu geben gelernt haben. Für Jeden, der sie noch nicht kennt, empfehle ich eine Folge feinsinniger Bemerkungen von A. Pičák in den Zeitschriften von Hoffmann und Kolbe über diesen Gegenstand. Aber einen Punkt möchte ich doch namhaft machen, wo die Schulpädagogik mit der fortstrebenden Wissenschaft in directen Contact treten zu können scheint. Bei dem lebhaften Federkrieg, welcher in den beiden letzten Jahren einige deutsche Astronomen betreffs des sogenannten „Schlussfehlers“ geodätischer Nivellements beschäftigte, machte Professor Helmert den meiner Ansicht nach äusserst plausiblen Vorschlag, als Differenz zweier Höhen den Abstand der beiden durch die betreffenden Orte hindurch gelegten Niveauflächen zu definiren. Bricht sich aber diese Neuerung Bahn, sollte da nicht auch Gelegenheit gegeben sein, tüchtige Primaner auf ganz elementare Weise mit dem für künftige Studien so wichtigen Begriffe des Potentials bekannt zu machen? J. Müller hat bereits einen dahin zielenden Versuch in seinem „mathematischen Supplementband“ zu seinem bekannten Lehrbuch der Experimentalphysik publicirt.

Ich bin zu Ende. Recht wohl weiss ich, wie schwer es ist, in dem kurzen Zeitraum von dreiviertel Stunden einen so gewaltigen Stoff auch nur annähernd zu erschöpfen, indess hoffe ich gleichwohl einen Grundgedanken ausgesprochen zu haben, bezüglich dessen ich mich gewiss mit der verehrlichen Versammlung im Einklange fühlen darf.

Professor Dr. Cantor (Heidelberg) sprach über die Lösung der Gleichung

$$x^y = y^x.$$

Die Gleichung enthält ein interessantes Problem der Zahlentheorie von elementarem und daher didaktischem Charakter. Bei ihrer Lösung kann man vor allen Dingen die Werthe  $x = y$  ausschliessen. Um dann auf analytischem Wege zu Werthen von  $x$  und  $y$  zu gelangen, setzte Redner  $y = kx$ , wobei  $k > 1$  sein sollte; dann ergab sich ohne Schwierigkeit

$$x = \sqrt[k-1]{k}, \quad y = k \sqrt[k-1]{k}.$$

Sollen ganzzahlige Wurzeln gefunden werden, so muss mit  $x$  und  $y$  auch  $k$  eine ganze

Zahl sein. Bei ganzem  $k$  ist aber, wie aus der Binomialentwicklung von  $(1 + 1)^{k-1}$  hervorgeht,

$$2 \geq \sqrt[k]{k},$$

d. h.

$$2 \geq x,$$

und demnach nur  $x = 1$  oder  $x = 2$  in ganzen Zahlen möglich. Der letzte Fall tritt bei  $k = 2$  ein und lässt somit

$$2^4 = 4^2$$

als einzige ganzzahlige Lösung erkennen. Das von dem Redner sodann vorgeführte geometrische Verfahren hatte besonders den Vorzug, die Vertheilung der möglichen rationalen Wurzeln hervortreten zu lassen. Aus der Gleichung

$$x^y = y^x$$

folgt durch Logarithmirung

$$\frac{\log y}{y} = \frac{\log x}{x}.$$

Nimmt man nun

$$\eta = \frac{\log \xi}{\xi}$$

als die Gleichung einer Curve an, so ist deren Verlauf in der Coordinatenebene (und zwar im sogenannten ersten und vierten Quadranten) leicht erkennbar. Es ist nämlich für  $\xi = 0$ ,  $\eta = -\infty$ ; für  $\xi = 1$ ,  $\eta = 0$ ; endlich wird für  $\xi = e$ ,  $\eta$  zu dem Maximum  $\frac{1}{e}$ .

Diese Curve wird von der Geraden  $\eta = c$  in zwei Punkten geschnitten, sofern

$$0 < c < \frac{1}{e}.$$

Die zu diesen Punkten gehörigen Abscissen  $\xi_1$  und  $\xi_2$  führen zu

$$c = \frac{\log \xi_1}{\xi_1} = \frac{\log \xi_2}{\xi_2}.$$

Daher ist

$$\xi_1^{\xi_2} = \xi_2^{\xi_1},$$

mit andern Worten, wenn  $\xi_1 = x$  gesetzt wird, so ist  $\xi_2 = y$ . Zugleich sieht man leicht, für  $\xi_1$  als kleineren Werth, dass

$$1 < \xi_1 < e.$$

Zwischen 1 und  $e$  gibt es aber nur einen ganzzahligen Werth, nämlich  $\xi_1 = 2$ , welchem  $\xi_2 = 4$  entspricht.

Professor Cantor schliesst mit den Worten, man möge in dem Vorgetragenen einen Beleg für den Ausspruch Jacobis erkennen, dass keine mathematische Disciplin für sich allein, sondern nur in stetem Bunde mit den anderen ihre Ziele erreichen könne.

Professor Unverzagt sprach sodann: Ueber die Ziele des mathematischen Unterrichts in den Realschulen erster Ordnung.

In dem Sitzungssaale waren die Abiturientenarbeiten vom Königlichen Realgymnasium zu Wiesbaden aus den Jahren 1874, 75 und 76 aufgelegt, soweit dieselben sich auf die mathematischen Fächer bezogen. Die Aufgaben aus der sphärischen Trigonometrie behandel-

ten die Verwendung derselben in der mathematischen Geographie und in der Stereometrie. Aus der Differentialrechnung waren Probleme gelöst, bei denen es sich um die Auffindung von Maximal- und Minimalwerthen, um Fragen über die Krümmungsverhältnisse ebener Curven, endlich um Reihenentwickelungen handelte. In der Integralrechnung war die Herleitung verschiedener Integrale, sowie die Anwendung derselben zur Lösung geometrischer und mechanischer Aufgaben gefordert. Die mechanischen Arbeiten bezogen sich vorwiegend auf Kinematik (z. B. Bewegungen im widerstehenden Mittel). Die geometrischen Zeichnungen endlich boten theils Projectionen von Durchdringungen krummer Flächen nebst Schattenconstructions, theils linear-perspectivische Zeichnungen mit Schattenangaben. Zur Ausführung jeder dieser Arbeiten sind am Realgymnasium fünf Stunden bestimmt. Als Ergänzung waren in sechs Mappen die Zeichnungen aus dem Gebiete der darstellenden Geometrie vorgelegt, welche von derselben Anstalt 1874 in Berlin ausgestellt worden waren.

Nachdem Professor Unverzagt die Anwesenden zur Prüfung der vorgelegten Arbeiten aufgefordert, motivirte er die Wahl des Themas mit der Wichtigkeit desselben für das Realschulwesen überhaupt; seine eigene Berechtigung aber zur Heranziehung desselben dadurch, dass er selbst längere Zeit den Unterricht der mathematischen Fächer, und zwar gerade in den oberen Classen einer Realschule erster Ordnung ertheilt habe. Sollte die Angelegenheit auch dieses mal nicht zum Abschluss kommen, angebahnt und durchgeföhrt müsse dieselbe einmal werden, zumal Gallenkamp Differential- und Integralrechnung sogar für den Lehrplan der Gymnasien verlange.

Der Vortragende erwähnt zuerst die geringe Anzahl der Schüler in den Oberclassen der Realschulen. Der Grund hiervon sei durchaus in dem Lehrplan, d. h. in der nicht vollständigen Ausnutzung des 1859 festgesetzten Normalplanes zu suchen. Die Realschule gehe gerade in den oberen Classen nicht weit genug, und zwar auf dem Gebiete der exacten Fächer. Bei der geringen Anzahl Stunden, welche der Normalplan für den Sprachunterricht gewähre, könne man auf diesem Gebiete nicht weiter gelangen als zu dem, was die tüchtigeren Anstalten schon leisteten; wohl aber sei es nicht bloss möglich, nein, sogar nöthig, auf dem Gebiete der exacten Fächer, namentlich in den verschiedenen Zweigen der Mathematik, über die Forderungen des Abiturientenreglements hinauszugehen, wie dies das hiesige Realgymnasium zeige, bei dem infolge dessen denn auch eine sehr starke Frequenz der obersten Classen fortwährend vorhanden sei. Biete doch in den officiellen Zusammenstellungen gerade die Provinz Hessen-Nassau, und zwar wesentlich durch die hiesige Anstalt, die meisten Abiturienten in ganz Preussen. Gegenwärtig seien hier in Oberprima 22, in Unterprima über 30 Schüler.

Redner weist nun das Programm der Schule in der Hand nach, dass diese aussergewöhnliche Schülerzahl nicht eine Folge der Eigenthümlichkeit der Kurstadt Wiesbaden sei. Die Söhne der hier lebenden Fremden gelangten selten bis in die obersten Classen der Anstalt; dieselbe recrutire sich nicht einmal vorwiegend aus Wiesbaden, sondern aus dem ganzen Regierungsbezirk, trotzdem dass einzelne Theile desselben andere Realschulen I. O. örtlich näher haben.

Auch die Persönlichkeit der Lehrer könne nicht als wesentliches Moment für den starken Besuch angeführt werden, da die Lehrer häufig gewechselt hätten und vielfach selbst Probecandidaten bei dem mathematischen Unterricht bis nach Unterprima hin ver-

wendet worden seien. Besondere Berechtigungen habe die Anstalt auch keine — es sei denn diejenige, in einzelnen Fächern weiter zu gehen, als dies der Normalplan verlangt, in keinem Fache aber hinter den vorgeschriebenen Leistungen zurückzubleiben. Damit hänge ein etwas schärferes und ausgedehnteres Abiturientenexamen zusammen.

Der Redner zeigt dann, wie der Lehrplan des Realgymnasiums in Bezug auf die Stundenzahl sich völlig dem Normallehrplan für die Realschulen anschliesse. Einzelne noch bestehende kleine Abweichungen bezögen sich nicht auf den mathematischen Unterricht oder liessen sich beseitigen, ohne dass die Gesamtleistung auf diesem Gebiete darunter litte. Habe man doch früher (vor 1875) im wesentlichen dieselben Resultate erzielt, als die Secunda noch einen einjährigen Cursus hatte.

In Prima seien aber die 14 Stunden, die nach Wiese mit 5, 6 und 3 der Mathematik, den Naturwissenschaften und dem Zeichnen bestimmt seien, mit je 5, 2, 2, 3 und 2 bezüglich der Mathematik, der Physik, der Mechanik, der Chemie und dem Zeichnen hingewiesen.

Die im Realgymnasium auf mathematischem Gebiete erzielten Resultate, die nicht nur in hohem Masse die Anerkennung der Versammlung gefunden, wie sich aus vielfachen Aeusserungen des Stauens, Zweifels und Unglaubens und dem Verlangen nach Programmen der genannten, in ihrem Wirken ganz unbekannt gebliebenen Anstalt kund gegeben, sondern die auch an den von den Abiturienten bezogenen Universitäten und technischen Hochschulen geschätzt würden, — diese Resultate, erklärt der Redner, seien das Ergebniss nachfolgender Vertheilung des Lehrstoffes.

Die Planimetrie wird in Quarta und den beiden Tertien in drei wöchentlichen Stunden gelehrt und eingeübt. In den beiden Secunden wird Stereometrie, ebene und sphärische Trigonometrie durchgenommen. Die Arithmetik hat in allen Classen nur zwei Stunden wöchentlich. Sie beginnt in Untertertia; in Untersecunda wird die Lehre von den Wurzeln und Logarithmen nebst der Lösung der quadratischen Gleichungen durchgegangen, während cubische Gleichungen, die Elemente der Combinatorik und die Lehre von den elementaren Reihen das Pensum der Obersecunda bilden. Kleinere Repetitionen und Uebungen im praktischen Rechnen laufen fortwährend nebenher. In Unterprima wird mit analytischer Geometrie die Theorie der Kegelschnitte bis zu dem Punkte geführt, diese Curven aus fünf Elementen (Punkten und Tangenten) zu construiren, wobei schliesslich unter Beihilfe der darstellenden Geometrie die Elemente der neueren Geometrie mit eingreifen. Im Winter wird ein Theil der Stunden auf die Theorie der Determinanten und die Lösung höherer Gleichungen verwendet. In der Oberprima wird Differential- und Integralrechnung streng nach der Grenzmethode getrieben und durch Lösung instructiver Aufgaben, die auch materiell den Gesichtskreis des Schülers erweitern, tüchtig eingeübt.

Daneben beginnt in Obersecunda Elementarmechanik, während in Prima ein zweijähriger Cursus analytischer Mechanik vorgenommen wird, welcher die wichtigsten Probleme der Kinematik und die wesentlichsten Aufgaben der Statik umfasst.

Die darstellende Geometrie fängt in Untersecunda an und führt die Schüler bis zur Zeichnung der Durchdringungen der bekannteren ebenen und räumlichen Gebilde, der wichtigeren Schattenconstructions, der Elemente der linearen Perspective und der Axonometrie. Vereinigen lässt sich hiermit die Einführung in die neuere Geometrie.

Die vorstehend skizzirte Vertheilung des mathematischen Lehrstoffes lässt sich noch verbessern und vereinfachen. Der Lehrplan wurde in dieser Form seit 1857 von dem trefflichen J. H. T. Müller, zum Theil unter dem Einflusse von Dr. Casselmann und Dr. Menges, an dem Realgymnasium eingeführt und bis in die jüngste Zeit noch vom Director (jetzt Provinzial-Schulrath) Fürstenau und dem Vortragenden erweitert und vertieft. Freilich müsse der Lehrer sich zusammennemen, sein Ziel im Auge behalten, nicht zu viel Aufgaben lösen; bei richtiger Auswahl an jede Aufgabe etwas Neues anknüpfen, wie denn kaum eine Lehrstunde vorüber gehen dürfe, in der nicht ein Fortschritt gemacht werde. Dafür gebe es aber auch kaum ein Gebiet, auf dem man in dem Neuen fortwährend das Alte so lebendig erhalten könne, wie hier. Man brauche nur anzuregen.

. Abiturienten, die nach dem so eingerichteten Lehrplane geschult worden, können auf der Hochschule sofort ihre Fachstudien beginnen — seien sie zukünftige Mathematiker oder Naturwissenschaftler, Ingenieure, Architekten, Bergleute, Forstleute oder — Mediciner. Gerade diese letzteren bedürfen heutzutage, wollen sie tüchtige neuere Werke über Physik (Optik) oder Physiologie wissenschaftlich studiren, mathematische Kenntnisse, wie sie das Gymnasium nicht bieten kann — es sei denn, es adoptire den Gallenkampschens Lehrplan und komme der Realschule in Aufnahme der Differentialrechnung zuvor —, wie sie aber auch die bisherige preussische Realschule nicht geboten hat, und die der junge Mediciner selbst auf der Universität nicht erwerben kann, da ihm hierzu die Zeit durchaus fehlt — leider auch oft die Lust. Damit ergibt sich denn auch wegen der Mediciner die Neuorganisation der Realschule I. O. in dem angedeuteten Sinne als ein dringendes Bedürfniss.

Die Schüler selbst treiben die weitergehenden mathematischen Studien mit Lust und Liebe; die Eltern aber werden gern ihre Söhne den Anstalten anvertrauen, welche gerade für das Alter von 16 bis 19 Jahren so reichen Zuwachs an Wissen zuführen, dass daraus auf den Hochschulen, wie langjährige Erfahrung beweist, ein ganzes Jahr für die eigentlichen Fachstudien gewonnen wird. Und auch die, welche nicht auf Hochschulen gehen, haben eine so sichere Grundlage erlangt, dass der eigenen Weiterbildung nichts im Wege steht.

Aber noch aus einem andern, dem Redner viel wichtiger scheinenden Grunde ist es im Interesse der Realschule nöthig, dass der mathematische Unterricht bis zu der Höhe getrieben wird, die oben angegeben ist. Es fehlt der Realschule an einem charakteristischen Lehrfach, und damit ihr selbst der scharf ausgeprägte Charakter. In allen Lehrfächern, die sie mit gleicher Stundenzahl wie das Gymnasium betreibt, wird sie Entsprechendes wie jene älteren Anstalten leisten können. Dagegen gibt es bis jetzt kein Fach, in welchem in der Realschule die Leistungen zu entsprechender Höhe und gleichzeitiger Vertiefung getrieben wurden, wie im Gymnasium das Studium der alten Sprachen. Von fast allen Fächern der Realschule kann man behaupten, sie würden bis zu einer gewissen mittleren Höhe, um nicht zu sagen Mittelmässigkeit, geführt; und dies ist vielfach mit der Grund, warum die Zöglinge der Realschule so oft gegen die Schüler des Gymnasiums — seis nun mit Recht, seis mit Unrecht — zurückstehen müssen.

Wie aber soll die Realschule zu einem Centrum kommen, d. h. zu einem Lehrfach, durch dessen intensivere Betreibung die Schule ein schärferes Gepräge erhalte,



ohne etwas von ihrem Charakter als allgemeine Bildungsanstalt aufzugeben und ohne dass wesentliche Aenderungen an dem Normallehrplan der Realschule nöthig würden — welcher letzterer jedenfalls als Basis für die Weiterentwicklung der realistischen Anstalten benutzt werden müsste. Man hat gemeint, das Deutsche zum Schwerpunkt der Realschule machen zu müssen. Ohne die hohe Stellung zu unterschätzen, die der Muttersprache in jeder Schule zukommt, ist es doch ein Verkennen der Sache, dieselbe zum Mittelpunkt an einer höheren Anstalt machen zu wollen. Sie ist vielmehr das Medium, in dem wir in der Schule gleichsam leben und uns bewegen; das Mittel zu unserem Gedankenausdrucke, in dessen Beherrschung und Handhabung der Schüler durch jedes richtig geleitete Lehrfach immer geschickter werden muss. Wir können die Muttersprache in der Schule selbst als Massstab für die formelle Durchbildung auffassen; zum Hauptfache kann sie aber nicht werden\*), da sie nicht so zu ausreichendem Arbeiten und zur Erwerbung solch eigenthümlich und anders gearteter Kenntnisse führt, wie andere Lehrstoffe.

Das sprachliche Gebiet kann überhaupt nicht das Centrum der realistischen Schulen abgeben; lassen wir dasselbe als berechtigtes Characteristicum den Gymnasien. Die geringe Stundenzahl, die für die einzelnen Sprachen an der Realschule angesetzt ist (die Summe der Lehrstunden für die sprachlich-historischen Fächer überschreitet trotz alledem noch die den exacten Fächern gewidmeten), gestattet nach der Ansicht des Redners, der auch an diesem Unterricht seit Jahren in den Oberclassen mitgewirkt, nicht, dass in diesen Fächern etwas Hervorragendes erzielt werde. Wohl aber lässt sich bei der durch den Normalplan gegebenen Gliederung des Stundenplanes die mathematisch-naturwissenschaftliche Seite als der specifische und eigenthümliche Lehrzweig dieser Schulen herausbilden, wodurch neben allgemeiner Bildung den Schülern ein Gebiet der Art erschlossen wird, dass es eben zur Dominante in der realistischen Bildung wird. Damit tritt denn die Realschule auch ganz ausgesprochen in den grossen Kreis der modernen Bestrebungen ein, die sich nun einmal in sprachlich-historische und mathematisch-naturwissenschaftliche Studien getrennt haben, und deren Bedürfnisse nach dem Princip der Theilung der Arbeit, wie dies Gallenkamp nachgewiesen, schon in der Schule ihre Berücksichtigung fordern.

Werden die mathematischen und mechanischen Studien so weit getrieben, wie dies auf der mehrfach genannten Anstalt bisher geschehen, so dringt der Schüler in das Innere der mathematischen Wissenschaft, er wird warm dafür, bekommt Lust und Freude daran, und dies besonders dadurch, dass ihm erst jetzt gezeigt wird, ein wie mächtiges Werkzeug die Mathematik ist, da er nicht mehr nöthig hat, sich fortwährend mit Beweisen und Herleitungen zu begnügen, die nur angenähert richtig sind. Und welche Fülle von neuen Begriffen erwirbt der Schüler! Er bekommt eine Einsicht in das Wesen der veränderlichen Grössen und der Functionen, Begriffe, die fast alle wichtigeren Anwendungen der Mathematik beherrschen; er lernt in der analytischen Geometrie die Darstellung veränderlicher Grössen und mathematischer Beziehungen durch Curven kennen; wird mit dem so wichtigen Begriff der Grenze vertraut, lernt allgemeine Methoden verstehen und gebrauchen, deren Verwendbarkeit man geradezu als unbegrenzt bezeichnen kann. Er er-

---

\*) Mit demselben Rechte könnte man ethische Durchbildung und damit philosophische Studien als Kernpunkt der Schule hinstellen.

lernt in der Differential- und Integralrechnung Rechnungsverfahren, die sich den feinsten Problemen der Mathematik, Physik, Mechanik und Astronomie anpassen — und, was noch mehr ist, er tritt an eine Reihe von Begriffen, Hypothesen, Theorien und Problemen heran, die von jeher die grössten Geister beschäftigt haben: so findet er hier den Begriff der Function und ihrer Abgeleiteten, die Theorie der Maxima und Minima mit ihren Beziehungen zum Zweckbegriff, den Begriff der Kraft, der Geschwindigkeit, der Acceleration, der Energie und ihrer genau formulirten Ausdrücke, die Keplerschen Gesetze, die allgemeine Anziehung etc. etc.

Durch Einführung in diese Gebiete wird der Geist des Schülers den grossen Gedanken und Ideen zugeführt, welche die neuere Wissenschaft beschäftigt, und die zur richtigen Beurtheilung und Auffassung der Leistungen derselben eben so unentbehrlich sind, wie zur Anbahnung einer richtigen Naturauffassung überhaupt.

Durch dieses Hineinleben in grosse Gedankenkreise erhält der Realist dann auf seinem Gebiete auch einigen Ersatz für das, was ihm durch den Mangel eines gründlichen Studiums der grossen Dichter und Philosophen des classischen Alterthums theilweise entgeht.

Redner betont wiederholt und ausdrücklich, dass er diese Einführung in umfassende Anschauungen und grundlegende Ideen für das erspriessliche Gedeihen der Realschule I. O. für ganz wesentlich halte, und dass man endlich die Ansicht bekämpfen müsse, wonach die mathematischen Studien nur um ihrer formal bildenden Kraft willen zu schätzen seien. Sei doch nach Leonardo da Vinci gerade die Mechanik, die ja vielfach aus dem Gebiete der reinen Theorie heraustrete, das Paradies der Mathematiker. Man müsse in der That behaupten, dass ohne den grossen Zuwachs, der durch diese Studien dem Geiste an stofflichem, aber geordnetem und gegliedertem Wissen geliefert werden könnte, der Nutzen der Mathematik überhaupt nicht so sehr erheblich sei. Ein Zeichen für die Richtigkeit dieser Behauptung liege vielfach in dem Bestreben der meisten Lehrer, der nackten Theorie der Mathematik etwas Fleisch und Blut zu verschaffen durch Lösung vieler — leider oft zu vieler — Aufgaben.

Indem Redner schliesslich einen Blick auf die Bestrebungen der Realschule nach Erlangung neuer Berechtigungen wirft, drückt er die Ansicht aus, dass nur durch erhöhte Leistungen neue Berechtigungen und grössere Frequenz errungen werden könnten, und diese neuen Leistungen müssten vorwiegend darin bestehen, den Abiturienten der Realschule so auszurüsten, wie dies Arago beim Eintritt in die polytechnische Schule gewesen, d. h. befähigt zur Lösung von Aufgaben, wie die vorgelegten Abiturientenarbeiten deren enthielten.

---

### Dritte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Morgens von 8—10 Uhr.

Nachdem Prof. Unverzagt noch einmal kurz den Inhalt seines Vortrags über die Ziele des mathematischen Unterrichtes an den Realschulen I. O. vorgeführt und dabei besonders dagegen gesprochen, dass die Resultate des Realgymnasiums in Wiesbaden vor-

wiegend durch die an der Anstalt wirkenden Persönlichkeiten ermöglicht worden, stellt er folgende These zur Discussion:

Es ist wünschenswerth, dass die Realschule I. O., welche ihrerseits ein Uebergewicht in den exacten Wissenschaften anzustreben hat, die obere Grenze der in ihr behandelten Stoffe höher stecke, namentlich noch Differentialrechnung einschliesse (Differentialrechnung und Integralrechnung einzuschliessen das Recht habe), welches, wie durch Beispiele erwiesen ist, ohne Ueberladung der Schüler oder Vermehrung der dem mathematischen Unterricht gewidmeten Stundenzahl möglich ist.

Die in der Thesis genannte Forderung bezeichnet Prof. Unverzagt auch deshalb noch als durchführbar, weil die Realgymnasien Württembergs ebenfalls Differentialrechnung lehrten, und weil bis zu Ostern 1874 das Realgymnasium zu Wiesbaden bei nur achtjährigem Cursus dasselbe Ziel auf mathematischem Gebiete erstrebt und — wie die Abiturientenarbeiten von Ostern 1874 zeigten — auch erreicht habe.

Bei der sich hieran anschliessenden Discussion fragte zuerst Director Heilermann (Essen), wie sich die genannten Ziele des mathematischen Unterrichts an Realschulen I. O. zu dem verhielten, was Director Gallenkamp in einer Abhandlung, die er in der Zeitschrift für Gymnasialwesen veröffentlicht, als für das Gymnasium zu erstreben hingestellt. Oberlehrer Dr. Fehrs (Wetzlar) und Prof. Günther erläuterten, dass in Bezug auf Differential- und Integralrechnung Gallenkamp dieselben Forderungen für das Gymnasium stelle, die hier für die Realschulen I. O. gemacht seien, und dass in dieser Beziehung die genannte Abhandlung wesentlich andere Momente nicht enthalte.

Auf die ausführlich entwickelten Bedenken des Directors Heilermann, dass nach dem von dem Antragsteller vorgelegten Plane zu rasch vorgegangen werde, dass die Schüler entweder überladen würden oder andere Disciplinen darunter leiden müssten, bemerkt Prof. Unverzagt, dass nach den hiesigen Erfahrungen Planimetrie innerhalb dreier Jahre mit wöchentlich drei Stunden absolvirt werden könne, ebenso die einzelnen übrigen Fächer in den für sie bestimmten Zeiten. Würden sodann nicht zu viel Uebungsbeispiele vorgenommen, die einzelnen Aufgaben aber so gewählt, dass immer etwas Neues daran gelernt werde, auch keine Stunde ohne übersichtliche Wiederholung und zugleich Einführung in neue Lehren gelassen, so sei die Zeit überall vollständig ausreichend, zumal wenn man spätere Aufgaben fortwährend als Repetitionsstücke für frühere Lehren betrachte. Die Aufgaben aus der analytischen Geometrie und aus der Differentialrechnung könne man aber geradezu so auswählen, dass dadurch die älteren Capitel sammt und sonders wiederholt würden; namentlich eigneten sich hierfür die Abschnitte über die Ermittlung scheinbar unbestimmter Werthe, der Maxima und Minima, und die Anwendung der Analysis auf die Untersuchung von Curven. Eine Ueberladung der Schüler mit Arbeit finde bei diesem Lehrplan namentlich deshalb nicht statt, weil scheinbar schwierige Aufgaben bei Kenntniss der allgemeinen Methoden der analytischen Geometrie und der Differentialrechnung von den Schülern meist viel leichter und mit mehr Lust gelöst würden, als solche aus den Elementen der Mathematik.

Realgymnasiallehrer Schmidt (Wiesbaden) bemerkt, dass die statistischen Zusammenstellungen über die Arbeitszeit der Schüler am Realgymnasium durchaus keine

Ueberladung ergeben hätten. Diese Klarstellung wurde bestätigt durch frühere Schüler der Anstalt, die der Verhandlung beiwohnten, namentlich von dem praktischen Arzte Dr. Koch (Wiesbaden).

Dr. Stoltz (Rheydt) hält Differentialrechnung für zulässig, da dieselbe auch in Realschulen in Berlin zum theil gelehrt werde; doch meint er, die gesteigerten Leistungen des Realgymnasiums seien durch grössere Stundenzahl erzielt. Das Programm zeigt, dass nur in IIa eine Stunde Mechanik zuviel ist.

Rector Dr. Fischer (Lennepe) fürchtet ein Ueberwuchern der Mathematik und beansprucht für die Realschule eine gewisse Freiheit im Lehrplan, so dass z. B. in den Rheinlanden den neueren Sprachen eine stärkere Betonung zu theil werden könne. Der Antragsteller lehnt es ab, den Lehrplan der Realschule noch ausführlicher in die Discussion zu ziehen, er betont nur, dass durch den Ausbau der Mathematik innerhalb der ihr gewährten Stundenzahl keinem andern Fach zu nahe getreten werden solle. Eine solche Beeinträchtigung liege dem Thesensteller um so ferner, da er selbst viele Jahre lang die mathematischen und eines der sprachlichen Fächer (das Französische) in den obersten Classen geleitet habe.

Prof. Cantor spricht ausführlich im Sinne der Thesis. Er hält es, auch von seinem Standpunkte als Universitätsprofessor für sehr erwünscht, dass die Realschulen weiter als bisher gingen. Die Mathematik müsse den realistischen Anstalten den Charakter verleihen; während in allen secundären Fächern die Realschulen und Gymnasien Entsprechendes oder Gleiches böten, müsse die Mathematik in ihrer Gliederung in Geometrie und Arithmetik und bei ihrem reichen stofflichen Inhalte für die Realschule das Gegenstück zum Griechischen und Lateinischen des Gymnasiums werden; es müsse die Realanstalt so zum „mathematischen Gymnasium“ heranwachsen. Auf den exacten Gebieten, die an der Realschule intensiv dominiren müssten, könne das Ziel kaum hoch genug gesteckt werden, da ja hier jeder Schritt voran alle früheren umfasse und dieselben immer wieder machen lehre.

Prof. Günther erläutert in längerer Auseinandersetzung, wie er mit entgegengesetzter Ansicht nach Wiesbaden gegangen, wie aber die vorgelegten Arbeiten ihn überzeugt hätten, dass es möglich sei, an der Realschule I. O. viel weiter zu gehen, als dies bis jetzt an den meisten geschehen. Die Wiesbadener Anstalt erscheine ihm freilich als ein Unicum in Deutschland, und es müsse doch auch der Einfluss eigenthümlicher, noch nicht dargelegter Umstände, wohl mit auch die besondere Wirksamkeit des Lehrercollegiums — trotz der entgegengesetzten Ansicht des Antragstellers — eingewirkt haben. Immerhin müsse man, hierdurch belehrt, die Ausführbarkeit eines über die bestehenden Vorschriften hinausgehenden Lehrpensums zugeben und die Elastizitätsgrenze des Lehrplanes gleichsam erweitern. Er schlage daher vor, in die Thesis auch noch Integralrechnung aufzunehmen, für die Einführung des neuen Lehrplanes aber eine gewisse Frist zu setzen, da gewiss nicht jeder Lehrer im Stande sei, sofort auf das erweiterte Lehrpensum einzugehen.

Die These wird mit Zustimmung des Thesenstellers so abgeändert, wie die oben in Klammer stehenden Worte andeuten.

Nochmals ausgesprochene Befürchtungen von Seiten der Herren Rector Fischer, Dr. Stoltz und Dr. Buchrucker (Sobernheim) wegen Ueberladung der Schüler suchte der Antragsteller dadurch zu widerlegen, dass er bemerkte, man müsse doch bei jedem

Ziele auf mathematischem Gebiete häusliche Arbeiten anfertigen lassen; lege man nun aber das Hauptgewicht des Unterrichts überhaupt in die Schule, so brauche durch Hinausschieben der Grenze durchaus nicht auch ein Plus an häuslicher Belastung einzutreten.

Director Heilermann und Dr. Stoltz rügten noch die Beeinträchtigung des Zeichenunterrichtes, die dadurch hervorgerufen würde, dass nur geometrisches Zeichnen getrieben werde. Prof. Unverzagt gab dies zu, deutete aber auf eingeführten facultativen Freihandzeichnenunterricht hin, indem er zugleich bemerkte, dass der ausgedehnte Unterricht im gebundenen Zeichnen mit seinen anerkannt guten Leistungen doch auch Hand und Auge im Ausführen und Auffassen der schönen Formen übe. Unterstützt wurde er hierin durch Director Dr. Hildenbrand (St. Goarshausen), der auf seine langjährigen Erfahrungen als Lehrer am Realgymnasium hinweisend zeigte, wie das ernste Betreiben der darstellenden Geometrie nicht bloss zur leichteren Auffassung räumlicher Gebilde hinführe, sondern auch den Sinn für das Schöne wecke.

Der von Oberlehrer Dr. Schwering (Brilon) gestellte Antrag auf Schluss der Debatte wird angenommen und die Thesis in der zuletzt gestellten Fassung, wonach es als wünschenswerth hingestellt wurde, dass die Realschule I. O. das Recht habe, Differential- und Integralrechnung in ihren Lehrplan aufzunehmen, zur Abstimmung gebracht. Mit einer schwachen Majorität wurde die Thesis in der gestellten Form durch Abstimmen und Gegenprobe zum grossen Bedauern und Staunen des Antragstellers abgelehnt.

Gymnasialoberlehrer Brockmann (Cleve) trug dann folgende These vor:

Die sphärische Trigonometrie muss als obligatorischer Unterrichtsgegenstand in den Lehrplan der Prima des Gymnasiums aufgenommen werden.

Motivirung: Die sphärische Trigonometrie gehört der Elementarmathematik an und ist daher an sich zum Abschlusse des elementaren Unterrichtes an den Gymnasien, an welchen sie bisher, wenigstens in Preussen, ausgeschlossen ist, dringend nothwendig. Ohne dieselbe kann das Ziel, welches dem mathematischen Unterricht auf den Gymnasien naturgemäss gesteckt ist, nämlich zur Vorbildung für die weiteren Universitätsstudien das Erreichbare zu erreichen, nicht erreicht werden. — Ausser dieser formellen Nothwendigkeit des Abschlusses der Elementarmathematik ist auch die Unentbehrlichkeit der sphärischen Trigonometrie in den übrigen Disciplinen von allen Lehrern erkannt, welche in ihrer Methodik etwas weiter vorangeschritten sind, als sie der Euclidische Schematismus bietet. Die Theorie der körperlichen Ecke und der Pyramide kann ohne Zuhilfenahme der sphärischen Trigonometrie nur eine oberflächliche und darum dürftige sein. Ebenso können die Flächenwinkel der regulären Polyeder, ferner die Beziehungen der zu diesen gehörigen Kugeln, der Ecken-, Flächen- und Kantenkugeln, am besten und entsprechendsten nur mit Hilfe der sphärischen Trigonometrie ausgedrückt werden. Die Bestimmung der Fläche eines sphärischen Dreiecks ist als Function seines sphärischen Excesses ohne sphärische Trigonometrie im allgemeinen unmöglich. Alle die mancherlei Schwierigkeiten, in welche der Lehrer beim Unterricht, falls derselbe keine Einbusse an Wissenschaftlichkeit und relativer Vollständigkeit erleiden soll, dem Gesagten zufolge nothwendig gerathen muss, können nur durch Aufnahme der sphärischen Trigonometrie in den Lectionsplan vermieden werden.

Noch gebieterischer fast erscheint die Nothwendigkeit, die sphärische Trigonometrie in den Lehrplan der Gymnasien aufzunehmen, wenn der Unterricht in der astronomischen (mathematischen) Geographie irgend Anspruch auf Erspriesslichkeit machen will. Denn eine Menge Thatsachen dieser Disciplin, deren Kenntniss man von einem Schüler, der die erste Klasse eines Gymnasiums absolvirt hat, mit Recht fordert, werden erst dadurch sicheres Eigenthum des Lernenden, dass sie durch Behandlung einschlagender Aufgaben, zu deren Lösung nun aber die sphärische Trigonometrie schlechterdings unerlässlich ist, wiederholt vor die Seele geführt und eingeprägt werden.

Was endlich den nahe liegenden Einwand, es fehle die nöthige Zeit, betrifft, so hat die Erfahrung in mehr als einem Falle bewiesen, dass selbst an Gymnasien mit combinirtem Cursus der Unter- und Oberprima das in der Thesis gesteckte Ziel ohne weitere Belastung der Schüler und ohne eine andere Disciplin zu beschränken bei der normalmässigen Zeit sehr wohl erreicht werden kann.

In der sich hieran anschliessenden kurzen Discussion erwähnt Prof. Günther, dass in den baierischen Gymnasien die sphärische Trigonometrie schon obligatorischer Lehrgegenstand sei. Die These wird darauf fast einstimmig angenommen.

---

#### Vierte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Nachmittags von 4½ bis gegen 6 Uhr.

Oberlehrer Henrich (Wiesbaden) sprach „Ueber die Temperaturbeobachtungen im Bohrloche zu Sperenberg und die daraus gezogenen Schlüsse“.

In der Geologie beweist man die Temperaturzunahme von der Oberfläche der Erde nach dem Mittelpunkte hin durch den Hinweis auf die den Vulkanen entströmenden heissflüssigen Laven, durch den Hinweis auf die zahlreichen heissen und warmen Quellen und durch die Wärmezunahme in allen Schächten, artesischen Brunnen und Bohrlöchern.

Unter den Bohrlöchern ist das Bohrloch bei Sperenberg wegen seiner bedeutenden Tiefe das interessanteste. Es steht fast ganz im Steinsalz und wurde angelegt, um die Mächtigkeit des Steinsalzlagers bei Sperenberg zu ermitteln. Nachdem es aber 4042 Fuss Tiefe erreicht hatte und das Steinsalzlager noch immer nicht durchsunken war, stand man von weiteren Bohrungen ab.

Die Temperaturbeobachtungen in diesem Bohrloche versprochen besonders interessant zu werden, zunächst wegen der ungewöhnlichen, früher noch nicht erreichten Tiefe, hauptsächlich aber, weil das Bohrloch in einem homogenen Gestein — im Steinsalz — stand, und weil störende Elemente — einmündende Quellen, Spalten u. dergl. — nicht beobachtet wurden.

Die Temperaturbeobachtungen wurden unter der Leitung des Geheimen Bergraths Dunker in Hallé mit der grössten Umsicht und mit aller wissenschaftlichen Strenge ausgeführt. Da Herr Dunker fürchtete, die Beobachtungen könnten durch Strömungen im Bohrloche unrichtig werden, so construirte er einen eigenthümlichen Apparat, der es gestattete, das Bohrloch unterhalb und oberhalb des Geothermometers abzuschliessen

und so das letztere vor Strömungen zu schützen. Dieser Apparat besteht aus zwei Kautschukhüllen, die mit Wasser gefüllt sind, und durch Federn an die Wände des Bohrlochs angedrückt werden. Zwischen ihnen hängt das Geothermometer\*). Um nun zu erfahren, ob Strömungen im Bohrloche existirten, wurde das Geothermometer für sich allein in die Tiefe von 3390 Fuss gebracht, mehrere Stunden hängen gelassen und dann heraufgeholt. Die Ablesung ergab 33,6° R. Jetzt wurde es zwischen den Kautschukhüllen in dieselbe Tiefe gebracht und ebenso lange unten gelassen. Nachdem es heraufgezogen worden war, ergab die Ablesung 36,6° R. Damit war in der Tiefe von 3390 Fuss eine Strömung constatirt, die 3° kälter war als das Gestein, an dem sie vorbeiging. Sämmtliche Beobachtungen sollten nun mit Hilfe des Kautschukapparates ausgeführt werden. Zunächst liess man den Apparat in die Tiefe von 50 Fuss und erwartete hier die mittlere Temperatur von Sperenberg (7,18° R.). Allein das Geothermometer ergab 9,86° R., also eine um 2,68° R. höhere Temperatur als die mittlere von Sperenberg. Dunker schrieb diese Abweichung der Wärmeleitungsfähigkeit der bis zu 444 Fuss Tiefe reichenden eisernen Verröhrung und dem Umstande zu, dass drei Verröhrungen in einander steckten, in deren Zwischenräumen das Wasser ungehindert circuliren konnte. Man entschloss sich daher, die Beobachtungen erst in der Tiefe von 700 Fuss zu beginnen. Nachdem die Beobachtungen ausgeführt waren, lag es nahe, mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung diejenigen Werthe zu finden, die den absolut richtigen am nächsten kämen. Dunker that dies und fand mit Hilfe der Methode der kleinsten Quadrate die Gleichung:

$$T = 7,18 + 0,01298572 \cdot S - 0,0000012579 \cdot S^2.$$

In dieser Gleichung bedeutet *S* die Tiefe und *T* die dieser Tiefe entsprechende Temperatur. Die folgende Tabelle enthält die Resultate der Beobachtung und der Rechnung.

Tiefe des Bohrlochs in Fussen	Beobachtete Temperatur in Réaumur	Berechnete Temperatur in Réaumur	Differenz zwischen Rechnung und Beobachtung	Temperaturzunahme für 200 Fuss nach der Beobachtung	Temperaturzunahme für 200 Fuss nach der Rechnung	Quadrate der Fehler
700	17,275	15,654	— 1,621	1,505	2,195	2,6276
900	18,780	17,849	— 0,931	2,367	2,094	0,8667
1100	21,147	19,943	— 1,204	0,363	1,994	1,4496
1300	21,510	21,937	+ 0,427	1,767	1,893	0,1823
1500	23,277	33,830	+ 0,553	1,464	1,793	0,2840
1700	24,741	25,623	+ 0,882	1,763	1,692	0,7779
1900	26,504	27,315	+ 0,811	2,164	1,591	0,6577
2100	28,668	28,906	+ 0,238	1,328	1,217	0,5664
3390	37,238	36,756	— 0,482	—	—	0,2323

Summa 7,6445

Aus der vorletzten Rubrik ersieht man sogleich, dass die Temperatur mit der Tiefe zwar zunimmt, dass aber die Zunahme für je 200 Fuss mit der Tiefe kleiner und kleiner wird.

\*) Das Nähere siehe in der Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen in dem Preussischen Staate Bd. 20 S. 224.

Und es lässt sich aus der Dunkerschen Formel leicht berechnen, dass die Temperatur bei 5162 Fuss ihr Maximum,  $40,7^{\circ}$  R., erreicht, dass sie von da an abnimmt, bei 10874 Fuss 0 ist und von da an negativ wird. Dieses Resultat stimmt mit der Annahme, dass die Erde im Innern heissflüssig ist, nicht überein. Es war daher nicht zu verwundern, dass es von den Gegnern der plutonischen Erdbildungsansicht ausgebeutet wurde.

Mohr, in seiner Geschichte der Erde, schreibt: „So war denn die allseitig zugestandene Zunahme der Wärme im Innern der Erde die einzige und letzte Stütze des Plutonismus, als ein Ereigniss eintrat, welches dieselbe auf eine grausame Weise zerstörte, nämlich die neuen Bohrungen im Steinsalzlager zu Sperenberg.“ Für Vogt war das Gewicht der Rechnungsresultate so entscheidend, dass er von dem Plutonismus zu dem Neptunismus übertrat.\*) In vielen Zeitschriften wurde nun der Untergang des Plutonismus ausposaunt. Niemand war aber im Stande, eine so hohe Temperatur in solcher Tiefe auf befriedigende Weise zu erklären.

In dem Jahrbuche für Mineralogie vom Jahre 1876 (S. 716) habe ich die Richtigkeit der Formel\*\*) bestritten, gestützt auf folgende Betrachtungen.

Nach den Resultaten der Rechnung wird die Temperaturzunahme für 200 Fuss allerdings kleiner und kleiner, nicht aber nach den Resultaten der Beobachtung. Nach diesen ist sie bald grösser bald kleiner als 1,6.

Der wahrscheinliche Fehler berechnet sich zu  $0,7^{\circ}$  R. und die Summe der Fehlerquadrate ist ganz ungewöhnlich gross (7,6445). Nun gestattete das Geothermometer  $0,2^{\circ}$  R. direct abzulesen und  $0,02^{\circ}$  gut zu schätzen. Wie ist es nun möglich, dass bei den neun mit aller wissenschaftlichen Schärfe gemachten Beobachtungen ein Fehler von  $0,7^{\circ}$  R. ebenso oft überschritten als nicht erreicht worden sein sollte?

In der Tiefe von 4042 Fuss wurde eine Beobachtung ohne Abschluss der Wassersäule gemacht. Das Thermometer gab  $39,395^{\circ}$  R. an. Diese Temperatur kommt der Maximaltemperatur, welche die Formel für 5162 Fuss gibt, schon sehr nahe. Bedenkt man aber, dass das freihängende Geothermometer in 3390 Fuss Tiefe die Temperatur des Gesteins  $3^{\circ}$  R. zu niedrig angab, so kommt man zu der Ueberzeugung, dass in 4042 Fuss Tiefe, wo doch ebenso gut Strömungen vorhanden sind, die Temperatur schon höher ist als die Maximaltemperatur, welche die Formel gibt.

In der Dunkerschen Formel erscheint die mittlere Temperatur von Sperenberg (7,18) als erstes Glied auf der rechten Seite der Gleichung, obwohl doch in dem Bohrloche diese mittlere Temperatur nirgends angetroffen worden ist. Schon aus diesem einen Grunde kann die Formel unmöglich richtig sein. Für  $S = 0$  gibt die Formel  $T = 7,18$ , was ebenso unrichtig ist, weil die mittlere Temperatur in einem Gestein nicht an der Oberfläche, sondern in der Tiefe von 50—80 Fuss anzutreffen ist. Sollte die mittlere Temperatur, die ja doch einmal im Bohrloche irgendwo vorhanden war, in der Formel zum Ausdruck kommen, so musste sie, wie auch die übrigen Beobachtungen, der Rechnung unterworfen werden, nicht aber willkürlich als erstes Glied auf der rechten Seite der Gleichung hingeschrieben werden. Dass die beobachtete Temperatur in 50 Fuss Tiefe von der mittleren in Sperenberg abweicht, erklärt Dunker, wie schon angegeben, aus der

\*) C. Vogt, Ueber Vulkane, Vortrag. Basel 1875.

\*\*) Auch in meinen Vorträgen über Geologie findet sich die Discussion der Gleichung. H.



Wärmeleitungsfähigkeit der Verröhrung und aus der Wassercirculation innerhalb der Verröhrungen. Diese Erklärung ist zwar ganz plausibel, allein sie ist doch nur eine Hypothese, und die Rechnung hat es nur mit den Resultaten der Beobachtung, nicht aber mit einer Hypothese zu thun, ganz abgesehen davon, dass diese Hypothese, wie wir sehen werden, falsch ist. Die mittlere Temperatur von Sperenberg darf daher in der Formel nicht vorkommen.

Als ich nun die Tiefen als Abscissen und die ihnen entsprechenden Temperaturen als Ordinaten auftrug und die Punkte mit einander verband, schienen sie mir auf einer geraden Linie zu liegen. Ich legte daher der Rechnung die Gleichung der Geraden zu Grunde und fand nach der Methode der kleinsten Quadrate die Gleichung:

$$1) \quad T = 12,273 + 0,00744925 \cdot S,$$

worin  $S$  die Tiefe in Fussen und  $T$  die ihr entsprechende Temperatur in Graden Réaumur bedeutet.

Berechnet man hiernach die Temperaturen und stellt sie den Beobachtungen gegenüber, so erhält man die folgende Tabelle:

Tiefe in Fussen	Beobachtete Temperatur in Réaumur	Berechnete Temperatur in Réaumur	Differenz der berechneten und der beobachteten Temperatur	Temperaturzunahme für 900 Fuss nach der Rechnung	Quadrate der Fehler
700	17,275	17,487	+ 0,212	1,49	0,0459
900	18,780	18,977	+ 0,197	1,49	0,0388
1100	21,147	20,467	— 0,680	1,49	0,4624
1300	21,510	21,957	+ 0,446	1,49	0,1988
1500	23,277	23,446	+ 0,169	1,49	0,0286
1700	24,741	24,936	+ 0,195	1,49	0,0381
1900	26,504	26,426	— 0,078	1,49	0,0061
2100	28,668	27,916	— 0,752	—	0,5655
3390	37,328	37,525	+ 0,287	—	0,0824

Summa 1,4658

Die Summe der Fehlerquadrate ist 5,3 mal so klein als bei Dunker, und der wahrscheinliche Fehler ist 0,3086. Da dieser wahrscheinliche Fehler den Erwartungen entspricht, die man an solches Thermometer und solche Versuche zu knüpfen berechtigt war, so behauptete ich, die Gleichung 1) drücke das Gesetz der Wärmezunahme für Sperenberg aus.

In dem 6. Hefte des Jahrbuchs für Mineralogie 1877 wurde Widerspruch erhoben. Die Unrichtigkeit der Dunkerschen Gleichung wurde zwar zugestanden, allein es wurde die Behauptung aufgestellt, dass die Gleichung der Parabel:

$$T = 11,5816 + 0,0082754 \cdot S - 0,00000020248 \cdot S^2$$

das Gesetz besser ausdrücke, weil sie sich den Beobachtungen noch besser anschliesse. Nach dieser Gleichung berechnet sich die Summe der Fehlerquadrate zu 1,289, sie ist also in der That um 0,177 kleiner als wenn man die von mir aufgestellte Gleichung zu Grunde legt; allein der wahrscheinliche Fehler — und das wurde in der angeführten Abhandlung

verschwiegen — ist 0,313, also grösser als wenn man die Gleichung der Geraden zu Grunde legt. Nach der letzten Gleichung der Parabel findet in der Tiefe von 20425 Fuss die Maximaltemperatur statt 96° R. In 42221 würde nach dieser Gleichung die Temperatur 0, und noch tiefer würde sie negativ sein. Wenn folglich die letzte Gleichung richtig wäre, so stünde es mit dem Plutonismus wieder sehr schlecht. Allein ganz abgesehen von dem wahrscheinlichen Fehler kann die letzte Gleichung aus folgenden Gründen nicht richtig sein. \*)

Legt man die 8 ersten Beobachtungen der Rechnung zu Grunde, so wird das dritte Glied auf der rechten Seite der Gleichung:  $T = a + bS + cS^2$  nicht negativ, sondern positiv. Nun sind die 8 ersten Beobachtungen von 700 Fuss bis 2100 Fuss in regelmässigen Abständen von 200 zu 200 Fuss angestellt. Zwischen der 8. und 9. Beobachtung ist ein Zwischenraum von 1290 Fuss, in dem Beobachtungen nicht gemacht worden sind. Darf man da der letzten Beobachtung ein so entscheidendes Gewicht beilegen? Und wenn man es thut, wie will man die Erscheinung der Geysir, wie die vulkanischen Erscheinungen erklären?

Aber gesetzt, der letzten Beobachtung käme in der That dieses Gewicht zu, ist denn bewiesen, dass die Gleichung der Parabel unter allen Gleichungen die kleinste Summe der Fehlerquadrate liefert? — Durchaus nicht. — Wie, wenn es eine Gleichung gäbe, die eine ebenso grosse oder noch kleinere Summe der Fehlerquadrate lieferte als die Parabelgleichung, ohne dass ihr die fatale Eigenschaft anhaftete, ein Maximum der Temperatur in so geringer Tiefe zu liefern? Und eine solche Gleichung gibt es, es ist die Gleichung  $T = a + bS + cS^2 + dS^3$ .

Ich habe mit Hilfe der Methode der kleinsten Quadrate die Constanten der vorstehenden Gleichung berechnet und gefunden:

$$2) T = 11,419 + 0,0084487 \cdot S - 0,000000241986 S^2 + 0,00000000000256645 \cdot S^3.$$

Die Summe der Fehlerquadrate, nach dieser Gleichung berechnet; ist 1,289, also genau so gross als sie die oben angeführte Parabelgleichung liefert. Der wahrscheinliche Fehler ist 0,3424, also auch grösser als bei Zugrundelegung der Geraden. Die Gleichung 2) schliesst sich indessen den gesammten Beobachtungen besser an als die Parabelgleichung; denn nimmt man die in 50 Fuss gemachte Beobachtung noch hinzu, so liefert die Gleichung 2) eine kleinere Summe der Fehlerquadrate als die Parabelgleichung.

Sie werden sagen: die in 50 Fuss Tiefe gemachte Beobachtung darf nicht hinzugenommen werden, weil durch die Wassercirculation und die Wärmeleitungsfähigkeit der Verröhrung die Temperatur jedenfalls zu hoch angegeben wurde. — Gut. — Aber die Temperatur in 50 Fuss Tiefe liegt jedenfalls zwischen der mittleren Temperatur von Spereberg und der beobachteten Temperatur 9,86° R. Welche Temperatur Sie nun auch nehmen, ob die beobachtete 9,86 oder irgend eine zwischen 9,86 und 7,18 inclusive 7,18, die Gleichung 2) liefert eine kleinere Summe der Fehlerquadrate als die Gleichung der Parabel. Die Gleichung der Parabel ist daher nicht mehr zulässig. Dass die Gleichung 2) kein Maximum oder Minimum hat, ergibt sich leicht aus dem ersten und zweiten Differentialquotienten.

\*) Ausführlich habe ich darüber gesprochen in dem 9. Hefte des Jahrb. f. Mineralogie 1877. H. Verhandlungen der 32. Philologenversammlung.

Es fragt sich nun: gibt es nicht eine Gleichung, die eine noch kleinere Summe der Fehlerquadrate liefert als die Gleichung 2)?

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass eine Exponentialgleichung sich noch besser den Beobachtungen anschliessen dürfte und zwar aus folgenden Gründen.

Von Bischof\*) und Pfaff\*\*) ist auf experimentellem Wege untersucht worden, nach welchem Gesetz sich eine gleichmässig heisse Kugel in einem kalten Medium abkühlt. Wenn man die Pfaffsche Curve, die aus den Beobachtungen construiert ist, ansieht, so sieht man sogleich, dass ihr eine Exponentialgleichung zu Grunde liegt.

Fourier hat auf mathematischem Wege dieselbe Aufgabe gelöst. Die Resultate sind mitgetheilt in der Theoretischen Physik von Thomson und Tait. Auch Fourier fand eine Exponentialgleichung, aber von solcher Beschaffenheit, dass sie für die ersten 40000 Fuss fast genau dieselben Resultate liefert, wie die Gleichung einer Geraden.

Ich komme zum Schluss. Ich habe gezeigt, dass sich die Gleichung 2) den Beobachtungen am besten anschliesst und behaupte dennoch: die Gleichung 1) drückt das Gesetz der Wärmezunahme für Sperenberg aus. Ich habe nur zu erklären, warum die Gleichung 2) sich den Beobachtungen am besten anschliesst, und warum die Constante in der Gleichung 1), wenn diese Gleichung wirklich das Gesetz der Wärmezunahme ausdrückt, von der mittleren Temperatur von Sperenberg abweicht.

Ich habe erwähnt, dass Dunker mittelst seines Kautschukapparates Strömungen im Bohrloche nachgewiesen hat, und dass diese Strömungen in 3390 Fuss Tiefe 3° R. kälter waren als das Gestein, an dem sie vorbeigingen. Wenn aber kalte Strömungen von oben nach unten gehen, so müssen nothwendigerweise warme von unten nach oben gehen. In 3390 Fuss Tiefe streicht an dem Gestein jahraus, jahrein Wasser vorbei, das 3° kälter ist als das Gestein selbst, folglich muss das Gestein bis zu einer gewissen Tiefe — die Tiefe senkrecht zur Richtung des Bohrlochs verstanden — in seiner Temperatur erniedrigt werden. An der Oberfläche ist es umgekehrt. In 50 Fuss Tiefe z. B. wirkt das Wasser fort und fort erwärmend auf das Gestein, folglich wird seine Temperatur bis zu einer gewissen Tiefe erhöht. Das ist der Grund, warum in 50 Fuss Tiefe die mittlere Temperatur nicht angetroffen wurde. Das ist auch der Grund, warum die Gleichung 2) sich den Beobachtungen am besten anschliesst und warum die Constante der Gleichung 1) von der mittleren Temperatur von Sperenberg verschieden ist.

Prof. Unverzagt sprach sodann über Quaternionen.

Bezeichnet man mit Hankel die Zahl als den begrifflichen Ausdruck der Beziehungen zweier gleichartigen Grössen zu einander, so weit diese Beziehungen quantitativen Bestimmungen zugänglich sind, so bietet das Auffinden der Masszahl einer Strecke in Bezug auf eine zweite Strecke im allgemeinen keine Schwierigkeit, wenn bloss die Längen dieser Gebilde verglichen werden sollen. Will man aber im Resultate dieser Messung auch die Lagebeziehungen der Strecken zu einander zum Ausdruck bringen — d. h. die Verschiedenheit ihrer Richtungen, die Stellung der durch dieselben bestimmten Ebene im Raume, endlich die Grösse und Richtung des Abstandes der Anfangspunkte, wenn die Strecken parallel oder kreuzend sind —, so ist die Zahl  $\Omega$ , welche dieses alles angeben soll, nicht

\*) Bischof, G., Wärmelehre des Erdinnern.

\*\*) Pfaff, Allgemeine Geologie. S. 305.

mehr einfach der Quotient der Längenzahlen dieser Strecken, sondern sie ist eine Bi-  
quaternion.

Lassen wir nämlich die kreuzenden Strecken in  $a$  und  $b$  beginnen und legen den-  
selben bezüglich die Längen  $a$  und  $b$  bei; denken wir uns ferner durch  $a$  noch die Strecke  $b_1$   
parallel und gleich  $b$  gezogen, so ist

$$\Omega = \frac{b}{a} = \frac{b}{b_1} \cdot \frac{b_1}{a} = Q \cdot q,$$

d. h. gleich dem Producte der zwei Quotienten  $Q$  und  $q$ , von denen der erstere von dem  
Vortragenden eine Longiquaternion genannt worden ist, während der zweite von Hamilton  
einfach als Quaternion bezeichnet wurde, zum Unterschied von  $Q$  aber Gonioquaternion  
heissen mag. Dann liegt es nahe, das Product dieser beiden Quaternionen ein Biquater-  
nion zu nennen.

Die Gonioquaternionen, d. h. die Quotienten einander schneidender Vektoren, sind  
von Hamilton und seinen Nachfolgern ausführlich untersucht worden. Die Longiquater-  
nionen — Quotienten paralleler Vektoren — haben erst in der letzten Zeit eine Bearbeitung  
in der „Theorie der Quaternionen“ des Vortragenden gefunden.

Es lässt sich nun zeigen, dass  $b_1 : a$  zerlegt werden kann in

$$m (\cos ab_1 + i \sin ab_1),$$

oder auch in den viergliedrigen Ausdruck

$$m (w + xi_1 + yi_2 + zi_3),$$

worin  $m$  das absolute Längenverhältniss von  $b_1$  zu  $a$  bedeutet;  $i_1, i_2, i_3$  aber selbst Qua-  
ternionen darstellen, deren längengleiche Vektoren mit den Axen eines räumlichen recht-  
winkligen Axensystemes zusammenfallen, und für welche allgemein

$$i^2 = -1,$$

$$i_1 i_2 = i_3, i_2 i_3 = i_1, i_3 i_1 = i_2,$$

dagegen

$$i_2 i_1 = -i_3, i_3 i_2 = -i_1, i_1 i_3 = -i_2$$

ist. Für diese Gonioquaternionen gelten die Sätze

$$(q_1 q_2) q_3 = q_1 (q_2 q_3),$$

$$(q_1 + q_2) q_3 = q_1 q_3 + q_2 q_3;$$

dagegen ist nicht immer  $q_1 q_2$  identisch mit  $q_2 q_1$ .

Die Longiquaternion  $b : b_1$  lässt sich entwickeln in

$$\cos ab + j \sin ab$$

oder in

$$\cos_0 ab + j_1 \cos_1 ab + j_2 \cos_2 ab + j_3 \cos_3 ab.$$

In diesen Ausdrücken stellen  $\cos ab$  und  $\sin ab$  räumliche Functionen dar, deren Bedeu-  
tung in dem oben erwähnten Werke gegeben; dagegen sind  $j, j_1, j_2, j_3$  selbst Longiqua-  
ternionen, für welche allgemein

$$j^2 = 2j - 1,$$

und denen zugleich die Eigenschaft zukommt, durch Multiplication eine Strecke in eine zu  
ihrer alten Lage parallele Lage überzuführen. Bei der Rechnung mit Längenquaternionen  
haben das associative, das distributive und das commutative Princip ihre Geltung in  
der Form, dass

$$\begin{aligned}(Q_1 Q_2) Q_3 &= Q_1 (Q_2 Q_3) \\ (Q_1 + Q_2) Q_3 &= Q_1 Q_3 + Q_2 Q_3 \\ Q_1 Q_2 &= Q_2 Q_1.\end{aligned}$$

Nachdem der Redner noch die zahlreichen von Hamilton vorgenommenen Verwendungen seiner Quaternionen angedeutet, zeigte er, wie man sich die Theorie der Biquaternionen noch erweitert denken könne, dadurch dass man die Vektoren  $a$  und  $b$  afficirt annehme von variablen Grössen, etwa von electricischen Strömen, oder dass man sie in Wärme oder Licht in verschiedenen Farben leuchtend, oder von Schallschwingungen bewegt denke. Dadurch wird die Möglichkeit klar, bei Messung des Vectors  $b$  durch den Vector  $a$  zu Triquaternionen etc. zu gelangen, d. h. zu Zahlformen, die immer mehr Beziehungen der zu Grunde liegenden Vektoren zum Ausdruck brächten, wie denn das in Deutschland noch kaum in dieser Form angebaute Feld der Quaternionen der Arbeitskraft jüngerer Mathematiker noch reichen Stoff zu interessanten Untersuchungen bietet.

Wegen zu sehr vorgerückter Zeit wurde der Vortrag des Prof. Reuschle (Stuttgart) über eine algebraisch-analytische Frage ausgesetzt. Der Vorsitzende schloss die Sitzungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section gegen 6 Uhr mit dem Wunsche auf fröhliches Wiedersehen in Gera zu neuer Arbeit und zu neuen Kämpfen.

In der letzten Plenarsitzung der Philologenversammlung, Sonnabend, den 29. September, berichteten die Sectionsvorstände über die Arbeiten ihrer Abtheilungen, und es konnte Prof. Unverzagt mit grosser Befriedigung feststellen, dass die mathematisch-naturwissenschaftliche Section in Bezug auf die Zahl der Mitglieder, die rege Theilnahme an den Sitzungen und die Wichtigkeit der behandelten Materien hinter keiner andern Section zurückgestanden habe.





DEC 2 1895

~~DEC 11 1895~~



3 2044 098 631 302

